Mein weltleben, neue folge

Peter Rosegger







Peter Rosegger
Mein Weltleben
Neue Folge



Phot. Pietzner Graz

Druck von F. A. Brockhaus Leipzig

Peter Rosegger

Verlag von L. Staackmann Leipzig

Mein Weltleben

Neue Folge

Erinnerungen eines Siebzigjährigen

von

Peter Rosegger

Erstes bis zehntes Tausend



Leipzig ⸙ Verlag von L. Staackmann ⸙ 1914

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Zum Ein- und Ausgang.

Der Hauptgegenstand meiner schriftstellerischen Tätigkeit war mein eigenes Leben. So wird's ja wohl bei den meisten meiner Berufsgenossen sein; was nicht in ihnen ist, das können sie nicht geben.

Bei mir trifft's aber noch in einem andern Sinne und besonderem Grade zu. Ich habe mein Leben dichterisch gegeben in den Waldheimatgeschichten, deren Legion sind, und ich habe es in tatsächlicher buchstäblicher Wahrheit beschrieben, soweit mir die Erinnerung treu war, in meinem Buche „Weltleben“, beziehungsweise auch in meinen „Persönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling“, in den „Guten Kameraden“ und in den Kindergeschichten.

Man hat das gehört und gelesen und man hat, da jene Bücher sehr lückenhaft sind, nach Vervollständigungen verlangt. Alle jene Menschen, die meine Freunde geworden sind, haben mir's gerne verziehen, daß ich immer so viel von mir selbst rede, und wollen mein Leben, das innere und das äußere, möglichst lückenlos haben. Ich bilde mir nichts darauf ein, ich weiß recht gut, daß

es nicht eigentlich mein persönlicher Wert ist, der diesen Wunsch meiner Leser rege hält, als vielmehr mein ungewöhnliches Lebensgeschick.

Nach Vollendung meines fünfzigsten Lebensjahres habe ich einen Strich gezogen, wie nach etwas, das abgeschlossen ist, und habe mein Buch „Weltleben" herausgegeben. Mir schien damals, ich wär fertig. Aber ich war nicht fertig, ich habe weiter gelebt, noch zehn, noch fünfzehn Jahre, noch länger. Ja ich lebe heute noch, im siebzigsten! Es hat sich während dieser Zeit mancherlei in mir ereignet, es ist mein Leben seit dem fünfzigsten Jahre inhaltsreicher geworden; es war mir gegeben, etwas mehr aus mir herauszutreten und manches meiner Ideale, das ich früher nur dichterisch gelebt, auch tatsächlich zu leben, persönlich zu betätigen.

Da ich meine Lebensbeschreibung vor ungefähr fünfzig Jahren angefangen habe, da ich sie seither fast ununterbrochen fortsetzte, ja, da ich eigentlich die schriftstellerische Haupttätigkeit einzig dahin verdichtete, mein Leben, das innere mehr als das äußere, zu beschreiben, so muß ich das auch weiter fortsetzen und zu Ende bringen. Es sei noch einmal gesagt, daß ich es nicht tue, etwa weil ich mich und mein Wirken für so wichtig halte, sondern daß ich es tue, weil es durch die Umstände mein Lebenszweck geworden ist, mich selber ganz und gar aufzuzeigen: Sehet, ein Mensch! Ein Mensch, wie im Grunde jeder von uns ist, nicht besser und nicht schlechter; nur daß nicht jeder Gelegenheit und Neigung hat, sich darzulegen. Ich habe sie, diese Neigung, ob sie ein Vorzug ist oder eine Schwäche, das weiß ich nicht. Mir ist immer gewesen, als sei ich ein Teilchen der großen Menscheneinheit, ein

ausgeliehenes Teilchen, das ich wieder zurückgeben muß. So gebe ich mich zurück.

Die Blätter, die hier liegen, sind wieder keine einheitliche Lebensbeschreibung, wie sie etwa einer verfaßt, der sich eigens dazu hinsetzt: Jetzt will ich meine Selbstbiographie machen. Diese Blätter sind zu verschiedenen Zeiten entstanden, aus Anlaß der Geschehnisse, Erlebnisse und Bestrebungen, die mich erfüllten und die mich zur Stunde zwangen, sie niederzuschreiben. Sie hängen deshalb auch nicht zusammen, wie eine richtige Biographie, haben hingegen vielleicht den Vorteil größerer Vertiefung in einzelne Gegenstände, seien es nun Dinge oder Personen, die mir begegneten und mich streckenweise begleiteten. Einzelne dieser in sich abgerundeten Teile greifen zurück in meine fernsten Jahre, um Lücken auszufüllen, die frühere Erinnerungen offen gelassen haben. Indessen sind die Aufsätze hier möglichst nach der Zeitfolge geordnet. Und wenn manchmal Dinge berührt und teilweise wiedergegeben werden, die schon in anderen meiner Bücher vorkommen, so ist das, weil es sich anders nicht machen ließ, ohne die Geschlossenheit und das Verstehen für dieses Buch zu beeinträchtigen. Doch glaube ich, daß die Leser in diesem letzten meiner Bücher viel Neues finden werden.

Manche äußeren Tatsachen meines Lebens, die alle Welt sehen kann und die im Bedarfsfalle auch andere beschreiben können, habe ich in meinen biographischen Schriften übergangen; ebenso auch solche Partien, die in meinen sonstigen Lebensbeschreibungen stets in den Vordergrund gerückt werden. Ich will vor allem solche Sachen erzählen, die sonst niemand angemerkt hat und niemand weiß.

Gedichtet ist in diesem Buche nichts, außer etwa, was der innere Blick unwillkürlich schafft. Es war mein Bestreben, die Erinnerung in strenger Zucht zu halten, da mir ja tagebuchartige Aufzeichnungen und teilweise die Gegenwart der Dinge selbst bei meiner Absicht, buchstäblich wahr zu sein, zu Hilfe kamen. —

Und nun, mein sensibles Poetenherz, nun gib dich zufrieden. Das graue Haar findet dich reicher an Ehren, denn an Verdienst. Halte noch dein letztes Plaudern, dann sag: Schön Dank! und — schau auf die Uhr.

Meine Eltern.

Zuerst von der Mutter.

Vor vierzig Jahren, als ich ihren Todestag habe erleben müssen, sang ich ihr ein heißes, ein fast wildes Schmerzenslied. Seither ist jeder Erinnerungstag sanfter geworden und friedlicher und fröhlicher, und heute ist sie mir keine Gestorbene mehr; sie lebt wieder in jener Gestalt, wie sie mich als Knaben über die beblümten Felder hat geführt und liebliche Lieder gesungen, wie sie mich durch dämmernden Fichtenwald hat geleitet und viel heilige Mär hat erzählt von den Himmlischen, und auch von den Irdischen, die vor uns gewesen sind im Waldlande.

Der Wald war meiner Mutter angestammte Heimat. Aus seinem Dunkel kam sie heraus mit ihren wundersamen Geheimnissen, mit denen sie mich hat erfüllt. Sie war die Tochter eines Kohlenbrenners, der in den Wildnissen des Kreßbaches und des Teufelssteingebirges die gefällten Hochwaldstämme zu kostbaren Kohlen glutete, wie sie die Hammerschmieden des Mürztales in jenen Zeiten benötigt haben. Und außer Kohlenbrenner ist ihr Vater — wie mir oft erzählt worden — auch Schulmeister gewesen, in dessen Hütte die Kinder der Holzknechte, Jäger und Kleingütler zusammenkamen, um das Lesen gedruckter Bücher und das Zeichnen der Rechnungsziffern zu lernen. Das Schreiben hat dieser Schulmeister die Kinder nicht gelehrt, weil er es selber nicht gekonnt hat. Und die beiden

„schwarzen Künste“, die der Mann trieb, setzten ihn nicht in die Macht, seine Familie zu ernähren. Sein Weib stand auf einem nachbarlichen Kleingütel als Dienstmagd; auch das Töchterlein hatte sie bei sich, die kleine Maria mit dem dunklen Haar und den braunen Augen. Die Kleine wurde freilich nicht erzogen, wie man Kinder erzieht, nur die Bauernarbeit wurde ihr beigebracht, daß sie sich recht bald ihr Brot verdiene. Und als sie Heuen und Kornschneiden konnte, da konnte sie auch aus der Hauspostille lesen, wie es ihr ganz mühelos und nebenbei der Vater beigebracht. Dann kam die Maria auch auf den Allitschhof, der in Krieglach Alpel noch heute als eines reichen Herrn Jagdhaus steht; dort diente sie etliche Jahre für Kost, Pflege und das allernotwendigste Gewand. Geldlohn gab es damals kaum in der Gegend, man brauchte auch kein Geld, weil jeder eine große Erbschaft bei sich trug — die Bedürfnislosigkeit. Von der freilich manchmal übermenschliches verlangt worden sein mag.

Zu jener Zeit lebte in demselben Alpel ein junger Mensch, der nach des Vaters frühem Tode mit seiner Mutter einen großen Bauernhof zu bewirtschaften hatte. Schon seit Jahrhunderten saßen seine Vorfahren auf demselben Hof, insgemein genannt „beim Kluppenegger“. Sie waren arbeitsam und strenge und hochgeachtet und haben zeitweise das Richteramt geführt in der entlegenen Waldgemeinde. Sie sollen in der großen Hausstube unter einer Diele des Fußbodens eine Bibel verborgen gehalten haben, von der Reformationszeit her. — Dieser junge Mensch nun war eines Tages vor seine Mutter hingetreten mit folgender Darlegung: „Mutter! Von der Kuhhaut ist Leder übriggeblieben. Jetzt kommt der Winter

und das jüngere Dienstdirndel im Allitschhof geht barfuß. Soll ich ihm nit ein Paar Schuhe machen lassen?"

Die Mutter aber war ein strammes Weib, die antwortete: „Uh mein! Wieviel Jungleut gehen nit barfuß! Was kümmerst dich du just um die Allitschhofer Dirn?"

„Sie müßt's ja nit wissen, von wem die Schuh' kommen," sagte er.

Da schaute sie ihm prüfend ins Gesicht, das er abwendete. Er hatte sich verraten.

„Wenn Leder da ist — meinetwegen!" Das war endlich der Mutter Bescheid. Eine Woche später hat die junge Maria im Allitschhof von unbekannter Hand ein Päcklein erhalten, und war ein Paar derbgenähter Winterschuhe drin.

Diese Schuhe haben die Trägerin in den Kluppeneggerhof geführt. Die Maria ist Braut des Lorenz Roßegger*). Der Bursche war schon früher mit einer Bauerntochter verlobt gewesen, die gar so gerne getanzt hat. Als es sich aber bei einem Holzknechtball im Alpsteigwirtshaus herausstellte, daß der Lorenz nicht ungarisch und nicht wällisch tanzen konnte, nur zur Not ein wenig steirisch, da hat sie ihm die Verlobung gekündigt. Der Maria hingegen war nichts ums „herumbären" auf dem Tanzboden, sie tat lieber singen und wußte eine Menge manierlicher und lustiger „G'sanger", die sie — so schüchtern sie sonst war — mit heller Stimme hinjauchzte. — Also, diese zwei Leutchen haben im Jahre 1842 zusammengeheiratet — ein Jahr vor meiner Geburt. Ein Jahr nach derselben fand ich mich, und zwar als Knäblein auf einem Schemel stehend, um die Mutterbrust erreichen zu können.

*) Die Roßecker tauchen in jener Gegend der östlichen Steiermark schon um das Jahr 1290 auf.

Und als ich satt war, wird sie mich in die Arme genommen und ein Liedel gesummt, und wird das eingeschlummerte Kind in die Wiege gelegt haben. O ferner Tag mit deinem dämmernden Waldhause, mit deiner sanft schaukelnden Wiege und mit dem weißen Mutterantlitz darüber! O heiliger, glückseliger Anfang des Menschenlebens!

Und dann kamen die Jahre, da der Knabe, der Junge, der Bursche alles sieht, schaut, erlebt, nur die eigene Mutter nicht. Die ist da, ist so selbstverständlich wie Tag und Nacht; man kümmert sich nicht weiter um die Mutter, man zärtelt sie, man trutzt ihr in der gleichen Minute, man schreit sie an um den Milchbrei, man stürmt ins Freie zu wilden Spielgenossen, man ist störrisch und unfolgsam, man vergißt ihrer bei ausgelassenen Kameraden, man flüchtet in ihren Schutz, alles ohne zu bitten, ohne zu danken, man hängt mit ihr zusammen in grenzenloser Liebe — und weiß es nicht. Und diese grenzenlose Liebe, wie eng ist sie begrenzt! Es kommt der Tag, da zeigt es sich, daß nur in dieses einzigen Wesens Lichtkreis die Liebe gewesen, die Mutterliebe, die göttlich selbstlose, wie sie nirgends sonst auf Erden zu finden ist und wie sie von allen Völkern der Erde gepriesen wird.

Ich weiß aus frühen Jahren kaum etwas anderes zu melden, als daß die Mutter im beblümten Tonschüsselchen mir wohl zehnmal des Tages die gekochte Kuhmilch in die Hände gibt. Die Blümlein an der Innenseite des Schüsselchens innern mich weit mehr, als die Mutter, die wohl schmunzelnd zuschaute, wie mir der Trunk geschmeckt. Oft trinke ich die Milch gar nicht mehr aus Hunger oder aus Durst, sondern nur, damit im Geschirr die schönen Blümlein sichtbar werden. Dann kamen die Zeiten der

Waldgänge, der Kirchgänge. Ich möchte es wohl beschreiben, wie an jenen hohen Festtagen die Mutter gekleidet war. Ihr Brautgewand noch, es soll dem Vater ein paar junge Ochsen gekostet haben und war sie reichlich wert. Ein ziemlich faltiger Wollenrock, in dessen dunklem Grund hellrote Röslein gewoben waren. Eine schwarzseidene Schürze, die immer ein wenig knisterte, wenn ich mit krampfigen Fäustlein d'ran festhielt. Dann eine schwarze Seidenjoppe mit hochgebauschten Oberärmeln. Darüber um Nacken und Achseln gelegt ein großes kirschrotes Seidentuch mit weißen Fransen, das rückwärts in einem breiten Dreieck hinabhing und vorne über den Busen so gelegt war, daß es ein großes, hellglühendes Herz bildete. Ach, das kann man nicht beschreiben, das wäre was für den Maler. Und über dem glattgekämmten Haar, das an den Schläfen in zwei Strähnchen hervorlugte. die Goldhaube. Diese „Goldhaube" bestand aus Drahtgeflecht, mit schwarzer Seide überzogener Pappe, und hatte die Form eines alten römischen Kriegshelms, nur daß rückwärts eine breite Seidenmasche war und daß Helmsattel und Ohrklappen mit vielen hundert runden blitzenden Goldblättchen besetzt gewesen sind. Das war eine gar vornehme Bauernweiberfesttracht damals. In ihr ist meine Mutter mir noch gegenwärtig aus jenen Tagen, ehe die schlimmen Zeiten kamen. Zwischen dem seidenen Busen und der unerhört schönen Goldhaube hat ihr weißes, gutes Rundgesicht auf mich herabgeschaut, wenn wir die Waldstraßen gingen nach dem fernen Gotteshause der heiligen Katharina oder nach dem noch ferneren des heiligen Jakobus oder gar nach dem eine lange Tagereise fernen Wallfahrtstempel Unserer lieben Frau

in Maria-Zell. Unterwegs wunderbare Märchen, merkwürdige Sagen, deutsame Sprüche und heilige Lieder. Die Mutter hatte manchmal ein Bündel von Nahrungsmitteln auf den Rücken gebunden, und wenn ich sagte, ich sei müde, oder mich wetze der Schuh, so nahm sie mich auf das Bündel und trug uns beide, und ob auch sie müde sei oder ihren Fuß der Schuh wetze, danach hat niemand gefragt. Kehrten wir in ein Wirtshaus ein, so schnitt sie erst mir die Semmel in die Suppe, und wenn ich versorgt war, aß auch sie in ihrer langsamen bescheidenen Weise. Auch darum, ob sie Hunger habe und wohl satt werde, hat sie niemand gefragt.

Selten und seltener sang die Mutter ihre frohen Lieder, um so lieber die ernsten. Denn es war das Leben ernst geworden. Nach mir waren noch sechs Kinder gekommen, wovon zwei in der Wiege starben. Es waren Krankheiten gekommen und wirtschaftliche Mißgeschicke. Trotzdem suchten die Nachbarsleute in ihren Anliegen Rat und Trost und auch Hilfe bei meiner Mutter. Sie gab, solange sie hatte. „Wo werden wir denn hinkommen bei deiner Freigebigkeit?" rief einmal der sparsame Vater aus. „In den Himmel!" antwortete sie. Das war dem Vater recht, der sich allmählich mehr von den Werten der Welt abkehrte und religiösen Träumen hingab. Auch in der Not ließ die Mutter ihr Singen nicht. Während sie auf dem Acker Erdäpfel ausgrub, oder im Stalle die Kühe molk, oder am Herd die Suppe kochte, sang sie in ihrer schönen, leicht gedämpften Stimme Lieder vom Leiden Jesu oder von Unserer lieben Frau. Und an Winterabenden beim Garnspinnen sang sie gemeinsam mit einer Magd und wir Kinder saßen bei dem Vater am

Tisch oder auf der Ofenbank und das Gesinde an den Wandbänken herum und wir hörten zu und freuten uns allesamt auf Jesu und Maria, die wir im Himmel sehen würden.

„Wenn mer nur schon drüben wären!" sagte da einmal der alte Knecht Markus, „über dem tiefen Graben. Die schmal' Brucken tu' ich fürchten."

„Tschapperl!" entgegnete die Mutter, „hast ja Glander (Handhaben) auf beid' Seiten."

Sie meinten das Sterben und die „Glander", das waren Jesu und Maria.

Ein paar Elternworte aus jenen harten Zeiten habe ich mir gemerkt. So sagte mein Vater in seiner langsamen, sanften Weise: „Wenn dir wer was antut, Peterl, nix nachtragen, von Herzen verzeihen!" — Oder: „Alleweil bei der Wahrheit bleiben, nachher kann dir nix geschehen. — Oder: „Nit verzagt sein, Leut', 's dauert ja nit lang auf der Welt." — Oder: „In Kreuz und Leiden sich schön in den Willen Gottes ergeben." — Oder: „Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein."

Und meine Mutter sagte einmal anläßlich eines Nachbarpfarrers, der fromm predigte und unfromm lebte: „Den Geistlern soll man zuhören, aber nit zuschauen." — Ein anderesmal tat sie den Ausspruch: „Essen und reden nit z'viel; trinken und strafen nit z'gach; schlafen und beten nit z'lang."

Frömmlerisch war sie nicht. Doch deucht mir, es ist ihr manchmal bange geworden, wenn schon damals im Waldlande davon gesprochen wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!" sagte sie einmal, „wenn sie

ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!" — Gute Mutter! Wenn du sehen könntest, mit welch ausgelassenen Freudensprüngen sie heute ihre Gottlosigkeit feiern! — Ihr Christentum bestand vor allem darin: Fleißig arbeiten, den Leuten gut sein und auf unseren Herrgott vertrauen.

So ganz weltabgekehrt, wie endlich mein Vater, ist sie nie geworden. Sie war es, die das Haus noch soweit aufrecht hielt, daß wir nicht gerade darben mußten. Und immer wußte sie sich auch anderen Leuten nützlich zu machen. Wenn in der Gegend wer krank war, brachte sie ihm Hausmittel oder zukömmliche Bissen. Wenn wer starb und die Leute an der Bahre Tag und Nacht Wache hielten unter Beten und Singen, da ist immer meine Mutter gebeten worden um ein Totenlied oder um einen Gesang von Unserer lieben Frau, oder daß sie was vorlesen möchte aus dem Erbauungsbuch. Die meisten anderen hatten ihr bißchen Lesen ja längst vergessen oder konnten es wenigstens nicht so gut wie meine Mutter. Sie las nicht trocken und eintönig, wie man „liest", sondern lebendig und eindringlich, wie man spricht. Mein Vater, der keinen Buchstaben kannte, hat bei solchem Lesen die Mutter in Andacht und Freude betrachtet, voller Glück darüber, daß er auf seinem harten Weg zum Himmel gerade *diesen* Kameraden hat finden mögen.

Freilich, auch ich konnte lesen, sogar schreiben. Aber das war meinen Eltern nicht das Richtige, denn ich las zu viel, und so in mein zwölftes Jahr gekommen, wollte ich gar nichts mehr tun als lesen und schreiben. Ein mißlungener Bauer. Nun begann meine Mutter hausieren zu gehen zu den Pfarrhöfen weitum mit ihrem Buben,

der Geistlich werden wolle. Was da zu machen sei, ihn ohne Geld in die Studie zu bringen? Sie fand kein rechtes Entgegenkommen und hat den Buben allemal wieder mit heimgebracht. Endlich — 's ist das ja schon zu oft erzählt worden — als der Bub siebzehn Jahre alt war, hat ihn ihr ein Schneidermeister abgenommen. Das Schneidern wäre zwar auch nichts zum Lesen und Schreiben, aber immerhin schon eine wesentlich geistigere Arbeit als das Pflügen und das Dreschen. Das war meiner Mutter recht, da kam ich ja allsamtägig wieder nach Hause und sie konnte mich in allem, wo es nottat, bemuttern. Aber als ich fünf Jahre später plötzlich in die Fremde ging, nicht als Handwerksbursche, sondern in die ferne große Stadt, um ein Student zu werden, und doch nicht auf Geistlich zu studieren — da ist ihr bange geworden. Sie war nicht mehr so gesund wie in junger Zeit, ist oft im Fiebern und Hitzen dahingelegen, dann doch immer wieder auf die Füße gekommen, mußte aber einen Stock haben zum Gehen; und die durch Arbeit und Gicht verkrüppelten Hände zitterten ein wenig, wenn sie sich auf den Stock stützten. Ihr Haar war noch glänzend schwarz und ihr Gesicht weiß und jugendlich. Sie soll heimlich tagelang geweint haben, als sie ihren Ältesten so in die dunkle Ungewißheit hinein verlor, aber zur Stunde, als ich reisebepackt vor sie hintrat: „Nun, Mutter, behüt' euch Gott!" da hat sie mir ein Papierbildchen der heiligen Jungfrau in den Sack gesteckt, hat mit dem Daumen über mein Gesicht ein Kreuz gemacht, und geweint hat sie keinen Tropfen. „'s Herz schwer machen," soll sie zu meiner Schwester gesagt haben, „das hat's schon gar nit not; er geht eh hart fort."

Bald kamen für die Mutter aber tiefere Leiden. Etliche Leute waren, besonders ein Kaplan in Krieglach, die redeten herum: Der Kluppenegger Peterl zu Graz täte auf den Antichrist studieren und vom heiligen Glauben abfallen. Meine Mutter hat nichts drauf gesagt als: „Derlogen ist's. So ist er nit!"

Weil jedoch das Gerede immer ärger wurde, so hat sie eines Tages von ihrer Dienstmagd die Sonntagsjoppe entlehnt, denn sie selber besaß keine ungeflickte mehr, hat ein Handkörbchen genommen, ein Stück Rauchfleisch und einen Schnitten Weißbrot und den Stecken und hat sich auf den Weg gemacht nach Graz. Dort hat sie im lichten Zimmerchen einen munteren Bettelstudenten gefunden, in schwarzem Tuchgewand, das Haar hübsch mit Wasser geglättet und nach rückwärts gekämmt, und um ihn Bücher, lauter Bücher. Die Wäsche in der Lade war in guter Ordnung, das Bett mit weißem Linnen überzogen und über dem Bette hing das Bildchen Unserer lieben Frau, das sie ihm hatte mitgegeben. Nun sieht sie es, er ist bei guten Leuten und hat noch den Glauben. Aber als ich sie in der Stadt herumführte und zu meinen Bekannten und Gönnern, da ist sie auf der Straße ohnmächtig geworden und neben meiner zu Boden gesunken. Noch heute wundert es mich, wie gefaßt ich es ertragen konnte, als sie mehrere Tage lang im stockfremden Spitale lag zwischen vielen Betten und Kranken, weil es mir nicht gestattet war, sie in meinem Zimmer zu behalten. Indessen hat sie sich bald erholt und ist damals — so wie noch ein zweitesmal, als sie mich in Graz besucht — glücklich und glückselig nach Hause gekommen. Sie hatte gesehen, unter schlechte Leute war ihr Bub nicht geraten und

von einem Antichrist war an ihm auch just nichts zu verspüren.

Der nächsten Jahre Sommerferien habe ich daheim zugebracht im Vaterhause. Wenn ich bei meinen Büchern und Schriften saß, waltete sie emsig und froh um mich herum und ließ es nicht merken, wie krank sie war. Leid tut mir heute noch jeder Waldgang, jede Bergwanderung, die ich in jenen Ferien machte. Ich versäumte damit ja die letzte Lebenszeit der Mutter. Einmal habe ich sie mitgenommen, zu Wagen, auf einen solchen Ausflug, aber er hat ihr nicht wohlbekommen. Es ging nämlich in Alpel der Ruf um von einem Bauerndoktor in Fischbach, der nahezu Wunderkuren vollbringe. So führte uns eines schönen Sommertages der Vetter Steffel mit seinen Pferden dahin durch die weiten hohen Wälder. Die Fahrt war lang und der Weg bergig und holperig und der Wunderdoktor — als wir endlich sein Haus erreichten — besoffen. Er untersuchte die Mutter wichtigtuerisch und sagte dann mit gröhlender Stimme: „Ja, mei liabe Kluppeneggerin, du muaßt sterb'n!"

Unser Kutscher hörte das und schrie dem Mann schauderhaft grob ins Gesicht: „Muaßt nit du ah sterb'n? Na, du wirst a so hin, alt's Kamel, gottverfluachts!"

Meine Mutter hat, solche Red' mißbilligend, krampfhaft aufgelacht, ist aber betrübter nach Hause gekommen als sie ausgefahren war.

Sie lebte noch ein paar Jahre so weiter, manche Woche darnieder im Bett, dann doch wieder mühsam im Hause herumschaffend, gemeinsam mit ihrem gottergebenen Mann und mit den heranwachsenden Kindern, die nicht in die Fremde gegangen waren. Der Bauernhof war den

Gläubigern verfallen. Die Meinen lebten im Altenleut-häusel kümmerlich dahin, aus steilem, steinigem Boden mit rastloser Mühe die nötige Nahrung grabend. Mein Vater hat noch viele Jahre gegraben, gelitten und gehofft — immer näher zu seinem Gott hin. Die Mutter erlebte es nur noch, daß eines Tages ein neues, gedrucktes Liederbüchlein ins Haus kam, das in ganz steirischer und gar deutlicher Weise verfaßt war und das ihr Sohn in der fernen Stadt zusammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren Sohn hoch über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber strebte in der fernen Stadt seinem Lernen, seinen Arbeiten, seinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß seine Mutter gestorben sei.

Meine Geschwister.

Von fünf lebenden Geschwistern war ich das älteste. Mein Bruder Jakob, zwei Jahre jünger als ich, war in der Kindheit mein eifriger Spielgenosse, dann gingen unsere Neigungen auseinander. Ich überließ ihm das Recht der Erstgeburt, das Anrecht auf den Hof. Der jedoch war von Mißgeschicken verfolgt nicht mehr zu retten. Der Jakob hatte keine Lust, mit zugrunde zu gehen. Auch er ging davon, ging in die Fabrik, um — Bauer zu werden. Wie hat er denn das angefangen?

Ich habe es in meinem Tagebuch so angemerkt: „Mein Bruder Jakob ging von der Scholle fort und wurde Eisenwerksarbeiter. Mit seiner jungen Kraft setzte er ein, mit strengem Fleiß trieb er es beständig, jahrelang. Dabei schaute er weder nach links noch nach rechts, sondern geradeaus gegen das ihm sichtbare Ziel, das sonst niemand ahnte. Etliche hielten ihn für einen Streber, der etwa irgendwo was Bürgerliches und Wohlhabendes erhaschen wolle. Sozialdemokratische Anfechtungen nahten, die hielt er sich mit spitzen Ellbogen schweigend vom Leibe. Seine Arbeit machte er gut und gründlich, hingegen ließ er sich von den Vorgesetzten nicht ein Pünktchen Ungebührlichkeit gefallen. Einmal wurden unvertragsmäßige Überstunden von ihm verlangt, es war nach einem Brande; er machte sie, ohne ein Wort zu sagen. Das zweite Mal begehrte

man von ihm ohne besonderen Anlaß überstunden, da ging er hin und „dankte der Arbeit“. Ein anderes Mal kam er in der Fabrik so zwischen heißen Öfen zu stehen, daß er vor unbändigem Durst mehr an Bier vertrank, als was der Taglohn ausmachte. Er dachte, das ist kein Geschäft und „dankte der Arbeit“. Er wußte, wofür er seine Gesundheit aufzusparen hatte. Verließ er das eine Gewerke, tat sich ihm schon das andere auf, denn er war als tüchtiger und verläßlicher Arbeiter bekannt. An Feierabenden, wo die anderen sich in Wirtshäusern gütlich taten, ging er gerne in der Landschaft umher und beschaute sich die Bauernhöfe. An Sonntagen ging er über die Almen und betrachtete sich das weidende Vieh. Dann arbeitete er wieder frisch und munter im Eisenwerke.

Und als der Jakob sechs Jahre lang Werksarbeiter gewesen, hatte er sich zweitausend Gulden erspart. Da verließ er die rauchenden Schlote, ging ins Gebirge hinauf, erwarb sich einen Bauernhof, heiratete ein frisches Dirndl, erzeugte acht gesunde Kinder und wurde ein wohlhabender Mann. Bargeld gab es nicht, aber auch keine Schulden. Nicht einmal Sparkasseschulden, ohne die heutzutage kein Grundbesitzer mehr auszukommen glaubt. Sein Hauptbesitz lag in einem großen Viehstand. Und nicht einmal modern rationell betrieb er die Wirtschaft, sondern noch immer nach altem Schlag, wie er es bei seinem Vater gelernt hatte. Und doch ging es aufwärts. Unermüdliche Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Sparsamkeit, das war seine ganze Wirtschaftspolitik. Seine Kinder läßt er aber doch in landwirtschaftlichen Anstalten abrichten, damit sie auch „für die Neuzeit taugen“.

In meiner Erzählung „Der Mann mit den sechs Händen" (Buch „Sonnenschein") habe ich den Jakob gemeint. — In seinem 67. Lebensjahre lähmte ein Schlaganfall seine rechte Seite. Da hatte er eines Morgens aus seinem Bette halb lallend gerufen: „Du, Weib, geh' her. Das ist spaßig, jetzt hat mich's Schlagel g'streift!" Und zu mir sagte er später: „Das hätt' ich gar nit glaubt, daß das Schlagel so komod' ist. Gar nix weh tun, kein Schwindel, kein Ohrenklingen — auf einmal is die Hand und der Fuß tot. Wenn's letzt' Schlagel ah nit schlimmer is, als 's erst, nachher bin ich eh zufrieden." Die lange Zeit seines Siechtums trägt er mit Geduld, sein größter Schmerz ist, nicht arbeiten zu können. „Sonst bin ich jeden Tag bereit zum sterben," meint er ruhig. „Jungheit bin ich ah amal recht krank gewesen. Haben mich schon abg'leuchtet (die Sterbekerze angezündet). All sind wir im größten Elend gewesen mit der Wirtschaft in unserer allerschlechtesten Zeit. Aber dennoch han ich selben nit sterben mögen. Heut' geht's mir besser und dennoch sterb' ich gern. Gelt, das is g'spaßig!" — Aber wir verhoffen, er verschiebt es noch eine Weile.

Meine ältere Schwester Apolonia blieb, nachdem der große Hof in fremde Hände gefallen war, mit der jüngeren bei den Eltern im Altenleuthäusel, und sie pflegten die siechende Mutter. Nach deren Tode heiratete sie einen Eisenwerksarbeiter im Mürztal. Sie lebte in glücklicher Ehe, starb aber in noch jugendlichem Alter, fünf Kinder zurücklassend. Die Erzählung „Die Hildegard" (Allerhand Leute) ist eine freie Wiedergabe ihres Schicksales.

Die jüngere Schwester Maria folgte mir nach dem

Tode der Mutter nach Graz, wo sie in der jungen Wirtschaft, als meine Frau gestorben, die Haushälterin war. Nach meiner zweiten Verehelichung diente sie ein paar Jahre lang im Hause unseres Freundes und Gönners Edler von Reininghaus. Dort heiratete sie den Wirtschaftsgärtner, mit dem sie sich später durch Fleiß und Sparsamkeit bei Leibnitz in Untersteiermark eine eigene Gärtnerei erwarb. Zwei frische, arbeitsfrohe und gutherzige Kinder erhellen ihr anspruchsloses Leben. —

Am trübsten hatte sich das Erdenleben meines jüngeren Bruders Nikolaus gestaltet. Noch als schwächlicher Knabe mußte er in fremden Bauerndienst treten, entwickelte sich unter Arbeitslast nur langsam, endlich aber zu einem stattlichen schmucken jungen Mann. Einige Jahre lang hatte auch er im Eisenwerk gearbeitet. Doch bei seiner stillen, beschaulichen Natur liebte er nicht den Umgang mit oft rohen, stets unzufriedenen Gestalten, liebte auch nicht rauschende Unterhaltungen; er zog in freien Stunden Spaziergänge in ländlicher Natur vor, baute sich in seiner Weise eine ideale Welt und war heiter und zufrieden — bis auf eins. Frei und selbständig wollte er werden, und so sah er nach einem kleinen Bauerngütchen aus, dessen Besitzerin, eine Witwe, er heiratete. Damit hatte er, der weichmütige, friedliebende Mensch, nichts gewonnen von dem, was er erhoffte. Da nebst seinem nun gedrückten Gemütszustand sich ein hartnäckiges Halsleiden einstellte, das schon einmal in der Kindheit sich angemeldet, so hat er sehr traurige Wochen und Monate zugebracht, bei mir in Graz und in Spitälern. Dann reiste er wieder heim in sein freudloses Haus. Doch immer wieder kam er zu mir, saß stundenlang auf der Linden-

bank und konnte das, was ihn gedrückt haben mag, nicht mehr sagen, denn sein Hals „wollte zuwachsen". Noch einmal wankte er seiner Behausung zu, wo er eines Abends einem Erstickungsanfall plötzlich erlag. Kaum 39 Jahre lang hat das Leben dieses guten armen Menschen gewährt. Wir bestatteten ihn an Seite seines Vaters, der 16 Tage vor ihm gestorben war. —

Unser Vater hat öfter erzählt, daß er und seine zahlreichen Geschwister immer zusammengehalten hätten wie die Halme einer festgeraidelten Korngarbe. Nun, bei uns Geschwistern war's auch so. Trotz der großen Unterschiedlichkeit unserer Lebensstellungen und Ziele sind wir einig geblieben. So weit wir uns etwa nicht verstanden haben, hat eins den Standpunkt des andern als naturberechtigt geachtet. Ich habe die tiefgründige Verehrung für das Bauerntum nie verloren und ebenso hoch hielten und halten die Geschwister meinen Beruf, wenn sie ihn nicht etwa gar überschätzen.

Eine gewisse Seelenstimmung hatten meine Geschwister stets mit mir gemeinsam, so daß ihnen mein Beruf nicht allzu fremdartig erschien. Bruder Nikolaus hat mir einmal gesagt: „Peder, däs is kamodt. Was ich mir immer amal denk und nit aussag'n kann, däs kannst du dichten."

So viel, so wenig von den Geschwistern. — Ferner waren zahlreiche Verwandte da, die „Freundschaft". Halb Alpel war uns vervettert und vermuhmt. Ich denke nur an zwei Oheime. Der Anderl, ein Bruder meiner Mutter, war Holzknecht, weil er ein freier Mann sein wollte. Der Holzknecht kann jede Woche die Arbeit aufsagen und um ein Häusel weiter gehen, was beim Bauernknecht nicht

zutrifft. Der Anderl ging gern „um ein Häusel weiter", und wenn er dann von „Fremden her" manchmal zu uns auf Besuch kam, wußte er allerhand Späße, und von ihm habe ich das erstemal gehört, was wir Ironie nennen. Wenn ihm die Mutter zum Essen vorsetzte, war sein Spruch: „Is nit not, han eh gestern 'gessen." Dabei der Wolfshunger. „Mirzl," sagte er zu seiner Schwester, „dih kann ih halt völli nit leid'n, dih!" Denn er hatte sie sehr lieb. Zu mir sprach er einmal: „Peder, wenn du so fortwachsest, stoßt aufs Jahr mit deinem Köpfl beim Mond an!" Es war sehr lustig, wenn der Vetter Anderl solche Reden tat.

Der andere war der Vetter Franzl, der jüngste Bruder meines Vaters. Zur Zeit meiner Kindheit war er auch erst ein Knabe, aber ein besonderer. Er war der einzige in Alpel, der in die Schule ging. Nach St. Kathrein, das war ein weiter Weg. Er war auch Ministrant, und einmal am Fronleichnamstage sah ich es, wie er dem Pfarrer Messe lesen half, in der weißen „Geistlerpfaid" mit dem kirschroten Schulternhüllerl, und wie er dann bei der Prozession vor dem „Allerhochwürdigsten" daher ging und mit dem Silberglöckel klingelte. Für das Ministrieren hatte der Franzel täglich einen Kreuzer bekommen und davon hatte er auf einem Jahrmarkt etwas gekauft, das vielleicht mein Schicksal ward. Ein Buch. Die Volksbibel mit vielen Bildern von Pater Waibel. Später, als der Franzl schon längst Zimmermann geworden war, ist diese Bilderbibel immer noch in unserem Hause gewesen; ich habe darin das Lesen versucht. Doch lieber als die Buchstaben waren mir die Bilder, die man mit der Schere herausschneiden konnte. Und eines Tages

ist dieses Buch nur mehr ein zerschnittener, zerknüllter Fetzen gewesen. Aber vergessen habe ich es nicht mehr können, dieses alte Buch, das ich so liebreich zugrunde gerichtet hatte. Reichlich zwanzig Jahre später hat ein alter Freund in Wien, der Schriftsteller Friedrich Schlögl, der von meiner alten Liebe wußte, mir die selbe Volksbibel von Pater Waibel neuerdings verschafft. Ich besitze sie noch heute, und wenn ich in ihr blättere und die Holzschnitte betrachte, da denke ich an den längst heimgegangenen Vetter Franz, der mit mir einst dieselben Bilder angeschaut und ausgebeutet hatte.

Unsere Nachbarschaft.

Der Mann hatte seit langem keine Ruhe mehr gegeben. Jahr für Jahr kam er einmal zu mir und mahnte mich an meine Rückständigkeit. Da ich schon die Leser zum Zeugen meines Lebens gemacht hätte, so müßte ich nun noch von der Waldheimat des näheren erzählen. — „Als ob ich von der Waldheimat nicht schon zu viel Näheres erzählt hätte!“ rief ich einmal aus.

„Zu viel, das mag sein. Aber nicht genug,“ antwortete das literarhistorische Orakel. „Sie haben Wahrheit und Dichtung gebracht. Aber Sie haben bisher immer noch versäumt, die Grundlage zu stellen, die Grundstimmung Ihres Waldheimatlebens zu zeichnen. Sie sollten uns doch einmal ganz undichterisch die wirklichen Leute Ihrer Waldheimat beschreiben, die Sie in Ihrer Jugend umgeben, und inwieferne dieselben etwa auf Ihr inneres Leben bestimmend gewirkt haben. Auf derlei kommt es uns Literaturschnüfflern sehr an. Wenn Sie es selbst nicht tun, so tut's gelegentlich ein anderer und dann pflegt es schief zu werden.“

Daran hatte ich nun zwar selber schon gedacht, aber zu große Bedenken getragen, diese autobiographischen Erinnerungen aus der Kindheit noch weiter zu vermehren.

— „Die Leute von Alpel! Selbst möchte ich nichts über sie schreiben," sagte ich zu meinem Literaten, „doch Ihnen einige flüchtige und unzusammenhängende Erinnerungen diktieren, wenn Sie sie anmerken wollen, dazu entschließe ich mich. Für buchstäbliche Richtigkeit im einzelnen stehe ich nicht gut, das werden Sie bei der Mangelhaftigkeit des menschlichen Gedächtnisses begreifen. Im ganzen soll's aber eine wahrheitsgemäße Skizze der Bauerngesellschaft geben, die vor fünfzig und sechzig Jahren in Krieglach-Alpel gelebt und mein bescheidenes Werden beeinflußt hat."

Auf seine Frage, ob ein solches Diktat dann auch gedruckt werden dürfe, verlangte ich nur, daß für diesen Fall einige Namen geändert werden müßten. Von jenem Geschlechte leben zwar nur wenige mehr, aber selbst von den wenigen möchte es keinem angenehm sein, wenn mancherlei Menschlichkeiten berührt werden, die er mit seinem Namen zu decken hat.

Nach solcher Vereinbarung habe ich einmal vom Krankenbett aus meine Erinnerungen an die Leute von Alpel diktiert. Die Trockenheit der Darstellung kann auch als Bürgschaft gelten dafür, daß sie im Alltagssinne wahr ist.

* * *

Denken Sie sich, ich sitze als fünf- bis zehnjähriger Knabe mitten in Krieglach-Alpel, auf jenem alten Gehöfte, das nachher poetischerweise der „Waldbauernhof" genannt worden ist. Das nächste unserer Nachbarshäuser war der obere Hof. Erwachsene brauchten zu ihm sechs Minuten, Kinder und Hunde die Hälfte. Auf diesem Gehöfte hauste der Thomas mit seiner gestrengen Ehewirtin und mit

seiner fünf Kindern. Der Thomas war ein lustiger, gemütlicher Geselle, aber sein Weib brachte ihn eheliebsterweise so weit, daß er sie schlug. Hernach ging sie davon und klagte den Leuten ihr Unglück. Dann kehrte sie heim und wollte ihm den Herrn zeigen. Sie warf ihm den Buckelkorb nach. Da tat er nichts desgleichen. Sie warf ihm den Melkzuber an den Rücken, da schrie er: „Auweh!"; dann hieb sie ihm den Ofenbesen um den Kopf, da blieb er ganz still, legte seine Sonntagsjoppe an und ging ins Wirtshaus. Dort verbrachte der Thomas seine glücklichen Zeiten. Häufig war's, daß er nächtig an unserem Hause vorüberging, heimzu. Er sang Trutzliedeln auf sein Weib. Doch je näher er seinem Hause kam, als dessen Herr und Besitzer er im Grundbuche stand, je schweigsamer und schlichter gehabte er sich. Er strebte nicht der Ehekammer zu, sondern legte sich ins Strohgelaß. Der Thomas ist jungheit gestorben. „Der kunnt noch lang leben, wenn er nicht soviel gesoffen hätt!", sagten die Leute. Seine Witwe schluchzte, sie sollten nicht so schimpfen auf ihn. Sie soll's schwer verwunden haben und sich heilig vorgenommen, mit ihrem zweiten Mann lieblicher zu sein.

Dieser Eheleute ältestes Kind, der Hieserl, war mit mir gleichen Alters, aber nicht gleicher Länge. Maßen der Holzfäller nicht so groß zu sein braucht wie der Baum. Nur ein Weniges machte der Hieserl sich an meinen Beinen zu schaffen und ich lag allemal. Doch ich hatte nichts dagegen, wenn mich der Kleine umwarf. Er schmunzelte und dabei waren an seinen Wangen immer zwei Grübchen, die mir's antaten. Ward er aber zornig, dann gab es Nasenstüber mit Blut — so hoch langte er noch. Nach dem vergossenen Blute gingen wir wieder vergnügt

nebeneinander einher und plauderten vom Vogelfangen oder auch vom Schmetterlingspießen oder von einem andern Lausbubensport. Hieserls älteste Schwester, die Everl, war später einmal eine ganze Woche lang meine Geliebte, aber sie wußte nichts davon. In der folgenden Samstagnacht wollte ich ihr's sagen gehen, da brach unter ihrem Fenster der Holzstoß, den ich erklettert hatte, zusammen und weckte das ganze Haus, nur die Everl nicht. Darauf ließ ich's sein.

Neben dem oberen Hof stand ein Altenleuthäusel (in unserer Gegend wurden solche auch „Gasthäusel" genannt), darin wohnten die Ausnehmer: der Toni und sein Weib. Der Toni kam oft zu uns herüber, setzte sich an den Herd und hustete. Er konnte stundenlang husten. Und wenn er sich ausgehustet hatte, bekam er von meiner Mutter gewöhnlich ein Stück Brot, und dann fiffelte er wieder heimwärts.

Der Toni war in seiner Jugend aus der Hienzengegend ins Alpel gekommen. Gern sang er noch im hohen Alter, wie es ihm beim ersten Fensterln an der Kammer seines nachmaligen Weibes ergangen war:

„D Liab wa noud gwain,
Is scha schwoud gwain,
Wa wul roud gwain
Mai Stain,
Dibl zuegwain,
Rigai firgwain,
Hau a sou wieda mian gain."

(Die Lieb wäre not gewesen, ist schon spät am Abend gewesen, war ganz überflüssig mein Stehen; das Türlein ist zugewesen, der Riegel vorgewesen, habe so wieder müssen gehen.)

Der Toni sagte immer „schein" statt schön. „A scheins Gwond; scheini Mentscha; Scheinheit vageaht." Vielleicht kommt es davon, daß mir schon damals und auch im späteren Leben Schönheit und Scheinheit in einen Begriff zusammenfielen, in den des inhaltslosen Scheines, von dem man sich nicht soll blenden lassen.

Sein Weib hatte immer den Nasenwärmer im Gesicht stecken. Sie war eine der letzten Weiber, die kurzrohrige Pfeifen rauchten und sie tat es tapfer wie ein Mann. Sie war dabei sehr ernsthaft und sprach nicht viel, und mir fiel es manchmal auf, daß rauchende Weiber wortkarg sind, wodurch der Nutzen des Krautes genug erhärtet erscheint. Das Altenleuthäusel hatte einen heiligen Winkel; in der Tischecke waren viele in Glas gefaßte Heiligenbildchen aufgehängt, und diese Kunstgalerie war es, die mich oft ins Häusel lockte, wo ich manchmal noch ein bißchen Rahm zu schlecken bekam oder gedörrtes Wildobst. Diese alten Leute hatten zwei halberwachsene Buben: den Michel und den Oswald. Und wenn es bei uns viel Arbeit gab, so halfen sie uns für Kost und gute Worte. Wir waren auch oft auf der Weide beisammen und sie wußten allerhand Spielarten. Einmal war es auf der Kuhhalde. Da banden sie mir die Füße zusammen, legten mich sachte auf den Rasen, schrien laut, es kämen Räuber und liefen davon. Der Oswald kam aber bald zurück und sagte, er müsse sich mit mir messen. Er wollte sich auf mich legen; dem wehrte ich mit beiden Händen ab. Dann nahm er mich bei den Füßen, zog mich die steile Halde hinab und zwar ungewollt gerade mitten durch einen breiten Kuhfladen, so daß ich ein abscheuliches Geschrei erhob. Der Oswald löste mir die Füße und war

sofort bereit, die Kleider mit mir zu tauschen; aber ich ging darauf nicht ein, sondern lief, auf das höchste erzürnt, unserem Hause zu, um dort über den Missetäter ein Strafgericht zu erwirken. Der Oswald eilte mir schmeichelnd nach, nannte mich seinen liebsten Kameraden und gelobte, nie mehr etwas dergleichen mit mir zu beginnen. Als das nichts fruchtete, suchte er mich mit Gewalt zurückzuhalten, aber ich entwand mich und eilte in den Hof. Dort ging ich in die Bodenkammer, zog ein anderes Gewand an, gestand der Mutter, daß ich ausgerutscht wäre und Unglück gehabt hätte, und damit war der kritische Fall aus der Welt geschafft. Der Oswald ist erst vor wenigen Jahren gestorben, aber noch in seiner letzten Zeit hat er sich erinnert an die Kuhfladenaffäre und an meine Großmut.

Etwas weiter hin auf der Höhe stand das Josenhaus. Der Josen gab sich als ein einfältiger, täppischer Mensch, hatte es aber faustdick hinter den Ohren, was besonders beim Holz- oder Haferhandel zum Vorschein kam. Für mich hatte der Josen, wenn wir uns begegneten, allerlei Anreden. So sagte er gern: „Petrus, was spricht Paulus?" oder: „Peter und Paul sein zween Faul'," oder: „Peter, wann er nit liegg, so steht er."

Sein Weib sah man immer mit vermummtem Kopfe; sie hatte der Gicht wegen den Kopf stets mit vielen Tüchern umwunden, so daß man von der Alten nichts als die Nasenspitze sah.

Diese zwei Bauersleute litten an Arbeitswut. Sie konnten sich nicht genug arbeiten, nahmen sich kaum Zeit zu Mahlzeiten und bald nach Mitternacht begannen sie den neuen Tag. Sie hatten drei Kinder, die stark

verkrüppelt waren. Der älteste, der Patritz, hatte einen solchen Höcker, daß der Josen meinte, er sei höchstens für einen Schneider tauglich. Und so ist dieser Patritz bei meinem späteren Schneiderlehrmeister mein Vorgänger geworden. Nicht selten hat nachher der Meister zwischen dem Buckligen und mir Vergleiche angestellt, die fast nie zu meinem Vorteil ausgefallen sind. Die alte Josenbäuerin hatte eine Eigenschaft, die sie in der ganzen Gegend bekannt und gefürchtet machte. Sie litt an religiöser Schwärmerei und nahm sich trotz ihrer Arbeitsgier manchmal Zeit, in die Nachbarshäuser einzufallen und Bußpredigten zu halten. Ich bekam dabei reichlich meinen Teil ab, denn mein vieles Bücher-Lesen kam ihr verdächtig vor und sie sprach stets ihre beste Zuversicht aus, daß ich in die Hölle kommen würde. Sie ist schon lange im Himmel.

Hinter dem Josenhof im Hochtale stand das Grabenbauernhaus, das ganz abgewirtschaftet war und nur noch eine Person unter seinem Dache barg. Aber was für eine Person! Ich habe sie in jenen Zeiten nicht selten in meinem Vaterhause gesehen. Sie hatte ein breites Gesicht, kleine, zwinkernde Augen und war immer zum Lächeln aufgelegt. Aber sprechen tat sie nicht viel. Es war etwas Geheimnisvolles um ihren ganzen Kreis. Sie war die beste Freundin meiner Mutter, und meine sechs jüngeren Geschwister soll alle miteinander diese Frau ins Haus gebracht haben. Ja, es ging das Gerücht, daß sie auch mich gebracht hätte. Wenn ich in die Gegend kam, schlich ich gerne um das stille Grabenbauernhaus herum, spähend, den dunklen Dingen auf den Grund zu kommen. Bis ungefähr in mein dreizehntes Lebensjahr mag ich

gespäht haben. Um diese Zeit, manchmal auch früher, hört bei den Kindern die fragende Wißbegierde auf, woher sie kommen.

Hinter dem Grabenbauernhof auf dem Berge stand der Peterbauernhof. Der Besitzer desselben war ein Bruder meines Großvaters. Er war ein kleiner, emsiger Mann, mit stark abgeschabter Knielederhose und grünen Strümpfen und mit einem stets bartlosen, munter gemütlichen Gesicht. In der rechten Hosentasche hatte er eine Lederscheide stecken, darin ein großes Messer und einen messingenen Wetzer, denn er war der Schlachtmann von Alpel.

Wo eine Kuh, ein Schwein, ein Schaf zu schlachten war, da wurde er gerufen, und es machte mich geradezu an ihm irre, wie dieser lustige, gutmütige Vetter Peterbauer kaltblütig das Messer ins Fleisch stoßen konnte. In unserem Hause mußte ich ihm beim Ausweiden oft helfen, und da sagte er einmal, das Inwendige einer Sau habe die allergrößte Ähnlichkeit mit dem Inwendigen eines Menschen. Da ich das nicht glauben wollte, rief er, mich am Arm fassend: „Das wern ma gleih sehn, wern ma halt amal nachschau'n." — Da habe ich ihm's ungeschaut geglaubt.

Von den Bauernhöfen in Alpel standen nicht wieder zwei so nahe beisammen als das des Peterbauer und des Milchbauer, als ob sich eins allein hier schon fürchtete. Sie hießen zusammen die Granedhäuser. Dort hörten die Haberfelder und die Wiesen auf. Von ihren Fenstern aus sah man nur ein Wasser, das sich durch das letzte Wieslein hinabschlängelte, und weiterhin Waldwildnis, nichts als Waldwildnis. Der Milchbauer baute zu jener Zeit sich ein Wohnhaus. Das uralte war vermodert über

den Einwohnern, so daß der Moderstaub bei jeder leisen Erschütterung den Leuten in die Suppenschüssel schneite. Von unserer Bergeshöhe aus hörten wir nun ein ganzes Jahr lang das Pochen und Hämmern der Zimmerleute, bis der Dachstuhl mit seinem Sparrengitter weiß herüberleuchtete. Dieses Leuchten des weißen Dachstuhlsparrens hat einen der wonnigsten Kindeseindrücke in mir hinterlassen. Das erstemal sehen ein Haus bauen! Das war gar so freudig feierlich.

Vielleicht war's auch darum, weil man sah, daß von allen anderen Bauernhöfen her schmuckgekleidete Mägde gegen das neue Haus zogen, mit großen Kopfkörben, in denen die Nachbarn Weißbrot, Milch, Butter und Speck schickten als Beitrag zur Verköstigung der Zimmerleute. Damals hat's noch keine Versicherungsanstalten gegeben; doch wenn einem was passierte, wenn er auf Hilfe anstand, da war er nicht verlassen, da sind alle für einen eingetreten. Noch als dritter Granecker, der schon im Walde stand, war ein Forstmann, der Saufüssel genannt. Das war ein fremder, eingewanderter Jägersmann, der für die Gutsherrschaft die Forstverwaltung besorgte und den Wildschützen die Finger wegschoß. Der Mann behauptete, alle Alpler wären Wildschützen, nur daß sie sich nicht erwischen ließen; und da er denn einmal einem im Gesicht geschwärzten Hasendieb den Daumen wegschoß, ohne ihn zu erwischen, triumphierte er: „Na jetzt werden wir's bald sehen, welchem der Finger fehlt." Aber in ganz Alpel fehlte keinem ein Daumen.

Alpel war damals zu vier Seiten, also ringsum, besetzt mit Jagdhäusern als Zwingburgen wegen Wildschützen. Die Menschen waren nicht von der Polizei ge-

schützt, aber die Hasen und Rehe. Zu wundern war es nur, daß man alle möglichen Leute als Wilderer eintrieb, die sich irgendwie verdächtig machten, nur nicht die Wildschützen selber. Ein paar solcher Gesellen waren schon unter uns, wir kannten sie recht gut, aber sie starben an Altersschwäche, bevor sie verraten wurden.

Von den Granecker rechts ab an breiter Bergesböschung stand der Zettelbauernhof. Von dem weiß ich nichts mehr, als daß er in seinem Altenleuthäusel einen merkwürdigen Schuster hatte. Dieser Schuster Ernest litt immer an Bauchweh und sein altes Frauchen mußte alleweil mit ihm auf die Ster gehen, um sein Leiden durch erwärmte Kleienpölsterchen zu lindern. Beide trugen das Mißgeschick mit standhaftester Geduld und wußten durch ihre Anspruchslosigkeit und Bereitwilligkeit sich auch die Geduld der Leute zu erhalten. In bauchwehlosen Zeiten trieb die Ernestin vermittels eines Tragrückkorbes einen kleinen Handel mit Eiern und Geflügel zwischen dem Jakelland und dem Mürztal.

Vom Zettelbauer abwärts in der Talschlucht lag das Müllerhaus. Der Müller hatte neben seinem kleinen Landgütchen eine Mühle mit drei Gängen, womit er denen von Alpel, die keine Mühle hatten, den Roggen und den Hafer mahlte. Der Müller war ein sehr sänftiglicher Mann, ging auch selten an einem Bildstöckl vorüber, ohne eine Andacht zu verrichten, aber der böhmische Schneider Johann, der beim Müller Schnaps trank (man bekam einen dort), der sagte einmal bei Betrachtung eines Mautanteils zu ihm: „Du Müllner, du wirst schon auch einmal abhängig werden, von etwas, das höher ist als du.“ — Der Müller lachte dazu, wie immer, wenn man

ihn irgendwie beschuldigte. Das Lachen war seine Verteidigung — und keine schlechte. Ich merkte mir den Ausspruch des Schneiders, obschon ich ihn nicht verstand und erst später, als ich in einem Buche las, daß man im Mittelalter die allzu eigennützigen Müller und Bäcker gerne an den Galgen gehängt hatte, leuchtete mir des Schneiders tiefer Spruch von der „Abhängigkeit“ ein.

In diesem Müllerhaus erkrankte eines Tages eine junge Magd, zu der ich den Geistlichen holen mußte. Und nach den Sterbesakramenten, als alles in schweigender Andacht war, rief die Sterbende plötzlich laut aus: „Josef, Josef, du bist mein Verderben, sonst kunnt ich als reine Jungfrau sterben.“ Dieser Ausruf ist auch etwas, was mir mit gleichsam eiserner Klammer in die Seele geschlagen wurde. Ich wußte nichts weiter von den Verhältnissen der Magd, die wir am dritten Tage begruben. Aber noch heute, wenn ich an den Überresten des Müllerhauses vorbeigehe, fallen mir jene flammenden Worte eines unglücklichen Naturkindes ein.

Unweit des Müllers, etwas mehr in die Sonne gerückt, auf steilem Berghang, stand der Auenhof. Der Auenhofer unterschied sich um ein paar Grade von den übrigen Alplern. Er trug gern schwarzes Gewand, auch werktags; er gehörte zu jenen wenigen, die mit Weib und Kind sich des Morgens vom Gesinde absondern, um ihren damals neuzeitigen Kaffee mit Milchbrot im Herrenstübel verzehren zu können. Er interessierte sich für die Medizin und hatte aus persönlicher Neigung Tierarzneikunde betrieben, weil er sagte, die Tiere wären besser und dankbarer zu behandeln als die Menschen; und ich glaube selber, daß ich erklecklich geschimpft haben würde, wenn

er mir, wie seinen Ochsen, das aufgelöste Glaubersalz oder das Pechöl maßweise in den Rachen hätte schütten wollen. Doch war der Auenhofer ob seiner Kunst weit gesucht, und wenn er einmal mit einem Tier Unglück gehabt hatte, so deutete er es dahin, als sei es ihm eben nicht dafür gestanden, die Kur mit größerer Genauigkeit auszuführen. Der Auenhofer hatte sich nebst dem Kaffee auch noch einer anderen Kulturerrungenschaft zu erfreuen und ließ es gerne hören, daß er bei der steirischen Sparkasse Kredit habe — schier um tausend Gulden. Um solches Ansehen haben sich allmählich auch andere Älpler-Bauern beworben.

Ein paar Jahre vorher, als ich zum Bewußtsein trat, hatte die Familie des Auenhofes ein großes Unglück getroffen. Der Alte, der Vater Auerhofer, war eines Tages mit seinen halberwachsenen lustigen Töchtern in den Wald hinaufgegangen, um eine Riesenfichte zu fällen, die hoch über alle Bäume in die Gegend hinausgeragt hatte und nun bestimmt war, im Winter die Hausstube zu wärmen. Während der Arbeit, durch einen Windstoß, fiel der Baum unrichtig und zerschmetterte die beiden Mädchen, die nicht mehr ausweichen konnten. In einer Bettblache haben sie knochenweise nach Hause getragen werden müssen. Ich habe an dieses Unglück denken müssen, so oft ich den Auenhofer, der also seine Schwestern verloren hatte, zu Gesichte bekam und war wohl der Meinung, daß er immer nur deshalb sein schwarzes Gewand am Leibe trage.

Der Auenhofer war es auch gewesen, der später dem alten hausierenden Schullehrer Michael Patterer ein kleines Schulhaus baute. Doch ist die Schule nach des Lehrers Tod wieder aufgelassen worden, und der Auenhofer siedelte,

obwohl er das Haus vielleicht im letzten Sinne für sich selbst als Altenleutstübel bauen ließ, von Alpel fort, ins breite Tal, wo er an der fremden Welt bald vergangen ist. —

Bisher sind wir auf der Schattseite von Krieglach-Alpel gewesen, jetzt wollen wir zur Sonnenseite, wo die Bezirksstraße geht, an die sich wie Perlen an der Schnur Häuser und Höfe reihen.

Das erste dieser Häuser, zum Ofenberger. Ein Jagdhaus, an dessen Außenwände Raubvögel der vorhergegangenen Jahrzehnte ihr fahles Geflügel angenagelt reckten. In dieses Haus, sowie in mehrere nachbarliche, war ich als Schulknabe oft gekommen zum hausierenden Lehrer. Da saß denn der kleine alte Jager Hausl pfeifenschmauchend an der Tischecke und beobachtete schmunzelnd die jungen Weltbürger in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, und guckte jedes Büblein wohl auch darauf hin an, ob nicht etwa ein Wildschütze in ihm stecke. Ich meinerseits dachte mir bei seinem Anblick: Was der schon für liebe Tierln erschossen hat, so einer sollte gar nicht bei unserem Tisch sitzen. Ich wußte freilich nicht, daß wir bei *seinem* Tische saßen und daß er zu jeder Stunde das Recht hatte zu sagen: „Packt zusammen und schaut, daß ihr weiter kommt, ich brauch den Tisch zum Knödlessen.“

Der nächste Bauer war der Holz-Martin. Sein Haus stand hoch auf dem Berg, meinem Heimatshause fern gegenüber, und wenn der Nordwind leise strich, konnten wir den Hilferuf vernehmen des alten Holz-Martin, wenn er von seinem Weibe mit einem Brennscheit ums Haus gejagt wurde. Auch das kleine, hastige, stets gemütlich dreingrinsende Martinlein hielt sich gerne bei unserem

Tisch auf, wenn die Schule in seinem Hause war. Dieser Tisch war ihm eine Art Gottesfriedenkreis, wo er von seiner Eheliebsten nichts besonderes zu fürchten hatte, solange der Lehrer in seinem Regimente war. Dann allerdings machte sich der Alte mit der Schuljugend davon. Übrigens spielte er die Rolle des Siemandls weniger gezwungen als aus freiwilligem Humor. In seiner weichmütigen Art war ihm als leidendem Teile das Selbsterbarmen ein Bedürfnis. Im Ernstfalle aber bekam die Schläge sie. Das Weib des Holz-Martin war auch unter dem Namen die Essigbäuerin bekannt, weil sie bei ihren Mägdekammern die Türangeln mit Essig befeuchtete, damit sie quiekſten. Die Bäuerin behauptete, bei Mägdekammern sei der Essig nächtig ein weit besserer Schutzengel als der „Weihbrunn". Die beiden Martinsleute waren übrigens wohlgelitten. Wenn sie bei Hochzeiten schöne Lieder sangen, da waren sie auch in Harmonie miteinander.

Unterhalb des Holz-Martinhauses, in ein feuchtmooriges Wäldchen hineingebaut, stand die „Zigeunerkeuschen". Die Einwohner waren Schustersleute. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß sie irgendwo in der Gegend als Schuster gearbeitet hätten; auch war gerade nicht viel Zigeunerhaftes an ihnen, als daß sie eingewanderte Leute waren, die ein herrisches Gewand trugen, etwas bräunliche Gesichter hatten und nie Fühlung mit der übrigen Einwohnerschaft bekommen konnten. Die Kinder dieser Leute schrieben sich „Finger" und hatten unter dieser Benennung weit mehr zu leiden als unter dem Titel „die Zigeunerschusterskinder". Diese Kinder waren schreckig und verängstigt, ließen sich mit uns nie in Spiele ein. Wenn sie bei sich zu Hause waren, so warfen

sie die wenigen Kleider, die sie sonst am Leibe trugen, von sich und liefen in Hütte und Wald nackend herum. An die Haustür der Zigeunerhütte waren Bilder genagelt von der Schlacht bei Leipzig, welche ich mir auf meinem Schulwege immer gern näher betrachtet hätte, was aber wegen eines bestimmten scharfen Geruches, der die Zigeunerhütte umgab, nachgerade peinlich war. Dieser Geruch schien der armen Leute Schutz zu sein, er schnitt den Verkehr ab und sonderte also strenge die harmlosen Fremdlinge von den Älplern. Viel später in meinem Leben, zu Pilsen in Böhmen, war ich einem der einst so kleinen Finger begegnet, als hübschen stattlichen Mann und Beamten des dortigen bürgerlichen Bräuhauses. Von einem gewissen Heimatsgefühle bewegt, hatte er sich mir, der dort eine Vorlesung hielt, vorgestellt. Und wir fühlten uns sofort in der Fremde als intimste Landsleute, während wir einst in der Kindheit Heimat urfremd aneinander vorübergegangen waren.

Etwas weiter unten stand der Steinbauernhof. Er stand an der Straße und hatte mit Kohle an seine Haustüre geschrieben: „Wer sein Haus baut an der Straßen, muß die Leute trinken lassen.“ Es war ein Wirtshaus, aber nur bedingungsweise, das heißt, wenn die Leute auf dem Feld nichts zu tun hatten, oder wenn die Steinbäuerin den Kellerschlüssel nicht verloren hatte. Gewöhnlich, wenn junge frische Leute oder gar solche, die auf dem Wagen dahergefahren kamen, Wein haben wollten, hatte sie den Schlüssel verloren und nur im Mostkrug sei noch ein guter Rest vorhanden. Anders er, der Steinbauer. Wenn jemand Most bei ihm verlangte, so hatte er nur den Schlüssel zum Weinkeller zur Hand. Beim Steinbauer

war jährlich einmal Christenlehre. Da kam irgendeines Herbstsonntagnachmittags aus Krieglach der Kaplan, setzte sich in der Zechstube unter die Leute und hielt irgendeine christliche Auslegung. Ein Kaplan fragte bei dieser Gelegenheit die Alten wie die Jungen ein wenig nach dem Katechismus aus. Der hatte sich aber schon im nächsten Jahre zu beklagen, daß bei seiner Christenlehre die Leute ausblieben, worauf ihn der Pfarrer auslachte: „Das wern's Ihnen wohl denken können, warum. Ich brauch' die Leutln nicht zu examinieren, ich weiß auch so, daß sie nichts können.“ —

Der nächste am Steinbauer war der Höckel. Ein junger, derber unsauberer Bursche; wollte man mit ihm auskommen, so mußte man ihn übersehen und überhören, und so wollen auch wir ihn übergehen. Trotz seiner überaus zynischen Art war er als Arbeiter sehr beliebt, ihm war kein Baum zu dick und kein Stein zu schwer und kein Stier zu stark, er bewältigte alles.

Des Höckel weitere Nachbarin war die Maria Theresia von Alpel. Eine alte Witwe, die ihren Hof mit dem großen Gesinde ganz allein beherrschte. Am Sonntag war ihre stattliche Gestalt in dunklen, rauschenden Seiden auffallend würdig. Auf dem Kirchwege war sie stets von mancherlei Leuten umgeben, die ihr Anliegen vortrugen, als wäre sie die Richterin der Gemeinde. Wo es einen Zwist, einen Handel, eine Feindseligkeit gab, da ging man dieses Weib, die Donnerhoferin, um Vermittlung an, und sie schlichtete mit gutmütigem Gebrumme und zu gegenseitigem Wohlwollen jeglichen Streit. Einmal hatte diese Kleinbäuerin selbst über den Ortsrichter ein Urteil gefällt, und er fügte sich.

Hinter dem Donnerhofe, fast oben am Waldrande, über welchem die östlichen Almkuppen sich erheben, war der Alitschhof. Aber auf ihm saß ein alter Jäger, der gern aufs Wild ging und die Eigenschaft hatte, nie etwas zu treffen. Die Wildschützen entschuldigten ihn recht gern und meinten lachend zueinander: „Der Oberjäger kann nix dafür, er hat halt krumpe Schrett.“ Einmal lud dieser Jäger die Bauern von Alpel zu einem großen Herrenjagen ein; sie nahmen alle diese Ehre gerne an, aber als es sich herausstellte, daß sie nur als Treiber befohlen worden waren, da sagte der Steinbauer laut: „Na, wenn wir schon Treiber sein, so treiben mir halt den Herrn Jager über unsern Grund hinaus. Der Jager hat bei uns Bauern nix z' tun.“ Darauf hat ihnen der Jäger auf Jahre lang ihre Wald- und Almrechte an Holz und Weide geschmälert.

Nun wenden wir uns näher dem Herzen von Alpel. Da ist der Großheidenhof. Der Großheidenhofer war der kleinste Mann in ganz Alpl, genoß aber ein gewaltiges Ansehen. Das immerwährende Lächeln seines runden Vollgesichtes soll manchem schweres Geld gekostet haben. Ich weiß es nicht. Ich habe nur Gutes von ihm erfahren. Aber er bildete sich was ein darauf, den Ruf eines schlauen Viehhändlers zu haben, und ist überhaupt noch kein Viehhändler zum Gericht gelaufen, wenn man ihn einen durchtriebenen Luderskerl gescholten. Der Heidenhofer war's ja nicht. Der Heidenhofer verstand sich aufs Vieh. Er hatte das schönste Vieh in ganz Alpel und bezahlte den geraden Rücken eines Kalbes doppelt so hoch als einen eingesattelten Rindsbuckel. Wenn er mit der Mehlbutte von seiner Mühle hinaufging gegen sein Haus, da kam-

melte sich hinter ihm alles Vieh, das mit Glockengeläute und Kehlgeschrei ihm das Geleite gab, dabei aber lüstern war auf manche Hand voll Mehl, mit der er schließlich die Ehre wett machte. Jedes Jahr einmal ging der kleine Mann nach Maria-Zell zum Viehmarkte, wobei er auch allemal seine Wallfahrt verrichtete. Das ordnete er aber so an, daß die Ablaßbeichte nach dem Kuhhandel kam. „Das bin ich meinem Seelenheil schuldig," sagte er. Da er sich gerne selber über sich lustig machte, so wird er mir diese Verbuchung nicht für übel nehmen, maßen der Spötter selbst noch in der menschlichen Haut steckt, während der Heidenhofer längst mit allem im reinen ist.

Der Großheidenhofer besaß ein Nebenhäusel, das mitten im Walde stand, unweit der Straße, und manchem Fremden für eine Räuberburg galt. Das hatte der Einwohner des Häusels selber ausgesprengt, weil er Ruhe haben wollte vor Handwerksburschen, die das Handwerk grüßten. Denn bei diesem Manne im Walde war ein Handwerk zu grüßen. Der Mann hieß der „krump Schneider", er war Gemeinde-Kleidermacher in Alpel. Aber nur, wenn er Zeit hatte. Zu den Faschingzeiten oder wenn sonst Lustbarkeit war in der Gegend weitum, da ging er „bratelgeigen", das heißt, geigte den Leuten zum Tanze auf für eine Portion Braten und das dazugehörige Getränke. Da waren Wirt und Gesellschaft immer in Sorgen. Bekam der Schneider nicht viel zu trinken, so geigte er nicht, und bekam er viel zu trinken, so konnte er nicht geigen. Das Allerunangenehmste, sagte dieser Schneider gerne, sei ihm das Wirtshaus. Besonders, da ihm der Wein nicht gut tue. Diesem Weine, so erzählte man spaßeshalber, verdankte er auch den Doppelbruch

seines linken Beines; aber nicht der Wein hatte ihn geworfen, sondern die Holzknechte von Kreßbach, die er im Rausche so lange gehänselt hatte, bis sie ihn stumm machen wollten. Weil aber ein Schneider mit gebrochenem Fuße noch mehr schreit wie mit gesundem, so war dieser sein Ruhm weit in der Gegend verbreitet worden, daß zwei Maß Wein und drei Holzknechte dazugehörten, um einen Schneider zu werfen. Ob seine Hosen und Joppen sehr großen Anklang fanden, das will ich grundsätzlich nicht entscheiden, denn auch ich selber bin einmal wer gewesen und weiß, was über Kollegen zu sprechen und zu verschweigen ist. Aber das ist festzustellen, daß seine Geschichten und Märchen die Bewunderung von ganz Alpel erregten und in mir die junge Phantasie aufjagten wie geschreckte Rehlein im Walde. Die ganzen langen Abende auf der Ster erzählte er Märchen, wovon er aber vertraulich manchmal beigab, daß auch ein bißchen Dichtung dabei sei; und wenn die erzählten Ereignisse so unerhört wurden, daß die Gesichter der Knechte in die Länge gingen und die Weiber vor Angst zu stöhnen anhuben, schmunzelte der Schneider irgendeinem nächsten Nachbarn zu: „Ich bin doch ein rechtes Mistvieh, was ich die Leut' anlugen kann!" Der krump Schneider hatte mehrere Söhne, die ihre beständig kranke Mutter mit rührender Hingabe pflegten, wenn sie nicht selber in der Nachbarschaft milde Gaben sammeln konnte. Einen dieser Söhne fand ich viele Jahre später im Eisenwerke Witkowitz als braven Vorarbeiter; er hatte dort einen Verein, „Die Mürztaler", gegründet, ein Zeichen, daß aus unserer Waldgegend auch andere in jenem großen Industrieorte lebten und gerne ihrer grünen Heimat gedachten.

Auf derselben Sonnleiten, auf der das Großheidenhaus stand, hatte sich auch in gleicher Höhe vor soviel hundert Jahren der Kleinheidenhofer festgesetzt. Die beiden Höfe standen, wenn auch tiefer liegend, uns ungefähr gegenüber über dem weiten Graben. Die Entfernung war so weit, daß, wenn sie drüben ackerten oder ernteten, wir wohl die Personen zählen, aber nicht sie erkennen konnten. Der Franzl Heidenhofer war eine stattliche, behäbige Gestalt, dessen behagliche Lebensführung ihm immer bei den Augen herausleuchtete oder in einem tiefen, volltönenden Lachen vibrierte. Wenn einer in der Gegend aus tiefer Brust recht volltönig auflachte, so war es sprichwörtlich: Der lacht wie der Franzl Heidenhofer. Der Franzl Heidenhofer war stets sehr nachbarlich. Er ließ auf seiner Getreidemühle jeden mahlen, der selbst keine hatte. Er besaß einen riesengroßen Eisenkessel, der auf schwerem Wagen nur mit drei Paar Ochsen befördert werden konnte. Mit diesem Kessel fuhr er zur Herbstzeit zu den Nachbarhöfen, um dort in ihm das reife Kohlkraut zu überbrühen, wie ein derartiges Verfahren bei dem sogenannten Gruben- oder Schachtkraut nötig ist. Für diese Arbeit nahm der Heidenhofer nie Bargeld, sondern nur ein bescheidenes Prozent von Krautköpfen. Die Söhne des Heidenhofer waren meine Jugendgenossen. In freien Stunden eilten wir zum Bache hinab, der tief in der Talwiese zwischen dem Heidenhofergut und unserem Grund die Grenze zog. Dort fingen wir mit der Hand die Forellen aus dem Bache, brieten sie auf freier Wiese und dünkten uns bei dieser Lebensfülle großartiger als die Prinzen im Märchen. — Die Heidenhoferjungen versprachen also dieselben Lebemänner zu werden, als der

Vater es war. Aber sie sind in früher Jugend gestorben. Der alte Franzel überlebte sie lange.

Ohne Tabakspfeife hat man den Mann nie gesehen. An einem Wirtshause wird er seit der Kinder Tod nur selten vorbeigegangen sein. „Essen und Trinken", sagte er, „hält Leib und Seel zsamm." Das geschah alles mit Gemessenheit und Behaglichkeit. Von tieferen Wirtschaftssorgen, die sein klemmiges Gut, sowie sein immer kränkliches Weib ihm machten, hat nie jemand etwas erfahren. Er ging eines Tages durch schnellen Tod so vornehm aus dem Leben, als er dasselbe geführt hatte.

Aber da liegt heut' vor mir ein altes Gebetbuch, in Leder gebunden, mit Lederschließe, stark abgegriffen und verraucht. Das erste leere Blatt ist an beiden Seiten voll von einer klein gefitzelten Bleistiftschrift, die schwer entzifferbar also lautet:

„1858 in Märtzen. Ist der Nachbar Heidenhofer zu uns kommen, sonst allemal lustig, heute sehr traurig. Er hat zwei große, starke Buben, den Franzl und den Michel. Und den älteren, den schönsten, kräftigen Franzl haben sie ihm in Bruck zu den Soldaten behalten. Der Franzl will nicht, weil das Soldatenleben ein Graus ist, und der alte Heidenhofer ist zu den Herren nach Bruck gefahren, daß sie sehen, wie alt er schon ist, und er kunnt den Franzl um kein Streich graten daheim in der Wirtschaft. — Aber, sagen sie, er hätt' ja noch einen zweiten Sohn! — Ja, sagt er, ist aber noch klein und letz und bringt in der Arbeit noch nix fürwärts. — Sollt' ihn herzeigen! sagen die Herren. Desweg ist der alte Heidenhofer in der Zwicken, denn es ist nit wahr, daß sein jüngerer Sohn noch klein und letz ist, er ist groß und stark. Und wo nimmt er jetzt

einen letzen Buben her, den er den Herren kunnt aufzeigen für seinen Sohn Michel! Derohalben ist der Alte zu uns kommen und mein Vater möcht' so gut sein und ihm auf einen Tag seinen letzen Buben leihen, den er in Bruck für seinen jüngeren Sohn wollt herzeigen. Nachbarschaftlich ist mein Vater immer gewest, und so sind wir am kommenden Tag nach Bruck gefahren, der Heidenhofer und ich, und hat mir's unterwegen eingelernt, daß ich 14 Jahre alt bin und Michel Heidenhofer heiße. Die Herren haben's glaubt, haben den Franzl ausgestrichen und wir haben auch künnen heimgehen. In der Freud hat mir der alte Heidenhofer, was am selben Tag mein Vater ist gewest, ein Gebetbüchel kauft, dasselbig, wo ich jetzt die Begebenheit hineinschrieb zum Andenken. Als wie nachher die Rekruten fort haben müssen, auswendig mit Geschrei, einwendig mit Traurigkeit, da hat der Franzl daheimbleiben dürfen in großer Freudigkeit. Aber der Herrgott hat ihm's nit geschenkt. Nit ein Jahr geht um, kommt eine Bois (?) in unsern Gai, das Nervenfieber geheißen, hat etlich junge kräftige Leut mitgenommen — darunter auch den schönen, starken Franz Heidenhofer. Und wie nach sieben Jahren die Soldaten frisch und gesund sind zurückkommen aus der weiten Welt, ist der Franzl schon verwesen gewest.

Dieses Büchel ist ein Bußgedenken, weil ich han mitgeholfen und bin schuldig zu beten."

Diese Aufschreibung nimmt mich merkwürdig mit, denn ich kannte jene Häuser und weiß von der Geschichte. —

Nach dem Heidenhofer kam im Tale unten der Grabler; den sein Gütchen hatten die Nachbarn eng zu-

sammengedrückt. Er hatte an Feldern und Wiesen kaum die Hälfte von dem, was jeder andere besaß. „Für einen Bauer bin ich zu klein und für einen Häusler zu groß", war sein Sprichwort, wenn er sich bescheiden prahlen wollt. Aber so engbrüstig der Grablerhof war, so hochgemut war der Grabler. Er war der einzige, der mit seinem Weibe einmal die vierzehntägige Fußreise nach dem Luschariberge gemacht hatte, der in Kärnten ganz hinten an der italienischen Grenze steht. Es war damals für gute Katholiken Brauch gewesen, diesen Wallfahrtsort zu besuchen. Verlobt dahin hatten sich manche, aber als es mit der Reise ernst werden sollte, war weder Zeit noch Geld vorhanden. Nur der arme Grabler hatte beides aufgebracht und sich damit ein besonderes Ansehen für seine ganze Lebenszeit erworben. Die Familie des Grablers war mit uns auf das engste verbunden. Meine Eltern hatten alle Kinder des Grablers und seines Weibes aus der Taufe gehoben und umgekehrt, waren wir alle die Taufkinder der Grablerleute. Es hat nichts gegeben, in welchem wir uns gegenseitig nicht in die Hände gearbeitet, nicht aus kleinen und großen Nöten geholfen hätten. Immer empfand es der eine Teil für eine große Ehre, wenn er dem anderen eine Gefälligkeit erweisen konnte. Eines der Grablerkinder, die kleine Walburga, starb in ihrem frühen Lebensjahre, sie war gleichzeitig mit einer anderen Mädchenleiche auf dem Krieglacher Friedhofe begraben worden. Am nächsten Tage fand man die beiden Leichen, mit dem Messer an der Brust geöffnet, in einem Walde. Es war eine Untat des Aberglaubens und erst viele Jahre später hat es auf dem Sterbebette der Täter selbst einbekannt, daß er die Leichen aus dem Grabe geholt, um

mit den Herzen derselben böse Gewitter zu zaubern. Die armen Grablerleute haben das in der Gegend beispiellose Ereignis mit verehrungswürdiger Ergebung ertragen. Die Nachkommen jener Grablerleute, so mager es ihnen immer ergangen, sitzen heute noch auf ihrem Gütchen — von Wildnis umwuchert — während die meisten der damals wohlhabenden Bauernhöfe dahin sind.

Vom Grabler anwärts, auf einem anderen Berge, stand der große Hof des Wustl, über dem, so groß und reich er war, das Verhängnis lag. Der Wustl, eine schlanke, schwerfällige Gestalt, sagte mit seiner Fistelstimme zu allem ja, auch wo er nein tat. Er hatte immer Augenkatarrh. Immer sah man ihn mit dem blauen Knoten seines Sacktuches die geröteten Augen trocknen, so daß es war, als weine er. Zu letzterem wäre wahrlich auch Ursache gewesen. Der Mann führte einen geradezu dämonischen Kampf gegen den Geldgeiz und gegen die Höllenangst und ist beiden unterlegen.

Die Leute sagten, er habe viel Geld vergraben gehabt. Das sagten sie damals von manchem Bauern, bei dem sie keines auf der Hand sahen. Auf seinen Vorteil verstand sich der Wustl freilich; sie hätten ihm das gerne verziehen, wenn es nicht allemal ein Nachteil für andere gewesen wäre. Einmal war ihm aus seiner Mühle Mehl abhanden gekommen, aber er sagte nichts. Und da redete eines Tages der Kohlenbrenner vom Maßwald auf ihn hin: „Wie geht's alleweil, Nachbar Wustl?“ — „Auf der bessern Seiten nix nutz“, antwortete der. „Ich höre, sie haben dir ein Bündel Mehl aus der Mühle gestohlen.“ — „So!“ sagte der Wustl, „nachher bist es du selber gwest; ich hab' zu niemand was g'sagt.“ Der Kohlenbrenner war

dumm erschrocken, weil er glaubte, da gebe es keinen Ausweg, gestand es ein und bat um Verzeihung: „Nur nit unglücklich machen einen armen Familienvater!“ — „Du wirst mir sechs Monat lang holzhacken,“ verlangte der Wustl, und der arme, alte Waldteufel hat's des lieben Rufes wegen getan. Der Wustl hatte sein Lebtag kein ihm gestohlenes Hab so gut verwertet, als dieses Bündel Mehl. Groß' Unglück hatte der Wustl mit seinen Kindern. Durch sie wollte er sich von der Hölle befreien, die er so sehr fürchtete. Eine seiner Töchter steckte er ins Kloster; eine zweite verirrte sich zur Winterszeit auf die Wölzeralpe, wo sie im Frühjahr tot gefunden wurde. Ein Sohn wurde beim Fuhrwerk von einer Heufuhre erschlagen. Ein zweiter heiratete eine alte Witwe, die einen großen Bauerhof besaß. Nach ihrem Tode nahm er ein junges Weibsbild zu sich, die ihn bestahl, allmählich ums Gut brachte, als er erkrankt war, ihn zu Tode drangsalierte und dann, um dem Gerichte zu entkommen, nach Amerika floh. Die Mutter litt unter allen Schlägen still für sich. Der Wustl aber klagte laut hin, daß seine Seele ewig verloren sei, und eines Tages hat man ihn im Walde erhängt gefunden. Das ist die Geschichte derer vom Wustlhause. Heute ist vom großen Hofe nur ein Steinhaufen da, über den sich die Wildnis breitet.

In Wustls Altenleuthäusel wohnte der Zimmermann Hansl. Er war der schöpferische Mann von Alpel. Wo ein Haus oder ein Stall oder eine Hütte oder eine Mühle gebaut wurde, er tat's und sammelte dazu die nötigen Gewerbsleute. Er baute auch alle Tische, Krippen, Bänke, Kästen, Wiegen und Särge, die in der Gegend nötig waren. Als die St. Kathreiner in ihrer Kirche dem Ge-

kreuzigten ein Heiliges Grab gestiftet, war es der Zimmermann Hansl, der aus weichen Fichtenbrettern ein Monumentalgebilde herstellte, das, wenn auch nicht seinen Namen, so doch seine Seele in die Zukunft hineintragen wird. Das Weib des Zimmermann Hansl war eine so resolute Persönlichkeit, daß seine ganze Herrlichkeit zu Hause versagte und er, der im weiten Lande bekannte Meister, daheim in der kleinen Hütte der Niemand war. Eine Sache die in Alpel ziemlich oft vorkam und anderwärts auch nicht selten zu finden sein soll.

Dieses Paar hatte ein Ziehtöchterlein, wir nannten sie die Hansl-Kathel, das war eine Turteltaube, sie kicherte immer, sie lachte immer, sie war die personifizierte Glückseligkeit und hatte auch Ursache dazu. Sie heiratete nachher den berühmten Siegfried. Und das war so. In Krieglach hatte sich eine Bauerngesellschaft zusammengetan, die Volksschauspiele aufführte. Mit Vorliebe: Die Genoveva. Ein junger hübscher Bursche spielte stets den Siegfried. Als aber dieser Siegfried mehrmals die Turteltaube von Alpel gehört hatte, verließ er seine Genoveva, bei der ohnehin immer der Gollo im Spiele war, und heiratete die Hansl-Kathel.

Das Haus in Alpel, welches für mich den größten Reiz hatte, und das ich Sonntags manchmal wie ein Heiligtum besuchte, war der Schmiedhoferhof. Seinen Namen hatte er von der kleinen Hausschmiede, in der der Schmiedhofer nebst seiner gewöhnlichen Arbeit den Bauern das ländliche Werkzeug herstellte. Aber das war es nicht, was mich so sehr an dieses Haus zog. Der Bruder des Schmiedhofers war Geistlicher, der einige Male nach Hause kam und uns Alpelleuten, die um ihn zusammen-

kamen, den Segen gab. Der Sohn des Schmiedhofers war ein kleines aufgewecktes Bübel, das zu Graz in der Studie saß, um auch Geistlicher zu werden. Als dessen Vater, der Schmiedhofer, gestorben war, heiratete die Witwe einen stattlichen Holzknecht, der die Vaterstelle an dem Knaben treu übte und ihn fertig studieren ließ. Das waren nun ganz köstliche Leute, der Schmiedhofer mit seiner sprichwörtlichen Arbeitsamkeit und seiner Belesenheit, die er aus dem Walde mitgebracht hatte; mit seiner Klugheit, durch die er dem angrenzenden Gutsherrn einen großen Servitutenwald abgewonnen hatte; dann die Schmiedhoferin, diese freundliche, gerngebige Bäuerin, die keinen Fremden aus dem Hause gehen ließ, ohne ihn mit einem Stück Brot oder einem Kuchen zu beschenken; endlich das Studentl, mein Freund Urban, dessen Schulferien für mich eine Lernzeit wurden, weil er mir alle seine Bücher borgte zum Durchstudieren. Was waren das für köstliche Leute. Der Schmiedhofer hatte sich schon als Holzknecht eine kleine Büchersammlung erworben, von der er mir das Passende zum lesen gab. Er war ein überaus tatlustiger, kluger und dabei durch und durch redlicher Mann, und eine heitere Natur. Im Hause war alles so fein, reinlich und würdig, beinahe wie in einem Pfarrhof. Das habe ich besonders schmerzlich empfunden, daß, als später die Auswanderzeit kam, auch die Schmiedhoferleute ihren schönen Hof verließen und fortzogen.

Hinter dem Schmiedhof, im letzten Tale, wo sich das Teufelssteingebirge mit seinen unabsehbaren Wäldern erhebt, im Schatten des untersten Waldrandes, stand das Maßbauernhäusel. Dort wohnte ein kleines, altes Weiblein, das an der linken Halsseite einen so großen Kropf

hatte, daß es ihn, in ein blaues Tuch gewickelt, gleichsam wie ein Bündel auf der Achsel trug. Die „Lantsch-Mirl" wurde sie genannt, weil sie einst aus der Lantschgegend eingewandert sein soll. Sie lebte im Sommer vom Beerenklauben und Schwammsuchen, im Winter vom Garnspinnen für Nachbarn. Von dieser Person ging die Sage um, daß sie den Mond singen höre! Das nahm mich ein wenig wunder, obschon es zu glauben war, daß der Mond manchmal sang — zog er doch sein Gesicht just so ins Breite, wie unsere Magd, wenn sie lustig jodelte. Jene Nacht, da ich beobachtete, war still wie die ewige Ruh, ich horchte mit Fleiß; der Vollmond hatte sein singendes Gesicht — aber ich hörte nichts. Dann sah ich die Lantsch-Mirl einmal auf dem Kirchweg vor mir dahinpendeln mit ihrem Bündel auf der Achsel. Die fragst heut', ob's wahr ist! dachte ich und lief ihr nach. „Lantschl-Mirl! — Lantsch-Mirl!" — Laut rief ich, sie hörte es nicht. Da erfuhr ich erst, das alte Weiblein war ganz taub. — Und sie hörte den Mond singen! — „Just deswegen", sagte unser Knecht Markus, der Schalk, „wir andern Leut hören nix von da oben herab, weil uns der Lärm von da herunten das Gehör verschlagt. Wären wir törisch (taub) täten wir nix auf der Welt, aber das himmlische Singen hören." O du guter alter Markus, wie oft habe ich seither über diesen Ausspruch nachgedacht!

Die Lantsch-Mirl hatte einen Bruder. Das war der Maßbauern-Seppel, zur Sommerszeit Ochsenhirt auf der Seßler-Alm, im Winter Stubenhocker und Spintisierer über die Welt, so viel man ihrer von seiner Hütte aus sah. Dieser Seppel hatte einmal folgenden Traum. Er ging eines Sommermorgens auf die Alm zur Herde. Da

bemerkte er, daß er in seiner Hosentasche den Kastenschlüssel und das lederne Geldbeutelchen mit einigen Kupfermünzen bei sich trage. Wozu brauche man auf der Alm solche Sachen? Nur, daß man sie verlieren könne. In der Absicht, unterwegs sie irgendwo zu hinterlegen, kam er auf der Knittlerhöhe zur alten Buche, die am großen Steinhaufen stand. Er hub einige Steine ab, legte Schlüssel und Geldbeutel in die Höhlung und deckte sie mit einem platten Steine sorgfältig zu, um beim Heimgang die Sachen wieder mit sich zu nehmen. Aber beim Heimgang hatte er einen anderen Weg eingeschlagen und Schlüssel und Beutel blieben im Steinhaufen. So hatte dem Maßbauern-Seppel geträumt. — Später, als dieser Mann wieder einmal wirklich auf die Alm ging zu seinem Vieh und an jenem Steinhaufen vorbeikam, ward ihm die Erinnerung an den Traum so lebhaft, daß er hinschaute und den platten Stein über den andern gerade so liegen sah, wie er ihn im Traume wollte hingelegt haben. Wundershalber hub er den Stein auf, und was fand er unter ihm? Einen alten, von Rost zerfressenen Schlüssel und ein verschimmeltes Lederbeutelchen mit fremdartigen Münzen, die ganz mit Grünspan überzogen waren. Anfangs war der Hirte erschrocken über diesen seltsamen Fund, dann lief er ins Tal zu den Leuten und zeigte ihn und erzählte den Traum, der ihn dazu geführt hatte. Die Leute vermuteten, es würde ein wertvoller Schatz sein und der Schlüssel würde zu einem geheimnisvollen Tore gehören, das erst gefunden werden müsse und das gewiß die fabelhaftesten Reichtümer in sich berge. Aber der Maßbauern-Seppel ließ sich nicht betören; den Schlüssel mit seinem Roste und die alten Münzen mit

ihrem Grünspan verschloß er in seinen Kasten. — Mir war damals diese Geschichte sehr merkwürdig vorgekommen, ich weiß bis heute nicht, was darüber zu denken ist.

Nun kommt die Pechbrennerhütte. Eine wunderliche Waldfamilie. Den letzten derselben haben wir erst vor kurzem zu Bette gebracht. Ja, der Kraxel war der letzte derer von der Pechölbrennerei, die am Fuß des Hochbürstling vor sechzig Jahren in einer Köhlerhütte gewohnt haben. Das Pechölbrennen im Walde nährte damals schon seinen Mann nicht mehr, geschweige eine ganze Familie. So hat sich Vater Pechölbrenner bei uns in den Bauernhöfen als Taglöhner brauchen lassen, und geschah es, daß abends, wenn er nach Hause ging, ganz zufällig etwelche Kleinigkeiten mit ihm mitgegangen waren. Sei es ein halber Laib Brot, oder ein Sackel Erdäpfel, oder eine alte Hacke, oder irgendetwas anderes. Wenn dann der Pechölbrenner darob zur Rede gestellt wurde, verwunderte er sich lebhaft, was er denn lauter an sich haben müsse, daß ihm die Dinger anhingen wie ein schlechtes Hundel dem fremden Herrn! Er gab die Sachen allemal sogleich zurück, denn er war in seiner Art grundehrlich. — Das Weib des Pechölbrenners, eine fleißige Person, konnte gute Dienstplätze haben, nahm aber keinen an. Sie zog es vor, für alle zu sein. Sie war die Nothelferin von Alpel. Gab es wo ein krankes Leut oder Vieh, oder ein Stubenauswaschen, oder eine Schafschur, oder eine große Rübenvesper, oder irgendetwas anderes, wozu man ein „gescheites redsames Leut" braucht, so wurde die Pechölbrennerin geladen. Die war gar seherisch und wußte die Geheimnisse aller Häuser von Alpel und teilte sie nur unter dem Siegel des Vertrauens mit —

neue Heimlichkeiten dafür eintauschend. So führte sie einen ertragreichen Handel mit allen dunklen und tiefen Dingen, die das Alpelvolk unter sicheren Hüllen verborgen wähnte. — Die zwei Töchter dieser Pechölleute waren einmal bei uns Dienstmägde gewesen, die ältere, genannt die „Hannerl", konnte singen; tönend, als ob sie in einen großen hohlen Topf hineinsänge, lehrte sie mich das Lied „Es kam ein schöner Ritter ins Land" und andere Balladen, wobei sie immer so sehr in den Helden verliebt war, daß sie laut seufzte und daß ihre schwarzen Augen groß und rund hervorquollen. — Einmal in einer Nacht lief diese Magd in die Schlafstube meiner Eltern und schrie zum heiligen Engel Michael auf, daß er sie beschütze, denn es stelle ihr der böse Feind nach; der habe ihr den langen Schwanz schon um den Hals gewickelt, zum Ersticken, und sie gehe nicht mehr zurück in ihr Bett. Sie erwischte das Tischmesser und fuchtelte damit herum, jeden Teufel bedrohend, der sich ihr nahe. Dabei hatte es, als die Leute zusammenkamen, ganz den Anschein, als meine sie den Knecht Stoffel, von dem wir wußten, daß er ihr einmal gehuldigt hatte. Am nächsten Tag erhielten wir vom Viertelrichter den Auftrag, die Hannerl in eine Strohkammer einzusperren. Aber sie brach durch die Bretterwand aus und flüchtete sich in die versteckte Köhlerhütte zu ihren Eltern. Mehr weiß ich von ihr nicht. — Viel lustiger war es mit ihrer jüngeren Schwester, der lachenden Mirzel. Die tat immer lachen; war sie allein, so lachte sie leise, war sie in Gesellschaft, so lachte sie laut, wußte aber durchaus nicht immer, warum. Beim Lachen wurlete ihr Kröpflein am Halse so emsig auf und nieder, daß wir alle mitlachen mußten; und daß wir über dieses

Kröpflein lachten, steigerte in ihr das Lachen bis zum Jauchzen, bis zum Röcheln endlich, bis zu Tränen, bis sie sich den Magen hielt, weil ihr schon alles wehtat und sie lachte über ihr Lachen und über ihr Jauchzen und über das Wehtun — weshalb sie sonst noch lachte, das wußte sie nicht. „Die lachende Mirzel“, das ist ihr Ruhmestitel geworden. — Später, als man ihren Vater begrub, am Grabe hat sie gerade so gelacht, das Kröpflein wurlete auf und nieder, das Jauchzen gellte, das Röcheln setzte ein und die Tropfen, die liefen in zuckenden Sprüngen über ihre schmalen Wangen herab. — Jetzt haben wir erst nicht gewußt, hatte die früher immer gelacht — oder immer geweint.

Das Jüngste dieser Pechölbrennerfamilie war ein Junge und hieß Hansel; wir haben ihn auch Kraxel genannt, weil er ohne seine hölzerne Rückentrage, die Kraxe, nie gesehen wurde. Er versah Botendienste zwischen Alpel und den Holzknechten der hinteren Heugräben. Er trug Brot, Speck, Wäsche und Tabak. Einmal habe ich den Kraxel spaßeshalber gefragt, wieviel er von seiner Trage stets zu stehlen pflege. Er antwortete: „Für's Stehlen kommt man in d' Höll. Derowegen nehm ich die Sachen lieber so.“ Die Holzknechte wußten das und gaben ihm deshalb keinen Lohn. Er tat's umsonst und lebte dabei nicht schlechter wie jeder andere, nur ehrlicher. Er erzählte mir auch einmal, wie es im Himmel ausschaut. „Der Himmel, du! Da wurdst spannen! Der ist so groß wie zehn Köhlerhütten zusammen. Oben ist ein großes Loch, da fliegen die Engerln aus und ein, die weißen, und tun schön Achting geben, daß s' nit russig werden. Und im Bett gibt's alle Wochen frisches Stroh, mein Lieber! Und alle

Sonntäg Hirschenes — weil das Jagern derlaubt is. Nur im siebenten Himmel oben ist's Jagern verboten, weißt." — Auf meine Frage, warum das gerade im höchsten Himmel, bei den größten Heiligen der Fall sei, antwortete der Kraxel: „Das weiß ih ah nit, leicht eppa, weil beim Verbotenen die Freud' noch größer ist."

Na, heute wird der gute Waldbär ja Gewißheit haben, weshalb im siebenten Himmel oben das „Jagern" verboten ist. — So waren diese Pechölbrennerleute, wovon der letzte nun gestorben ist. — Sind auch heiße, wirre Leben gewesen. Vorbei. Selbst dieses einzige Gedenkblattel verweht der Wind schon morgen. —

Endlich habe ich noch von einem letzten Hofe zu sagen. Der war ganz rückwärts im Engtal. Hoch oben an der Berglehne. Es war der größte Hof von Alpel — der Groß-Jakelhof. Er hatte zwölf Knechte und zwölf Mägde. Er hatte nebst dem großen sonstigen Viehstand zwei Pferde und die eigene Jagd. Er war der fürderste von Alpel. Es ward aber seine Fürstlichkeit nie recht zum Ausdruck gebracht. Weder bei der Richterwahl, noch bei anderen öffentlichen Angelegenheiten. Doch, daß er das Seine redlich beitrug, muß zugestanden werden. Der reiche, mächtige Großjakel war körperlich etwas klein und eckig geraten. Er stotterte ein wenig und das S auszusprechen machte ihm mehr Mühe, als einen Heuschober in die Scheune zu tragen. In seinem zusammengekniffenen Gesichte staken ein paar große Rundaugen, mit denen er die ganze Welt und vieles Schöne und Gute, das ihm offen gestanden wäre, glücklich übersah, mit denen er aber richtig das schönste Mädel ausfindig machte, als es zum Heiraten kam. Das Mädel war eine Kellnerin aus Krieg-

lach, wußte aber nachher auf ihrem einsamen Hofe wie eine Königin zu herrschen. Ganz Alpel zitterte, wenn die Groß-Jakelin zornig, mit den Augen zwinkernd, ihre Strafreden hielt. Vor ihr bestand niemand. Sie wußte jedem was anzuhängen, und wer sie gottverlassen vielleicht an ihre Herkunft erinnerte, der bekam etwas sehr Brennendes auf die Wange. Vom Groß-Jakelhof bis ins Mürztal ging Jahr für Jahr, tagaus, tagein der Holzkohlenwagen, und es war dem Groß-Jakel nicht möglich, das Geld, das ihm diese Kohlenwagen brachten, am Sonntag, wenn er mit seinem Steirerwägelchen in die Gegend fuhr und seinen Freunden Feste gab, ganz zu vertun. Und als der Mann schon recht viel Geld hatte, wollte er natürlich noch mehr haben. Plötzlich verkaufte er seinen Hof für eine so ungeheure Summe, daß die Leute ihre Hände über den Kopf zusammenschlugen; aber schon nach wenigen Jahren stellte es sich heraus, daß er die weitgedehnten Gründe mit den herrlichen Waldbeständen um zehnmal zu billig verkauft hatte. Die Familie zog ins Mürztal, wo ihre Spur heute verschwunden ist.

An das Groß-Jakelgut grenzten schon wieder die Gründe des oberen Hofes und unseres Waldbauernhauses. Mein Vaterhaus stand ungefähr im Mittelpunkte der Gemeinde. Und in ihm war das kleine Brennpunktlein, in das sich alle Strahlen aus der Umgebung einigten zu jenen Gestalten, die viel später in den Waldheimatgeschichten festgelegt worden sind. Die ersten Eindrücke auf meiner Weltwander.

Nun könnte ich noch erzählen von den Hunderten von Kindern und Greisen, Dienstboten und Einlegern, die diese Häuser mitbevölkerten, von den Holzknechten, Kohlen-

brennern, Pechschabern, Jägern, Hirten, Hausierern usw., die in den einsamen Hütten wohnten. Könnte erzählen von Charaktergestalten, fein ausgesponnenen Lumpereien, großen Schicksalen und tapferen Heldenhaftigkeiten. Vielfach in meinen Schriften habe ich es schon getan, aber je weiter und tiefer ich mich hineindenke in dieses abgrundtiefe Volkstum, je unerschöpflicher kommt es mir vor. Fast alle jene Menschen, die in meiner Kindheit mir Genossen gewesen, sie liegen auf dem kleinen Anger, draußen zwischen den Feldern, südlich des Ortes Krieglach. Die meisten von ihnen mußten längst wieder aus dieser ihrer Wohnung ziehen, weil es auf dem Friedhofe nicht jene Altenleuthäuseln, nicht jene Ausgedingstübeln gibt, wie sie noch zu jener Zeit im lebenden Bauerntum gewesen sind. Aber jeden Schädel, den der Totengräber hervorwühlt, vielleicht schon das wiederholtemal, kann ich in die Hand nehmen: „Grüß dich Gott, Vetter (oder Muhme)! Weißt du noch — damals? Du hast längst ausgeschlafen und ich habe immer noch nicht Feierabend.“

Einstweilen muß ich nun zu Ende schreiben, wie es mir und meinen Lebensgenossen weiter ergangen ist auf Erden.

Vom Manne, der mich lesen und schreiben gelehrt hat.

Der liebe alte Michel!

Er war nicht zuständig in der Gemeinde, wo er darbte, hätte jedoch anderswo vielleicht noch bitterer gedarbt, als bei den armen Waldbauern. Er war Schullehrer in Kathrein am Hauenstein gewesen. Weil er aber in einzelnen Dingen etwas freier dachte, als es sich vor dem Jahre 1848 empfahl, so kriegte er seinen eigenen Pfarrer zum Feind. Und das wollte für einen Schulmeister was heißen zur selbigen Zeit. Persönliche Gehässigkeit tat auch das ihre und im Handumdrehen war aus ihm vor dem Dechant oder gar vor dem Konsistorium ein Ketzer gemacht, und einen Ketzer muß man doch wohl entfernen von einem so wichtigen Posten, als es — die Meßnerei ist.

Der Michel hatte schon graue Haare, die in seinem vieljährigen Kirchen- und Schuldienst solche Farbe angenommen; aber er wurde jetzt abgesetzt und für unwürdig erklärt, den Bauern Katechismus zu lehren. Jetzt war plötzlich ein alter Bettelmann da.

Nachdem der Michel mehrere Nächte auf den Strohscheunen und unter Heuschobern herumgelegen war, standen die Bauern der kleinen Nachbarsgemeinde Alpel zusammen und hielten Rat. Die Kinder dieser Waldberge

gehörten eigentlich nach Krieglach, aber weil sie dahin an die drei Stunden und länger zu gehen gehabt hätten, so waren sie nach Kathrein eingeschult worden, wohin sie nur ein bis zwei Stunden Wegs hatten. Übrigens kümmerte sich weder Krieglach noch Kathrein viel um die Waldbauernkinder von Alpel, Zwang war überhaupt keiner und die meisten schickten ihre Kleinen nicht in die Schule. Die Schule, das sei nur so für herrische Leute. Wenn der Bauer seine Arbeit lernt und sein Vaterunser kann, nachher ist's genug. Da waren aber in Alpel etliche Bauern: Der Heidenbauer (Heidenhofer) und der Grabler und der Schmiedhofer und andere, die einigten sich dahin, den abgedankten Schulmeister nach Alpel zu nehmen. Da könne er von Haus zu Haus ziehen — in der einen Woche zum Heidenbauer, in der anderen zum Grabler und zu allen Bauern herum, welche Kinder hätten; die Kinder könnten allemal in das Haus zusammengehen, wo sich der Schulmeister eben befinde, und von ihm lesen, rechnen und schreiben lernen. Der Michel hat dafür sein Mitessen beim Leuttisch und seine Liegerstatt auf dem Heu oder im Handwerkerbett, wo sie eines frei haben.

So ward es und der alte brotlose Schulmeister nahm es mit tausend Vergeltsgott. Die ersten Wochen war er beim Großjackel, dann kam er zum Klein-Heidenbauer, wo er längere Zeit blieb, hernach mußte er hoch auf den Berg zum Holzbauer (Martinshaus), wo er länger als ein Jahr lebte und lehrte. Die Kinder kamen in das betreffende Haus zusammen, das eine brachte dem Schulmeister ein Säcklein Mehl mit von der Mutter, die „schön grüßen lasse“, oder ein Stücklein Selchfleisch, oder ein Körblein Erdäpfel für den Schulmeister, und daß der

Bauer, bei dem er war, eine kleine Beihilfe habe, ihn zu verköstigen.

In den freien Stunden ging der Schulmeister zu den Nachbarn, wo er Kinder wußte und warb für seine Schule und war nicht böse, wenn er irgendwo zur Mahlzeit zurechtkam, daß er sich zum Tisch setzen und mit dem Holzlöffel, wie sie damals in Alpel noch gebräuchlich waren, mitessen durfte.

So war der Michel Patterer eines Tages auch zu uns gekommen. Es war im Jahre 1848 und ich damals fünf Jahre alt. Ich erinnere mich noch des Anblicks, als er zur Tür hereintrat — ein schlanker Mann in schwarzem Gewand und einen hohen Zylinderhut auf dem Kopf. Der Kopf mit seinen dünnen, grauenden Haaren war etwas vorgebeugt, das Gesicht mit der scharfen Nase und den blauen Augen war hager und glatt rasiert. Der Rock war bis an den Hals zugeknöpft; als er ihn gelegentlich ein wenig auseinandertat, schaute aus dem inwendigen Sack ein langes Pfeifenrohr hervor. Er wurde von meiner Mutter leiblich fein begrüßt und eingeladen, beim Tisch niederzusitzen; hernach eilte sie in die Küche, um dem seltsamen Gast eine Eierspeise zu kochen. Ich blieb in großer Beklommenheit an der Tür stehen, zwischen Stube und Küche, damit ich den fremden Mann betrachten und nötigenfalls zur Mutter flüchten konnte. Da lockte er mich zu sich. Wie er zum lebzeltnen Reiter kam, ich weiß es nicht, aber er hielt einen in der Hand und sagte mit heiserer, aber freundlicher Stimme zu mir, wenn ich schon an etwas saugen wollte — denn ich saugte an meinem Zeigefinger — so möge ich dem Lebzeltroß in den Schweif beißen. Langsam strich ich an der Wand hin, bis ich

ganz nahe bei ihm war — und das ist meine erste Begegnung gewesen mit diesem Manne. Bald hub er an, mir von der Schule vorzusagen, wie es da fein hergehe, es kämen lustige Bürschlein zusammen; da würden allerlei Spiele getrieben, geschrien, gesungen, munter gerauft. Das lockte mich nicht, denn ich war die fremden Buben nicht gewohnt und kein Liebhaber von Springen und Raufen. Als er aber dartat, wie ich Bücheln bekäme in der Schule, und Schreibzeug, und Lesen und Briefschreiben lernen würde, wie er mir da allerhand erzählen wolle und wie wir mitsammen gut Freund werden möchten — da war ich fein.

Meine Eltern hatten anfangs wohl ihre Einwände. Ich sei ja noch zu klein zum Schulgehen, hätte kein rechtes Gewand dazu, würde mir die Buchstaben noch nicht merken und könne unterwegs über den Grablersteg ins Wasser fallen. Weil diese Einwände vom Schulmeister entkräftet wurden, wobei ich ihm wacker half, so gaben meine Eltern endlich ihre Einwilligung und meine Sache war es nun, dieselbe so rasch als möglich zu vollführen.

Die Schule war damals beim kleinen Heidenbauer, unserem Hause gerade gegenüber auf dem Berge, jenseits des Fresenbaches, der Alpel durchzieht. Es waren unser dort etwa acht oder zehn Schulkinder, ich darunter weitaus das kleinste und unbedeutendste, das so mit unterlief, sich weder im Schlimmen noch im Braven auszeichnete, mit den anderen nicht viel umtat, sondern nach der Schule allemal den kürzesten Weg nach Hause lief zur Mutter.

Schulstunden waren täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von 8—11 Uhr und von 12—3 Uhr. Da

saßen wir in der Gesindestube um den großen Tisch herum bei unseren Büchern und der Schulmeister ging während des Unterrichts die Stube auf und ab und rauchte seine lange Pfeife. Wenn hernach die Leute mittags zum Essen kamen, mußten wir eilends abräumen, dann setzte sich der Lehrer unter die Knechte und Dirnen; die Schüler liefen — wenn sie von der nächsten Nachbarschaft waren — nach Hause, die anderen hatten ein Stück Brot oder einen besseren Bissen bei sich, den sie auf der Ofenbank oder draußen auf dem Anger unter den Kirschbäumen verzehrten. Ich hätte über den weiten und tiefen Graben in einer Stunde nicht hin- und zurückkommen können, daher gab mir die Mutter zumeist einen Eierkuchen mit, den ich aus dem fettigen Sacktuch schlug, unter der alten Wettertanne des Heidenbauerhofes verzehrte und dabei sehnsüchtig hinüberblickte auf mein Heimatshaus. Hernach, wenn drinnen der Tisch wieder abgeräumt war, trat der Schulmeister vor das Haus, steckte zwei Finger in den Mund und tat einen hellen Pfiff, das Zeichen zum neuen Beginn der Lehrstunden, und die Kinder versammelten sich.

In den Sommertagen, wenn die anderen zu Hause behalten wurden zur Arbeit, war ich mehrmals der einzige Schüler. Da nahm mich der Lehrer an der Hand und führte mich hinaus in das nahe Gehölze; dort setzten wir uns ins Moos und einmal, als wir so beisammensaßen, sagte er ganz leise zu mir: „Du bist halt der einzige, mein Peterl, der mich nicht verlaßt. Schau, ich schenke dir was." Einen alten Pfeifendeckel aus Messing gab er mir, den er noch früher an seinem Rockärmel glänzend gerieben hatte. Ganz glückselig darüber — er wie ich — nahmen wir nun das „Taferl" und das „Namenbüchel" in die

Arbeit. Ich hatte wohl ein Jahr zu tun, bis ich über diese A-B-C-Schützenliteratur hinauskam und zum „Kleinen Katechismus“ und zum „Zweiten Lesebuch“ aufstieg. Später war auch das „Evangeliumbuch“, aus welchem allsamstäglich das Stück des folgenden Sonntags gelesen wurde. Und das nach dem eigenen Lehrplan des „Ketzers“, denn weder Katechet noch sonst eine Schulbehörde hat sich viel nach der wandernden Schule in Alpel umgesehen.

Als etwa ein Jahr dahingegangen war, fand die Heidenbäuerin, daß sie den Tisch in der großen Stube vormittags zum Strudelziehen und nachmittags zum Bohnenklauben brauche; die vielen fremden Kinder täglich im Haus mit ihrem Lärm und ihren Unarten mögen wohl auch zuwider gewesen sein, kurz, wir übersiedelten zum Holzbauer. Dort war ein altes, gemütliches Bäuerlein, das sich an den vielen Kindern ergötzte und während der Schulstunden in einem Ofenwinkel hockte und fortweg mit beifälligem Kopfnicken zuhörte.

„Der Kleine, der Kleine, das ist schon ein Sakermentsracker, der kann's!“ sagte er einmal; ich bin noch heute der Meinung, daß es mich angegangen, als ich ein Lesestück herabschrie. Während wir nach Vorlagen uns im Schreiben übten oder auf den Schiefertafeln Rechenaufgaben ausarbeiteten, las der Schulmeister dem alten Bauer die Zeitung vor, die er vom Tabakskrämer in Kathrein bekommen. Dieselbe war zwar schon aus dem Jahre 1845 oder 1846, aber das macht nichts, es hat auch zu jener Zeit Neuigkeiten gegeben.

Um die Osterzeit pflegten wir rotgefärbte Eier in die Schule mitzubringen, auf die uns der Schulmeister mit der Spitze seines Taschenmessers allerhand Figuren ritzte,

Herzen und Kränze. Am besten gelang ihm das Kreuz und die Dornenkrone Christi.

Noch erinnere ich mich an meine Schreibvorlage, die ich die Jahre durch wohl an hundertmal abgeschrieben hatte. Der Ketzer-Schulmeister hatte mir folgende Vorlage aufgesetzt: „Gott recht erkennen, ihm dienen, seine Gebote genau beobachten, das verschafft uns Gottes Liebe und Wohlgefallen und gibt uns Trost in jeder Lage unseres Lebens.“

Im Laufe der Jahre begannen sich die feineren Kleider, die der alte Michel aus seiner besseren Schulmeisterzeit herübergebracht hatte, aufzulösen. Der Dechant von Birkfeld mochte vielleicht ein widerhaariges Gewissen zu beschwichtigen haben, oder war es lediglich sein christlicher Sinn, der den Büßern milde ist, — wie das auch sei, er schickte dem abgesetzten Schulmeister manches alte Kleidungsstück, bisweilen auch ein Päcklein Tabak. Aber das dauerte nicht immer, und so sah man den Alten in seinen freien Stunden im Viehhofe des Holzbauers Streu hacken, Scheiter schichten, Dung krauen, klappernde Holzschuhe an den Füßen, eine schlotternde Lodenjoppe am Leibe und einen zerfahrenen Seidenzylinder auf dem Haupte. Manchmal hat's einen Groschen Geld gesetzt für Rauch- oder Schnupftabak — gelegentlich schwelgte er in beiden — sonst aber trocknete und beizte er zu diesem Zwecke sich Buchenblätter und anderes Gekräute. — Wenn ihr mich nach seiner Vergangenheit, nach seiner Jugend fragt, ich wüßte nichts davon zu erzählen. Er soll aus dem Unterlande gekommen und seiner Tage ein besseren Ständen angehöriger munterer Bursch gewesen sein. Daß er nichts Schweres auf dem Herzen trug, das zeigte die Heiterkeit

seines Gemütes und die freundliche Ergebung, mit der er seine Armut trug.

Weil der alte Holzbauer immer um den Schulmeister und seine Kinder war, mit dem ersteren fabelte und mit den letzteren scherzte, und darüber nachgerade auf das Holzspalten vergaß, dem er trotz seiner morschen, zitternden Knochen noch zu obliegen hatte, so behauptete sein Ehegespons, das ein scharfes Weib war, der Schulmeister verderbe ihren Mann, und somit mußte der Michel endlich wieder aus dem Hause.

Nun kam er zum Ofenberger. Das war eine Hube des Gutsbesitzers Baron Seßler Herzinger, die, zum Jagd- und Forsthause hergerichtet, in ihrer Stube Platz bot für den Schulmeister und seinen Anhang. Der hochherzige Grundbesitzer nahm die Schule nun in seinen Schutz. Der Schulmeister bekam vor allem ein ordentliches Bett und die Försterslente behandelten ihn mit großer Achtung und Fürsorge.

Die Holz- und Köhlerleute der Umgebung begannen nun die Schule zu bevölkern, auch Bauernkinder vom Freßnitzgraben und Trabach kamen und so nahm die Anstalt einen hübschen Aufschwung. Wir kriegten einen neuen, langen Tisch, der in der Mitte Löcher hatte, so daß man Tintentiegel hineinstellen konnte. Der Schulmeister bekam ein neues Lineal, das aber einigen von uns ein bißchen unglatt vorkam. Auch die Schulordnung wurde etwas strammer gespannt und der Schulmeister schmauchte einen besseren Tabak.

Nun war von meinem Heimatshause die Schule eine ganze Stunde entfernt. Ich mußte über Feld und Wald steil abwärts in den Graben, ich mußte dann eine Weile dem Wasser entlang und jenseits ansteigen auf steinigem

Wege bis zur Alpsteigstraße, auf welcher ich endlich gemach bis zur Ofenbergerhube weitergehen konnte. Im Sommer war's recht gut, nur daß mir die Straße widerlich war der vielen fremden Leute wegen, die dort immer fuhren und gingen — auch Zigeuner waren darunter und Juden, die, nach altem Dafürhalten, jedes Christenknäblein für einen Brunnenständer hielten, um sich daran mit Christenblut zu laben. Unser Schulmeister ließ das freilich nicht gelten, sondern sagte uns einmal: Branntwein sei ein höllisches Getränk, aber des könnten wir überzeugt sein, der Jude saufe lieber den schlechtesten Fusel, als das frischeste Tröpflein Christenblut. Trotzdem schlich ich mit Umgehung der Straße lieber an den waldigen Schluchten und Hängen hin; und war mir schon durch die Entfernung das Schulgehen verleidet, so war das noch mehr durch die größere Anzahl der Schüler der Fall, die den Wettstreit erschwerte. Im Rechnen war ich schon beim Heidenbauer zurückgeblieben; wenn in Beispielen von fünf Äpfeln die Rede war, so dachte ich immer mehr an die Äpfel, als an die Ziffern. Im Schreiben war mir der Markus Bruggraber über geworden, weil er, wie wir den Spaß schon damals hörten, das Brot allemal mit hartem t schrieb, es mochte nun neu- oder altgebacken sein. „Du wirst schon lernen es hart zu schreiben," sagte mir der Schulmeister einmal, „wenn du das Brot erst hart verdienen mußt." Im Evangeliumauslegen stand ich noch hoch über allen, leider war wöchentlich nur ein einzigesmal Gelegenheit, mich in dieser Herrlichkeit zu zeigen. Wenn ich schon die Woche über gerne daheim blieb, um beim Vieh zu walten und zu schalten, am Samstag versäumte ich die Schule selten.

Wenn ich jedoch einmal längere Zeit nicht mehr in die Schule gegangen war, dann kam mir der erste Gang dahin gar sauer an und ist's wohl einmal gewesen, daß mein Vater mit der Ochsenpeitsche nachhelfen mußte. Die Peitsche hat mehr geknallt als getroffen und haben sie es jenseits des Tales gesehen und gehört und in der Schule erzählt. „Es schmerzt mich ein wenig," sagte mir hierauf der Schulmeister im Vertrauen, „daß dich die Karabatsche muß herschicken zu mir. Wenn wir zwei beieinander mit dem Buch draußen unter dem Kirschbaum sitzen eine halbe Stunde lang, so holen wir die anderen leicht wieder ein. Desweg sollst nicht verzagt sein. — Närrisch Kind! Laßt sich lieber schlagen, als daß er zu mir hergeht."

Einmal bin ich unterwegs in die Schule vom Steg hinab in den Bach gefallen. Der Heidenbauern-Franzel zog mich heraus, trug mich in die Schule und rief: „Da hab' ich heut' einen großen Fisch gefangen." — „Wenn's nur kein Stockfisch ist," entgegnete der Schulmeister, entkleidete mich und legte mich in sein Bett, bis mein Gewand wieder trocken geworden.

Zur Winterszeit war der Weg in die Schule besonders arg. Der holperige Pfad im hohen, gefrornen Schnee mußte mehr geklettert als gegangen werden. Auf den Höhen schien wohl oft die Sonne, aber im schattigen Tiefstal lag eine blaue Luft, die wie mit Messern an meinem Gesichte kratzte. Wenn der Bach, der neben mir herging, so fest überfroren war, daß ich kaum ein Murmeln von ihm hörte, so war's noch nicht am ärgsten, aber wenn das Wasser vom Frost emporgehoben über dem Eise dahinrann, weiß und sulzig, und wenn das Floß unserer Mühle auf einer festen, vielsäuligen Eiswand lag und

das Mühlrad mitten drin strotzte, wie eine eingemauerte Nonne, dann stand's schlimm um meine Nase und um meine Finger. Den Zehen war auf solchem Gang allemal eine Weile kalt, allmählich hörten sie aber auf, sich zu beklagen und ich wußte nichts mehr von ihnen.

Wenn ich oder andere Schüler in diesem Zustande endlich in die Schule kamen, klapperte der Rand der Lodenhosen um die Schuh', wir mußten uns auf die Bank setzen und der Schulmeister löste einem und dem anderen das ineinandergefrorene Schuh- und Strumpfwerk von den Füßen. Und wenn die krebsroten Zehen in der warmen Stube anhuben grausam wehzutun, so legte er frischen Schnee auf oder kaltes Kraut, und wenn darauf der Schmerz noch größer wurde, daß wir wimmerten, lief der Schulmeister rasch in seine Kammer um die Geige — denn er hatte eine — und schritt die Stube auf und ab und geigte uns was Lustiges vor.

Wenn endlich der Unterricht anheben konnte, da legte er die Geige hin und sagte: „Liebe Kinder, ihr müßt die Schule teurer kaufen als andere Leut', gebt wohl acht, daß ihr nur auch was lernt."

Hierauf sprachen wir im Chore das übliche Gebet:

„Heiliger Geist,
Komm' zu verbreiten
Über uns dein Gnadenlicht,
Daß wir immer weiter schreiten
In Erlernung uns'rer Pflicht,
Mache uns zum Lernen Lust,
Hilf, daß wir in uns'rer Brust
Das Erlernte wohl behalten
Und im Guten nicht erkalten."

Heute, da dieser Anruf nach sechzig Jahren wieder aufsteigt in meiner Seele, rührt er mich; dazumal war uns aber das Gebet zum Schluß des Unterrichts lieber:

„Vater, segne diese Lehren,
Die du durch des Lehrers Mund
Deinen Kindern machest kund,
Uns zum Heil und dir zu Ehren;
Präge sie durch deinen Geist
Tief ins Herz, daß wir im Leben
Stets zu handeln uns bestreben,
So wie dein Gebot uns heißt."

Der Takt der letzten Verse brachte unser Blut schon allemal in die richtige Wallung, mit der wir dann hinauspolterten ins Freie, war es zu einem Schneeballengefecht, war es zu einem kühnen Ringen auf grünem Anger, war es zu einem Versteckenund Fangenspielen hinab durch den Wald — war es zu einer anderen Kindeslust.

Meine Blödigkeit hatte sich endlich verloren, ich war im Anstiften einer der Findigsten; am liebsten trieb ich solche Spiele, bei denen es sich nicht um Körperstärke handelte, denn bei diesen zog ich gewöhnlich den kürzeren. Mit ein paar schneidigen Jungen hatte ich dicke Freundschaft geschlossen und dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Kameraden gab meinem engen Wesen eine ganz neue Richtung und Glut und hätte mich allmählich meinen Eltern und Geschwistern entfremden können, wenn mein Schulbesuch nicht gar so oft unterbrochen worden wäre. Einmal waren es notwendige Arbeiten daheim, die mich daran hinderten, einmal war es Regen und großes Wasser, oder es war der scharfe Winter, oder es war ein langwieriger Husten oder sonst Krankheit an mir oder

an anderen, wobei ich entweder im Bette liegen oder nach dem stundenweit entfernten Langenwang, Krieglach, Ratten oder Fischbach zum Arzt gehen mußte. Ich bin von 1848 bis 1854 — wenn ich die großen Unterbrechungen abziehe — im Ganzen doch kaum über ein volles Jahr in die Schule gegangen.

Da kam denn der alte Schulmeister bisweilen und suchte mich auf und fragte mich ganz trübselig, weswegen ich ihm denn untreu werden wolle? Daß ich sein liebster Schüler sei, das vertraute er nicht mir, sondern anderen, und ich habe es erst erfahren, als nachher der Schmiedhofer zu mir sagte: „Schaufel ihm auch du eine Schaufel voll hinab, Peter, dich hat er am liebsten gehabt."

Ich hätte dem alten Schulmeister aber einmal etwas wahrhaft Schlimmes antun können, wenn's geglückt wäre. Das Alpel ist ziemlich weit und hat viele Täler und die Häuser sind zerstreut oben und unten. Die Ofenberger-hube war einem Teil stark entlegen, besonders uns Waldbauernleuten. So warf ich mich mit Beistimmung meiner Eltern auf, für meine jüngeren Geschwister und für die etlichen Kinder unserer nächsten Nachbarn eine besondere Schule zu errichten — und ich wolle der Schulmeister sein. Da die Leute der irrigen Meinung waren, einer könne den anderen so viel lehren, als er selber kann und sich mit meiner Wissenschaft im Lesen, Rechnen und Schreiben zufrieden gaben, so nahmen sie meinen Vorschlag an und schickten ihre Kinder zum zehnjährigen Kinde in die Schule. Ich hielt mich mit großer Wichtigkeit bereit an unserem Tische, als sie kamen. Der Anfang war auch ganz erbaulich; die einen mußten A-B-C hersagen, die anderen mußten buchstabieren und ich hatte mein

Lineal in der Hand und schritt würdevoll die Stube auf und ab. Das war in der ersten Stunde, in der zweiten gab es schon Fetzen. Die Ursache des Streites weiß ich nicht mehr, er verpflanzte sich rasch über die Bücher und in die Haare, und als ich dazwischenfuhr, um zu schlichten, hieb mir der Wald-Hiesel den kleinen Katechismus ins Gesicht. Weil ich diese kirchliche Anmaßung nicht auf sich beruhen lassen wollte, so kam es zu einer schneidigen Balgerei, bis die Mutter erschien und mit dem Kehrbesen dazwischenfuhr. Damit war die neue Schule wieder aufgelöst, und ich ging wie vor und eh' zum alten Michel.

Etwa im Jahre 1854 war es, als der Auenbauer in Alpel den alten Schulmeister Michel Patterer in ein neugebautes hübsches Häuschen aufnahm, das beiläufig mitten in der Gemeinde stand und also zum Schulhause besonders geeignet war. Der Auenbauer hatte das Haus als Altenleutstübel für seine eigenen alten Tage erbaut, da aber die Kinder noch klein — erst in den Schuljahren — waren und es mit dem Ausgeding also noch lange Zeit hatte, so eignete er im kleinen Bau ein Stübchen für den Schulmeister und die Schule.

Das Häuschen stand ganz abgesondert von anderen Menschenwohnungen auf freiem Feldabhang, vor ihm war das blumige Wiesental, hinter ihm hub der Wald an.

Nun hatte der gute Michel einmal wirklich ein Heim, in dem er frei walten und gestalten konnte. Die Kinder brachten ihm Lebensmittel und er kochte für sich selbst und pflegte sich, so gut es ging. Ich kam nur wenigemal in das neue Schulhaus, denn obzwar der Schulmeister immer sagte: „Den Peter kann ich nicht auslassen, der tut's nicht für euch Bauern!" so behielt mich mein Vater

endlich doch daheim bei der lieben Arbeit. Um dieselbe Zeit war es freilich auch, daß meine Mutter in aller Welt herumging bitten, es möchte sich jemand meiner annehmen und mich studieren lassen. Ich war zu solchem Zweck in verschiedenen Schulen: etliche Wochen in Kathrein, etliche Wochen in Krieglach, etliche Tage in Birkfeld. Es war nichts.

Weil zum alten Schulmeister niemand kam, als die Kinder, und er sich selber nicht hervortat, so vergaßen die Leute allmählich seiner. Wenn er irgendwo gesehen wurde, so ging er gar langsam einher und war gebückt und hatte immer und immer denselben Rock an. Der war stets säuberlich gebürstet, überall schon bis an die Fäden. Die Stiefel klafften dort und da ein wenig auseinander, waren aber stets sorgfältig gewichst und das magere Gesicht glatt rasiert und freundlich. — So sah man ihn, so war man ihn gewohnt und dachte nichts weiter. Es war der „alte Schulmeister", und wenn einer darüber nachgedacht, so hätte er gemeint, die alten Schulmeister müßten alle so aussehen.

Am Morgen des 31. März 1857 ist er tot gefunden worden. Er lag auf seinem Bette wie schlafend.

Jetzt erinnerten sich die Leute, es wäre ja schon etliche Tage keine Schule mehr gewesen und es habe geheißen, der Schulmeister sei krank. Als man seine Sachen ordnen wollte, hat man die Größe der Armut erst gesehen, in der er so friedsam dahingelebt und so einsam gestorben war.

Bei seinem Begräbnis waren wir alle beisammen, und als sie den schlanken, weißen Brettersarg durch den Wald des Seichtweges hinan- und durch den Wald des Alpsteiges hinaustrugen gegen Krieglach, folgten wir Kin-

der hinten nach und ich und mein kleinerer Bruder — der übrigens die Schule kaum zweimal besucht hatte — mußten das Vorbeten besorgen, der Kleine in hoher, der Große in tiefer Stimme, daß es gar lebfrisch hinklang zwischen den Bäumen. Ich dachte unterwegs hin und am Grabe nichts, als an mein Vorbeten; ich hatte nicht einmal Zeit für die Traurigkeit. Aber auf dem Heimwege — ich hatte mich beim Pfarrer in Krieglach aufgehalten und war der letzte — als ich allein durch die stillen abendlichen Wälder hinging, da kam es mir erst ins Herz, was geschehen war und wen wir begraben hatten.

Als ich am Schulhause vorbeikam, konnte ich es trotz des Grauens nicht unterlassen, durch das offene Fenster hineinzuschauen in die kleine, schaurig stille Stube. Da waren die Schulbänke mit den Tintenklecksen, und an der Wand, wo das Bett gestanden, lag ein langer Bretterladen; am oberen Ende desselben stand noch das Kruzifix und die ausgelöschte Ampel . . .

Meine Jugendkameraden.

Noch gar nichts habe ich von den Haselgrabern erzählt, und wie frisch haben sie fast sieben Jahre lang in mein Leben gegriffen.

Karl Haselgraber, insgemein „Meßner" genannt, in St. Kathrein am Hauenstein. Nördlich vom Kirchenhügel im Tale, jenseits des Baches stand sein stattliches Haus, der untere Teil gemauert und weiß getüncht, der obere Teil aus Holz gezimmert und wetterbraun. Heute ist dort eine Wiesenfläche, nicht ein Stein liegt mehr auf dem andern. Nur das „Hauskreuz" mit dem weißen Christus steht noch am Fußsteig, der über die Wiese führt. Einst ringsum frohes Leben fleißiger Leute, junger Menschen — heute Schweigen. Der Karl Haselgraber war in seinen jüngeren Jahren Schullehrer gewesen in Falkenstein bei Fischbach. Dann hatte der schöne Karl die Meßnertochter von St. Kathrein geheiratet und ein Geschäftshaus aufgetan. Zur Zeit meiner Erinnerung war er ein Mann in den hohen Fünfzigern, mit rundem, bartlosem, wohlgerötetem Gesicht, grauendem, kurzgeschnittenem Haare, immer still, heiter und zufrieden. Er betrieb eine kleine Bauernwirtschaft, eine Getreidemühle, eine Lodenwalche und eine Wachszieherei. Das war dem vielseitigen Manne aber lange nicht genug, seine Hauptbeschäftigung bestand

in einer größeren Krämerei, der er ein Gewölbe seines Hauses eingeräumt hatte und in der man alles billig zu kaufen kriegte, was die Bevölkerung von St. Kathrein fürs Leben, für die Wirtschaft, für Vergnügungen und Genuß bedurfte: Sicheln, Küchengeschirr, Kleiderstoffe, Zucker und Kaffee, Zwirn, Branntwein, Schreibzeug, Schulbücher, Südfrüchte, Seife, Kerzen, englischen Balsam, Spielkarten und noch lange so fort. Waren, wie sie der Mann einst auf der Buckelkraxen aus Graz heimgetragen, später schon durch die Eisenbahn bezogen hatte. Da gab es denn vor und in dem Meßnerhause Leute und Leben und zur kalten Winterszeit drangen die eckigen Bauernriffel dem Haselgraber sogar in die Wohnstube, setzten sich auf die Wandbänke, rauchten starken Tobak und spuckten auf die Fußdielen.

Die Beschäftigung als Kaufmann war aber noch immer nicht Haselgrabers Hauptberuf. Täglich frühmorgens stieg er den mit Fichten und Birken bewachsenen Steinhügel hinan zur weithin leuchtenden Kirche, wo er beim Gottesdienst den Meßnerdienst, und überhaupt als Kirchenpropst den Hausdienst der Kirche zu besorgen hatte. Zu Weihnachten richtete er das „Kripperl" auf, in der Fastenzeit verhüllte er die Bilder mit blauen Tüchern, zu Ostern stellte er das „Heilige Grab" her, zu Pfingsten ließ er vom Dachraum den „Heiligen Geist" in die Kirche herabbaumeln, zu Fronleichnam hing er die Fahnen an die Stangen, zu Allerseelen stellte er die Totenschädel auf den Altar, am Katharinenfeste schmückte er den Altar mit Blumen aus Papier und Leinwand.

Dieser Kirchendienst vor allem war es, der mich kleinen Buben, wenn ich aus dem Alpel nach St. Kathrein

kam, an den Karl Haselgraber gezogen hatte. Ich bot ihm bei solchen Kirchenbesorgungen einmal meine Helfersdienste an, wonach er mich einlud in sein Haus zum „Suppenessen". So mag ich das erstemal in dieses Haus gekommen sein, das mir — besonders während meiner Handwerkerzeit in St. Kathrein — fast zur zweiten Heimat geworden war.

Der Karl Haselgraber, der, nebenbei gesagt, immerwährender Gemeindevorstand war, hatte sich auch die Aufgabe gestellt, dem mit ihm gleichalterigen Pfarrer, Johann Plesch war sein Name, allsamstägig mit einem Schermesser die Bartstoppeln vom Gesicht zu schaben, wofür ihm allemal ein Seidel Wein aufgewartet wurde. Als aber der Pfarrer bei der Predigt einmal den Kaufmann gerügt hatte, weil der die verkauften Waren in schlechtgesinnte Zeitungen einwickelte und somit ein Gift im Volk verbreite, kam am nächsten Samstage der Rasierer nicht und der Pfarrer mußte mit dem Bartstoppelgesicht die Sonntagspredigt halten, die also wahrscheinlich wieder borstig ausgefallen sein wird. Historisch ist nur, daß der Rasierer seinen Streik bald wieder aufgab. Karl Haselgraber war ein frommer Mann, aber die Grazer „Tagespost" hatte er nicht abbestellt. Die Zeitung mit ihren Neuigkeiten war anfangs mit eine Ursache, weshalb ich so gern ins Meßnerhaus ging. Auch hatte der Haselgraber in seiner Dachbodenstube viel altes Papier und Bücherwerk (großenteils wohl vom Fetzenmarkt stammend) in dem ich kramen durfte und von dem ich mitnehmen durfte, was mir gefiel.

Was mich jedoch fest und immer fester an das Meßnerhaus in St. Kathrein am Hauenstein band, das

waren die jungen Haselgraber. Der alte Karl, schon das wiederholtemal verheiratet, hatte zahllose Kinder, ich kam nie recht darauf, wie viele eigentlich; die meisten waren in den Bauernhöfen zerstreut schon im Dienste. Zu Hause waren noch die heranwachsenden Burschen Eustach, Johann und Dionys und zwei Dirnlein Magdalena und Marie. Diese jungen Haselgraber sind für die Feierabende und Sonntagsnachmittage meine Spielgenossen geworden. Allerhand Allotria haben wir miteinander getrieben. Gerne führten wir in entlegenen Heuscheunen von mir gleich an Ort und Stelle gedichtete Komödien auf. Wir machten Bergpartien, so auf den Teufelsstein, auf das Stuhleck, auf den Wechsel, erzählten einander Geschichten und Schwänke, wie wir sie aus Büchern gelesen, kritisierten solche Bücher, lobten die Freisinnigen und verdammten die Glaubenslosen. Die Haselgraber lasen gerne und hatten wie ich Sinn für kirchlichen Kultus, bei dem sie mitwirkten. Der Eustach war Kirchengeiger, der Johann Lichtanzünder, ein anderer Bruder Vorbeter, der Dionys Ministrant, die Marie Chorsängerin, die sich besonders mit alten lieblichen Krippenliedern mir unheimlich tief ins Herz sang. Solchergestalt waren die Anregungen bei den Haselgrabern, die unser geistiges und geselliges Leben weckten und uns einander immer unentbehrlicher machten. War ich in der freien Zeit nicht bei ihnen, so besuchte mich von ihnen einer und der andere in meinem Vaterhause, das eineinhalb Stunden von St. Kathrein entfernt stand.

In meiner nächsten Umgebung Alpel hatte ich weder Freund noch Spielgenossen. Die Nachbarsbuben hatten andere Wege, ich wußte weder mit ihnen, noch sie mit

mir was anzufangen. Ziemlich schweigsam lebten wir aneinander vorüber, obgleich ich mich zu bedachtsamen Unterhaltungen und lustigen Streichen hätte finden lassen. Mir tat deshalb das anlebsame schalkische Wesen der Haselgraber wohl, und wenn sie mit landläufigen Witzen in mir den „Schneider" neckten, so machte ich mir nichts draus, sondern lachte mit. Ich war ihnen der „gute Kerl", mit dem sie sich gerne ergötzten; sie waren mir mehr. — Wenn ich heute die Schriften durchlese, die ich in jenen Zeiten zusammenphantasiert habe (wohlgewogen nicht minder als 15 Pfund schwer), so erschrecke ich fast vor der leidenschaftlichen Freundschaft, mit der ich an den Haselgrabern hing. Mündlich wird sie sich nicht arg geäußert haben, da war alles zu sehr mit Schalk und Spaß durchsetzt; aber meine schriftlichen Ausbrüche! Ich dachte nur an die Haselgraber, feierte nur sie, schrieb nur für sie, und alle meine Erzählungen, Dramen, Betrachtungen, Bekenntnisse, Gedichte waren nur für die Haselgraber bestimmt. Ihnen zu Ehren schmückte ich die Hefte mit allerlei schönen Bildern und trug sie in ihr Haus. Auf das Fensterbrett legte ich die Schriften, sagte nichts, aber lauerte heimlich, ob sie wohl gelesen würden. — An eine besondere Anerkennung kann ich mich nicht erinnern, und wenn sie mich einmal einen „Dichter" nannten, so war das stets mit ein bißchen Spott gewürzt. Der alte Herr bekam bisweilen schulmeisterliche Anwandlungen und wollte mir die Rechtschreibung angewöhnen, mit der es, weiß Gott, schaudervoll stand. Mir aber war mehr darum zu tun, w a s, als wie man schreibt. Und mein „Was" war ihnen mehr gleichgültig als das Wie. Nein, eitel gemacht haben mich meine Haselgraber nicht. Nur, wenn ich etwa

mit einem allein eine Wander tat, wurde manchmal ein ernsthaftes Gespräch geführt über mancherlei und auch über mein Geschreibe, so daß es schien, als sei doch stellenweise etwas davon in ihren Sinn gekommen. Wenn ich nach Wochen die Sachen am Fensterbrett wieder zusammenpackte, blickte mich so ein armes Heft, an dem ich nächtelang geschrieben, traurig an, als wollte es sagen: Kein Mensch hat mich gelesen! — Der Lesepreis von zwei Kreuzern für den Band, dazu bestimmt, um mir Papier und Tinte zu kaufen, wurde von jemandem sogar dahin mißverstanden, als bekäme der Leser zum Lohn für das Lesen zwei Kreuzer! Also das Geschäft hat nicht geblüht, obschon die Haselgraber manchen Bogen Papier gestiftet hatten. Besonders die kleine Marie, manchmal schnippisch, dann wieder treuherzig gestimmt, die legte mir bisweilen vertraulich einen jungfräulich reinen Bogen vor, um sich heimlich darüber zu ergötzen, wenn sie dann darauf ein in gemalte Rosen eingekränztes, angehendes Liebesgedicht fand mit der Überschrift: „An M. H." — Gelesen wurden solche Gedichte, das besagte einmal ein zartes Billettlein, in welchem sie dem Schneiderbuben freundschaftlich riet, er möchte sich mehr um Männerhosen, denn um Weiberröcke kümmern. Das sei aber ein Mißverständnis, berichtigte ich im nächsten Heft: „Ich dächte nicht an Weiberröcke, sondern was drinnen stecke." Aber dann kam doch wieder ein weißer Bogen von ihr, und er kam doch wieder zurück mit dem angehenden Gedicht, das „nach Küssen von der Süßen" plangte.

Weniger bedenklich war mein Verhältnis zu ihren Brüdern. Eustach hatte ein paar Jahre früher im Seminar zu Vorau gesessen, seine schnelle Auffassung, sein

Scharfblick ging weit über das Bauernuniversum von St. Kathrein hinaus. Er hatte eine gefällige Art und war ein hübscher Junge. — Johann, der schlanke, war zartsinnig, weichmütig, zu versteckten Schelmereien geneigt und zu allen Streichen aufgelegt. — Dionys war der Zurückhaltenste in gewöhnlicher Verfassung und der Herlebigste in der Erregung. Alle drei hatten Mutterwitz, ein geradezu wunderbares Gedächtnis für alles was sie aus Büchern gelernt, aus Zeitungen gelesen, aus Predigten vernommen, und wußten gelegentlich alles so vorzubringen, daß man sie für gebildet und gelehrt hätte halten können, wenn nach diesen Eigenschaften in der Gegend Nachfrage gewesen wäre. — Gesellschaftlich genommen bedeutete ich gegenüber diesen Kaufmannssöhnen nichts, in Spiel und abenteuerlichen Unternehmungen war ich ihr Rädelsführer. So war ich auch bei den übrigen Altersgenossen von St. Kathrein, selbst Groß- und Nobelbauern darunter, zu einer gewissen Geltung gelangt und manche schlossen sich uns an, wenn wir die wunderlichen Fahrten in das Reich lockerer Künste und unrühmlicher Jugendeseleien machten, deren Spuren noch in meinen Waldheimatgeschichten ein zäheres Leben führen, als sie verdienten. — Die Dirnlein Magdalena und Marie haben sich an solchen Burschenkränzchen selten beteiligt, obschon mir immer einmal schien, als wären sie nicht ungern dabei gewesen, wenn der fesche Eggbauern-Patriz, der lustige Reutbauern-Anderl, der artige Hausteiner-Hansel in der Gesellschaft gesehen wurden. Uns schienen Frauenzimmer überflüssig, wenn wir in Eggbauers entlegener Haarstub'n (Flachsdörrhütte) den „Bayerischen Hiesel" aufführten, oder „Die Wetterwurzen vom Klachelberg",

eine von uns gemeinsam komponierte Oper, bei der der Reutbauern-Anderl in eine ausgetrocknete Wasserbutten hineinsang, der Eggbauern-Patriz die Billforzen blies und ich das leere Essigfaß schlug. Derlei Kunstleistungen gab es nur ausnahmsweise und bloß bei größerer Beteiligung tollwitziger Kameraden. Was die Haselgraber und mich vor allem zusammenhielt, das war, wie schon gesagt, unsere gemeinsame Leselust. Wir versorgten einander mit Geschichtenbüchern von Rittern, Räubern, tückischen Bösewichtern und holden Verliebten, die schließlich zusammenkamen. Über diese Literaturgattungen hinaus ist der Bildungstrieb selten gesprungen. Ich war daher auf dem Holzweg mit meinen aufgeschriebenen Weltbetrachtungen, Belehrungen und Gotteshymnen. Selbst die schönsten Gedichte wurden nur gelesen, wenn die anzügliche Überschrift „An M. H." darüberstand. Die Kameraden schauten mich darob nur mitleidig an. Sie hatten in Liebessachen andere Praktiken.

Meine bei Haselgraber auf dem Fensterbrett liegenden Werke waren den Augen aller ausgesetzt, die da in die Stube kamen um zu rasten, vor Regen unterzustehen, ein „Stamperl" Weichselgeist zu trinken oder eine Pfeife Tabak zu rauchen. Aber sie fanden eben wenig Anwert, nur daß mancher Bauersmann, der mit derbgekrümmten Fingern darin blätterte, die Meinung aussprach: „Gscheiter brav orbeitn bei sein Moaster oder bei sein Vatern dahoam, als sölchenes Favelwerk zsammschmiern!" — Und der Eustach sagte mir einmal, als ich wieder einen Pack neuer „Werke von P. K. Rosegger" aus der Tasche ziehen wollte: „Laß na drinna, Schneiderpeterl, und tua's wieder mittrag'n, mir brauch'ns nit."

Ein bißchen mag so was schon weh getan haben, jedoch nicht arg. Ich hatte die Haselgraber lieb und dichtete weiter. Aber gezeigt davon habe ich ihnen immer weniger und weniger und sie haben auch nicht danach gefragt. — Von heute aus gesehen war es eigentlich eine traurige, einsame Zeit — ich wußte es damals nur nicht, daß es anders hätte sein können. Und schön war es ja eigentlich doch, wenn ich mit meinem Meister im Meßnerhause den Freunden die Feinlodenkleider machen helfen mochte oder in freier Zeit bei Haselgraber geladener und auch ungeladener Gast sein, mit ihnen essen, unter ihrem Dache schlafen durfte oder mit ihnen in der Scheune Korngarben legen, in der Mühle Getreide aufschütten, in der Walche Loden spannen, in der Kammer Kerzen gießen, Wachsstöcke aufhaspeln, Düten kleben oder gar Zimt und Zucker verkaufen durfte im „G'wölb", wo es alleweil so würzig und schnapsig roch. Oder endlich, wenn ich mit den Freunden in der Kirche die Heiligtümer herrichten, im Gasthause zum Hausteiner bei dem dicken, rabiaten und gutherzigen Lorenz Haas Most trinken oder durch die Gegend schlendern konnte. Es würde sich kaum der Mühe lohnen, nachzugrübeln, welche Gespräche bei unserem Zusammensein geführt worden sein dürften. Geradezu niederträchtige kaum, aber sicher auch nicht viel Großartiges. Für etwelches Ungewöhnliche, was damals schon in meinem unreifen Wesen sein mochte, hätte ich fürs erste keine Worte, fürs zweite keine Ohren gefunden. Aber nicht, als wäre ich der Unverstandene, kam es mir vor, vielmehr war ich der Unverständige, der sich in seine Umgebung nie ganz hineinleben konnte.

Endlich nach so und so vielen Jahren bin ich leise

davongegangen. Und nun wurde es der briefliche Verkehr, durch den wir unsere Freundschaft vertieften. Wenn ich dann auf Ferien als Student heimkam, war ich bei Haselgraber wieder der alte, nur daß sie mich statt „Schneiderpeterl" scherzhaft den „Stadtschnackel" nannten. Was die übrigen Genossen meiner Bauernjugend ernsthafterweise über mich dachten, weiß ich nicht, daß es nichts besonders Erhabenes war, habe ich unwillkürlich empfunden. Ein Mensch, der von seiner ehrlichen Arbeit fortläuft und „Student" wird, ohne selbst zu wissen, auf was und für was er studieren will, muß just einmal abgewartet werden. Von den Haselgrabern vermute ich doch, daß sie ein wenig klarer gesehen und die Absicht des voreinstigen Schneiderjungen erkannt haben.

Hier möchte ich die Geschichte der Haselgraber schließen dürfen. Aber es ist auch des Unsterns zu gedenken, der nach dem freudigen Idyll aufgestiegen ist.

So wie vom Hause selbst kein Stein mehr auf dem andern liegt, so sind auch seine Bewohner vergangen. Der alte Vater hat, von ungünstigen Wirtschaftsverhältnissen gedrängt, Gut und Geschäft weggeben müssen und ist bei seinem Sohne Philipp im Alpelhofe gestorben. Das stattliche Meßnerhaus hat eines stillen Sommervormittags angefangen zu brennen und ist nach einer Stunde verzehrt gewesen. Der neue Eigentümer hat die Mauern zerschlagen und die Asche auf den Erdboden hinstreuen lassen, als ob ehebald Gras wachsen sollte über ein altes Familienheim, das so gastfrei und ehrenhaft gewesen ist. — Der Eustach hat mehrere Jahre in der einklassigen Volksschule Brandstattgraben bei Stanz als Lehrer gewirkt. Dort besuchte ich ihn einmal schon als Student,

und während ich sein „hübsches Schulhaus“ und seinen „edlen Beruf“ pries, wunderte ich mich, daß er es in solcher Einöde aushalten konnte. Er hatte seine Schulkinder heimgehen lassen, wir bestiegen mitsammen den Hochschlag und die Teichalpe, und als ich von ihm schied, sagte er kleinlaut: „Wieder einmal zwei Tage, die des Aufwachens wert gewesen sind.“ Nicht lange hernach ist mir der Eustach nach Graz nachgekommen, wo ich ihm auf sein Drängen in der Reininghausischen Fabrik einen Arbeiterposten verschafft hatte. Das Los eines Brauknechtes schien ihm günstiger als das eines Volksschullehrers. Da sind wir denn an Sonntagen oft zusammengekommen, aber der Naturtau war bei ihm so gründlich weg als bei mir; jene harmlose, kindische Bummelwitzigkeit wie einst im fernen Dörflein am Fuße des Teufelssteins haben wir nicht mehr finden können. Eustach begann an einem Brustleiden zu siechen und im allgemeinen Krankenhause zu Graz ist er gestorben, kaum dreißig Jahre alt. — Den Johann zog es nach Wien in die große Stadt, von der wir mitsammen so oft geschwärmt hatten. An der Donau bei der Dampfschiffahrt, wenn ich nicht irre, fand er Arbeit. Nach einer meiner Vorlesungen bei den „Literaturfreunden“ in Wien, zu denen er geladen war, sah ich ihn im Speisesaale, in dem der Verein „Literaturfreunde“ zusammengekommen war. Er saß allein an einem Tischchen hinter dem Pfeiler. Da ich, der Gesellschaft Ehrengast, zu oberst an der Tafel sitzen mußte, wohin mein waldschüchterner Johann sich nicht bringen ließ, mußte ich ihn nach kurzem Besuche an seinem Winkeltischchen allein sitzen lassen. Den Freund, mit dem ich so viele frohe Stunden gelebt, jetzt dort

hinter dem Pfeiler vereinsamt zu wissen, hat mir an jenem Abende die ganze Stimmung verdorben. Als ich endlich von den neuen Freunden loskam, um mich zum alten zu setzen, war mein Johann nicht mehr da. Wenige Monate später hörte ich von seinem Tode, der auch ihn in einem Stadtspitale ereilt hatte. Wie ich ihn gekannt, würde er wahrscheinlich lieber auf den kleinen Kirchhof zu St. Kathrein schlafen gegangen sein, als auf den Zentralfriedhof. — Der Dionys hatte das Schuhmacherhandwerk gelernt, war als Wanderbursche nach Ungarn gegangen und hatte bei den Magyaren sein Grab gefunden. — Alle drei in jungen Jahren! — Hat sie etwa mein Geschick nachgelockt in die weite Welt? Kaum. Mußten sie doch an mir den Bettelstudenten sehen, der damals schon anhub, die Landleute vor den Städten zu warnen. — Die Magdalena war die einzige, die daheim blieb, aber sie fing an zu kränkeln, und wenige Jahre, dann war auch sie dahin. Die Marie ging auch in die Ferne und ist als Köchin bei unterschiedlichen vornehmen Herrschaften weit in der Welt herumgekommen; sogar in Galizien, bei den Polen, ist sie gewesen. Sie ist die einzige meines Haselgraberkreises, die heute noch lebt. Sie soll in Wien ein Kaufmannsgeschäft haben, womit zum guten Ende ihr angestammter Beruf wieder zu Ehren kommt.

Noch muß gesagt werden, wie ich mit der Marie abgeschnitten habe, die ein so feines Mägdlein war. Anfang der siebziger Jahre, als zu hoffen stand, daß es bei mir mit der Schriftstellerei gehen würde, habe ich mich erinnert an die schönen Gedichte, die ihr einst der Schneiderjunge gewidmet hatte. Ich empfand es als eine Art Ehrenpflicht, das Gesungene zur Tat zu machen.

Sie war damals noch daheim. So fragte ich in einem artigen Brieflein bei ihr an, was sie darüber denke? Ob wir unsere alte gute Freundschaft nicht erneuern und vertiefen sollten? Ich wäre in der Lage, die Phantasien des Schneiderpeterls nun als Poet wahr zu machen. Auf diesen Schreibebrief hat sie mir keine Antwort gegeben. Von den Geduldigsten in solchen Angelegenheiten war ich nie einer. Nach einigem Warten schrieb ich ihr wieder und fragte kurz: Ob sie wolle oder nicht? Ja oder Nein! — Postwendend antwortete sie, und das Blatt enthielt nur ein einziges Wort: „Nein!" —

Wir haben uns dann noch wiederholt begegnet, stets in guter, gelassener Freundschaft. Aber von einer näheren Beziehung nie mehr der leiseste Hauch. Ich habe es seither oft bewundert, um wieviel klüger und freimütiger sie bei der Entscheidung gewesen ist als ich. Bei der Festgeschlossenheit unserer verschiedenen Naturen hätten wir einander kaum völlig finden können. — Wenn die gute, brave Marie sich wohl heute noch darüber freut, daß sie sich von einem poetischen Liebeswoisler nicht aus dem Häusel singen ließ, sondern ihm einen festgeflochtenen Korb gab, so muß ich sagen, daß mir das selber gefällt. —

Man sieht wohl, daß der Verfasser dieser Erinnerung nicht bei Frau Phantasie zu Gaste gewesen ist. In völlig nüchternem Zustande hat er die Wahrheit gesagt. Die ist ja nicht übel, wenn diesmal auch ernst bis zur Wehmut. Wie wäre ich über jene freudlose Zeit geistiger Verlassenheit hinweggekommen ohne die Haselgraber mit ihrer frischen, seelischen Regsamkeit, mit ihrer heiteren Plänkelei gegen mich, mit ihrem gutmütigen Mutterwitz, mit ihrer

wenn auch nur teilweisen Hinneigung zu meiner seltsamen Abart, mit der ich unter der sonstigen Stumpfheit meiner Umgebung hätte verkommen müssen.

Aber weshalb sind diese Jugendgenossen so frühzeitig heimgegangen? Als ob alles ausgelöscht sein sollte, was mir noch Kunde geben könnte von jenen Tagen, die mir so traumhaft, so märchenhaft geworden sind.

Ein Tag aus meiner Handwerkerzeit.

Mein Handwerkerleben ist in der „Waldheimat", II. Band, erzählt worden. Als Nachtrag hier ein Tag. So wie der waren viele andere.

Die Mutter höre ich.

„Für mich bin ich schon aufgestanden. Gern möcht' ich auch für dich aufstehn, Bub! Aber das tut's halt nit!" Solche Worte hat die Mutter mir ins Bett hineingesagt, ins warme, trautsame Nest, wo die Heimat der Träume ist. Also schäme ich mich und stehe auf. Und esse die brotbebrockte Milchsuppe, und hänge mir die Seitentasche über die Achsel, und nehme die Elle als Stecken und das Bügeleisen als notwendige Zuwag' zum Schneidergewicht, und sage: „So, Mutter, jetzt geh' ich!" und gehe davon.

Es ist der Abschied für eine Woche. Genügt da ein: „So, Mutter, jetzt geh' ich"? Die Mutter segnet zurück: „Ja, so geh' halt in Gottsnam!"

Und dann eine Stunde des Wanderns im Morgensonnenschein — der dusteren, würfelnden Bauernstube zu, die mich festhalten wird vom Montagmorgen bis zum Samstagabend. Als ich eintrete in das Bauernhaus, wo wir die Ster machen sollen, ist es anfangs völlig finster; das Auge, noch voll Sonnenschein, gewöhnt sich erst nach und nach an den dunklen Raum. So viel sehe ich bald,

der Lehrmeister ist schon da, hat auf dem Leuttisch den Loden aufgerollt und schneidet aus demselben menschliche Körperteile. Ich sage: „Guten Morgen, Meister!“ Er antwortet nicht. Das ist der Schopfbeutler für den Lehrling, der um eine halbe Stunde zu lang geschlafen hat. Ich setze mich an den Tisch und packe das Werkzeug aus der Tasche — Schere, Pfriemen, Wichswachs, Nadelkissen, Fingerhut. Ich stemme die Knie, das ist der Haspel für den Zwirnsträhn, den ich auf den Knäuel wickle. Dann wirft mir der Meister schon die Hosenteile hin, die sachkundig zusammenzunähen sind. Er gibt mir absichtlich eine Arbeit, die ich schon kann, denn zum Unterweisen ist er heute nicht aufgelegt. Auch pfeift er kein lustiges Liedel wie sonst beim Zuschneiden, wenn ihn kein Kopfweh oder kein Lehrbub ärgert. Mir tut's ein wenig leid, weiß aber schließlich, daß weniger meine kleine Verspätung Ursache ist als der gestrige Sonntag, da der Meister sich gewiß wieder mit dem Seidel Schwefelwein einen Kopfwehtag gekauft hat. Die Bäurin macht auf dem großen Herd Feuer für das Mittagsmahl. Der Rauch verschleiert schon die Stubendecke, so daß es über uns wie ein Wolkenhimmel ist. Zeitweise, wenn etwa kämpfendes Hühnervieh den Raum durchflattert, wird der Rauch niederwärts gepeitscht und umflort unsere ohnehin trüben Gesichter, bis er allmählich bei einem Oberfensterl abziehen kann. Mitten aus diesen Nebeln eine singende Dirndelstimme: „Wenn der Frühling kommt — durch die Berge schaut, — wenn der Schnee im Tal und auf den Höhen taut, — wenn die Bächlein quellen — und die Knösplein schwellen, — ist des Lebens schönste, goldene Zeit.“

Des Lebens schönste, goldene Zeit! So hallt es von

der süßen Stimme nach in der armen Seele des zwanzigjährigen Burschen. Sie, das Haustöchterlein, ist siebzehn — die so singt. Als der Rauch verdampft, sehe ich ihr Apfelgesicht mit den zwei Kirschen drin, die mich gerne anlachen und denen kein Rauch was schaden mag. „Des Lebens schönste, goldene Zeit!" — vor lauter Wonne steche ich mich unversehens in den Finger. Bald ist ein Blutströpflein da und schaut mich an, als wollte es schmerzlich ein wenig lächeln. „Des Lebens schönste, goldene Zeit" . . . Der Meister winkt mir mit den Augen gegen die Herdglut. Das Bügeleisen! Ich gehe und lege es ins Feuer; über die „schönste, goldene Zeit" vergesse ich des Stahls, und er ist rotglühend, als ich ihn endlich herausziehe. Der Meister stellt mir den Antrag, damit den Hinterteil meiner eigenen Hose am Leibe ausbügeln zu wollen. Dieser Antrag, so unerhört er klingt, ist das erste Zeichen der Verzeihung. Wenn der Meister nur erst einmal den Mund auftut, das weitere gibt sich. Ich steige zum Trog neben dem Herd und stoße das Bügeleisen ins kalte Wasser, daß es donnert wie eine Wolke im Gewitter. Dann bügle ich die fertiggestellte Hosennaht. Der Meister prüft dann, ob sie versengt ist, und schweigt. Das sagt so viel: Es ist in Ordnung.

Jetzt kommen die Leute ins Haus, der Bauer, die Buben, die Dirnen; wir räumen den Tisch ab, die Bäuerin deckt ein Rupfentuch drüber und holt aus der Lade das Eßzeug; der Bauer schneidet Suppenbrot in die Schüssel, dann gemeinsames Tischgebet. Hernach setzt sich alles zu uns um den Tisch — Mittagessen! Gekocht wird gut. Die Bäuerin hat nicht Zeit, bloß nebenbei betreibt sie das Schmalzen und Sieben; das weitere überläßt sie dem

besten Koch und der Hunger tut das Seine. Der Lehrling muß warten, bis alle anderen mit Löffeln oder Gabeln in die Schüssel gefahren sind, und muß aufhören, bevor der Meister Löffel oder Gabel weggelegt hat. Wenn der Meister Kopfwehtag hat, ist die Frist eine äußerst kurze. Um so stattlicher wird bei jedem Zug der Löffel gegupft oder die Gabel belastet. Die Zähne besorgen eilig nur das Allernotwendigste. Ein übriges hat der Mund beim Essen nicht zu tun, der Lehrbub hat zu schweigen; die Ohren spannt er auf, daran was andere sprechen, hat er den Mitgenuß. Ob's regnen wird oder schön bleiben! Das dürre Heu. Der krummgewordene Ochs und das verlaufene Kalb. Das Unkraut im „Habern" und wieder das Heu. Der Kramer, der die Wage verbessert, indem er unter der Warenschale ein Blechblatt anlötet. Des Nachbars Jungmagd, die man schon eine Weile nicht mehr in der Kirche gesehen hat, weil ihr voran der Kittel zu kurz wird. Derlei wird bei Tisch besprochen, und dann allemal wieder das Heu! In einer halben Stunde ist solcher Mund- und Ohrenschmaus vorüber, der Tisch wird abgeräumt, die Leute verziehen sich träge oder schleunig, je nachdem der Bauer scharf ist, und wir schneiden und nadeln und bügeln unsere Arbeit weiter. Ich habe nach dem hastigen Schlingen allemal eine halbe Stunde Magenkrampf, doch bald ist wieder obenan die schöne, goldene Jugendzeit, die in keinem Rauchkobel erstickt, von keinem Magenkrampf erdrosselt werden kann. Dem Meister werden beim Nähen die Hände matt und endlich bleiben sie sachte liegen auf seinem Knie. Der Kopf nickt nach vorne, ein kleiner Dusel ist gekommen. — Ich schau ihn an. Ein gutes Gesicht hat er und Kopfweh hat er. Ich will recht

ordentlich sein, und nicht wieder zu spät kommen, und nicht mehr das Bügeleisen braten lassen — will ein braver Bub sein. — Ja, die Katz'! Wenn die Katz' nicht wär'! Der große Hauskater. Er hat sich auf der Wandbank herbeigeschlichen, hockt hinter des Meisters Rücken mäuschenstill und leckt mit dem weichen Zünglein die Schnauze. Dann wendet er den dreieckigen Kopf und versucht mit linden Pfoten einen Aufstieg über den Buckel, bis er glücklich auf dem Nacken hockt und über den Glatzkopf auf mich herglurrt mit seinen grünlich-funkelnden Augen. — Das ist aus, ich kann's nicht mehr verhalten. Und wenn der Himmel einfallt, ich kann's nicht mehr verhalten — hell aufkreischendes Lachen. Der Meister zuckt aus dem Schlaf und will brummen, da hüpft der Kater über sein erschrecktes Gesicht auf den Tisch herab.

Jetzt wird des Meisters gutes Gesicht anders, ganz anders als sonst. Langsam aufsteht er und leise sagt er zu mir: „Na, hörst, Bub! Was du dir für Sachen verlaubst mit mir!“ — Mein Lachen ist putzweg und meine Beredtsamkeit, die ich plötzlich spielen lassen muß, will kaum klecken, um den Meister zu überzeugen, wie unschuldig ich an dem respektlosen Kater bin.

„Also, was hast denn z' lachen?“ ruft er. Doch noch ehe ich antworten kann, berstet auch sein Gesicht, und wir lachen ein kräftiges Duett. Mit der flachen Hand über die Glatze fährt er sich, „so a Luader!“ ruft er lachend. Der Kater ist fort, der andere vom Schwefelwein auch, mit ihm das Kopfweh, und der Meister plaudert wieder gemütlich, wie selten ein Meister mit seinem Lehrjungen plaudern wird. Mein Meister hat mir stets das Gröbste getan durch sein Schweigen. Überhaupt ist des Schneiders

Strenge nicht arg gefährlich, wenn er auch hundertmal den Arm hebt, so läßt er ihn doch immer wieder sinken, um den Nadelstich zu machen und dann neuerdings auszuziehen.

Da kommt an diesem Nachmittag ein zweites außergewöhnliches Geschehnis. Der Bauer stolpert wieder in die Stube, den langstieligen Heurechen in der Hand, weil er sich nicht Zeit nahm, ihn vor der Tür an die Wand zu lehnen.

„Schneider, heunt müaßts außi, ih kann enk nit helf'n!"

Es ist indes kein Hinauswurf, es ist ein Gebitt. „Gras frißt der Hund, morgen regnet's," spricht der Bauer. „Deutsch z wenig Leut san uns zum Heu. Gehts, Schneider, tuats uns heunt helfn heuhebn, bitt gar schön!"

„Warum denn nit?" sagt der Meister und steckt die Nadel ins Kissen, „kim mit, Bua!"

Wie so eine Gnade plötzlich vom Himmel fallen kann! Jetzt in die sonnige Sommerluft hinaus, auf die Wiese, wo sich die anderen schon tummeln, um das hingebreitete Heu in Schöbern zu sammeln. Mit hölzernen Gabeln bewaffnet machen wir mit, flinker als alle anderen. Nur eine, die Weiddirn mit den rundlichen Barfüßen, überholt uns mit ihrem Heuschübel und lacht dann übermütig auf uns her. Ich hasse sie. Ich zeige, wie viele Kraft in mir noch ist, so daß ich ein übriges tun kann: kopfüber in den Heuhaufen fahren, auf dem Kopf stehen und mit den Beinen strampeln, daß das dürre Gras nur so in Fetzen fliegt. Der Bauer lacht zuerst zum Spaß; das zweitemal zerrt er bloß das Gesicht zu einem Lächeln; das drittemal sagt er freundlich: „Na, gscheiterweis, Schneider. Mir müassn firti wern heunt! Erst gehn ma noh zum Halberab'ndhaltn." — Die Bäuerin hat einen großen Topf

mit Buttermilch und einen Laib Haferbrot herbeigebracht. Um diesen Schatz setzen wir uns zusammen aufs Heu und essen mit Hornbeinlöffeln gemeinsam aus der Schüssel. Diesmal brauche ich mein Löffeln nicht nach dem Meister zu richten; jetzt ist der Bauer mein Meister und der ißt vielleicht länger? Leider auch nicht, es drängt ja das Heu. Arg schnell steht er auf und treibt zur Arbeit. Ich bin's zufrieden, habe nur noch ein Verlangen: dort die Weiddirn mit den molligen Barfüßen. Die schiebt just wieder mit dem Rechen eine Heuschichte vor sich her. An ihr harmlos vorübereilend gebe ich ihr einen Stoß, daß sie ins Heu purzelt, und laufe davon. Das ist mir noch am Herzen gelegen, dann wieder zur Arbeit.

Zur Dämmerzeit sind alle Schöber gebaut. Der Bauer schaut himmelwärts, jetzt kann's regnen. Das tut's aber nicht. Über das Wechselgebirge hebt der Abend langsam die rote Mondesscheibe empor; wir streifen unsere Jacken an, nehmen Gabel und Rechen über die Achseln und gehen gruppenweise dem Hause zu. Voran die Dirnen, und die Kleine singt: „Das Landleben hat Gott geben, so heiter und froh, drum preisen die Weisen das Landleben hoch!" — Da wird mir bange. Das Landleben auf freier lichter Weide, ich hab's vertan. In den dunklen Stuben und immer in den dunklen Stuben! Dazu gleichgültig fürs Handwerk, als Schneider Mägg-Mägg verhöhnt, den Kopf voll Narrheiten. Nu, meinetwegen, es ist halt einmal so. — „Was soll denn aus dir eigentlich werden?" hatte der Meister, meine Ungeschicklichkeit im Handwerk milde tadelnd, oft gefragt. Das war meine geringste Sorge, ich dachte einfach nicht darüber nach. Ich hatte nie ein starkes Begehren nach irgendetwas Bestimmtem;

wie der Zufall mich leitete, wie die Dinge mich schoben, so taumelte ich wegshin; es ist eine ganz unverdiente Gnade, daß ich nicht verdorben bin. — Doch nun wieder zurück zu „des Lebens schönster, goldener Zeit!"

Zur Nadel setzen wir uns an diesem Heutage nicht mehr. Nach dem „Suppenessen" drängt der Meister ins Bett. Morgen früh muß die Zeit eingebracht werden, die der Handwerker heute dem Landmann geschenkt hat. Sehr ungern steige ich die finstere Stiege hinauf in die Dachkammer, wo wir unser Bett haben. Denn draußen in der Mondnacht, über den Anger her klingt wieder das Glöcklein: „Wenn der Frühling kommt — — ist des Lebens schönste, goldene Zeit!" Dort auf der Bank vor dem Flachsstübel, in dem das Dirndlvolk seine Betten hat, hocken ihrer etliche und singen. Ich liege geduldig auf dem Strohsack und warte, bis der Meister schläft. Das ist schwer zu merken, denn der Meister hat nicht die Gewohnheit zu schnarchen. Wenn er aber anhebt mit dem Mund zu schnalzen und zu lallen, dann weiß ich, er schläft. Wenn der Meister im Traum verliebt ist, so kann's der Lehrjung wachend sein. Leichtfüßig und leise springe ich aus dem Bett, schlüpfe in die Kleider, schleiche davon — hinab, hinaus, über den Anger zum Flachsstübel, und helfe den Dirnlein singen von des Lebens schönster, goldener Zeit. — Mitten drin sitze ich. Rechts das schlanke Haustöchterl, links die dralle Weibdirn. Und ist mir, als ob von dieser eine besondere Wärme ausginge. Hoch am Himmel, über den schwarzen Zacken des Waldberges, der runde, weiße Mond. Er schaut uns zu. Wie viele tausend Liebesleute mag er beobachten zu dieser Stunde, aber er sagt nichts. Um die ganze Erdkugel trägt

er sein Geheimnis. Wenn der Mensch sich nicht selber verriete! Bescheidentlich will ich versuchen, ob die Weibdirn unter der Jaxen (unter der Achsel) nicht kitzlich ist — da kreischt sie hell auf. Das ist nichts. Auf einen Lärm kann man's nicht ankommen lassen. Ein Weilchen sitze ich noch da zwischen den Jungfrauen, dann sage ich sittsam „Gute Nacht!" und verziehe mich ins Haus. Es ist mühsam, über die steile Bodenstiege hinaufzukommen, ohne ein Gepolter zu verursachen. Aber es gelingt, vorsichtig lege ich die Hand an die Klinke der Kammertür. Und die geht nicht auf, der Meister hat sie von innen zugesperrt. Halb erschossen stehe ich da und sinne, was jetzt zu machen ist. Noch einmal die Klinke drücken. Dann klöpfeln. Dann halblaut rufen: „Ich bin's, Meister!" — Es hilft nichts. Der Meister scheint fest zu schlafen. „Ich bin's!" mein vernehmlicher Ruf das zweitemal.

Da sagt drinnen der Meister: „Freilich bist es. Wer hat dir denn derlaubt, außi z gehn?"

„Will ja nit außi, will eini!" verbiege ich den Handel. „Meister, s is kalt. Wann der Meister nit aufmacht, muß ich in das Flachsstübel übri."

Das ist der richtige Sesamspruch. Von innen knackst das Schloß, die Tür gibt nach, bald bin ich unter der Decke und denke: Es ist gescheiter so.

Der Meister tut nichts desgleichen und schläft. Diesmal mache ich ihm's nach und kann's vielleicht besser als er. —

Am nächsten Frühmorgen hat er mich geweckt — wohl etwas derber als die Mutter am Vortage. Im übrigen war er wieder die ruhige Freundlichkeit wie gewöhnlich, wenn er nicht Kopfwehtag, oder wenn ich nicht eine besondere Torheit angestellt hatte. Und am Nachmittag,

als wir ganz allein und friedsam in der dusteren Stube nähten und nähten, da sagte der Meister plötzlich: „Ich hab ja nix dagegen, daß du jung bist. Nur die Heimlichtuerei mag ich nit leiden.“

Diese Erlaubnis, jung sein zu dürfen, hat mich aber zur Stunde ziemlich gleichgültig gelassen. Der Meister mußte es wahrgenommen haben, wie ich mich nach vorne krümmte und ein Stöhnen unterdrückte. Auf sein Befragen gestand ich den Krampf im Eingeweide.

„Bauchzwicken?“ sagte er. „Du schlingst auch das Essen so schnell hinunter. Das ist nit gesund.“

„Weil ich halt immer hungrig bin,“ wagte ich leise zu gestehen.

„Ja hungrig! Da hört eins mit allemal so früh auf.“

Nicht gleich antwortete ich, sondern nach einigem Bedenken, ob es gesagt werden dürfe, weshalb ich so schnell schlang. „Weil der Lehrbub nit so lang essen darf wie der Meister.“

Jetzt stellte er das Nähen ein und ließ die Hand zur halben Faust gekrümmt auf seinem Knie liegen. Lange und scharf schaute er mich an, um endlich zu knurren: „Wer hat dir denn das gesagt?“

Die ganzen Jahre hatte er mich nie so heftig ausgescholten als zu dieser Stunde. In aller Feierlichkeit versicherte er mich, daß ich unerhört dumm sei! Als ob ein junger Mensch im Wachsen nicht essen dürfe, so lange es ihm schmeckt — wenn was da ist!

Und weg war mein Krampf. Nein, es war doch ein besonderer Tag. So froh bin ich gewesen über diesen Lehrmeister, der mir gestattete, tüchtig zu essen und jung zu sein.

Der dichtende Schneiderbub.

Wenn jemand noch immer von diesem Jungen berichten darf, so kann es nur der Alte sein. Ich selbst. Aber ich bin nicht mehr er und ich spreche von ihm, wie von einem andern.

In den Jahren 1860—1865 war er Werktags Schneiderbub, Feiertags Dichter. Es sind, wie gesagt, 15 schwere Pfund in Papier (aber nicht englischer Währung) vorhanden von dem, was er gedichtet hat. Eine Reihe von Bändchen heißt: „Meine Gedanken".

Das erste Heft der vom Verfasser reich illustrierten Zeitschrift „Meine Gedanken" enthält ein mit Bleistift gezeichnetes Selbstporträt, an das er als Einleitung das folgende erklecklich selbstbewußte Gedicht knüpfte:

Mein Bild und mein Name.

Sagt an, ihr Herr'n ist euch bekannt
Das Bild an dieses Buches Rand?
Das ist der Schneiderpeterl, unser Dichter,
Unser Maler, unser Narr, unser Richter.
Einen schönen Namen, sagt er, hätt' er:
Er heißt Kettenfei'r Rosegger Peter.

Was ist es nun mit diesem Mann,
Der alles sonst, nur nicht das Rechte kann?
Seine Eltern sind halt beide,
So wie er, geplagte Leute.

Was aus seinen Kindern wird, das später,
Jetzt von Kettensei'r Rosegger Peter.

Anno Dreiundvierzig kam zur Welt
Wohl schon pudelnärrisch dieser Held,
Und man trug ihn gleich darauf zur Taufe,
Hielt das Bübel in die kalte Traufe,
Nannte alsdann halt den kleinen Vetter:
Kettensei'r Rosegger Peter.

Nachher wuchs der Junge lang und auch
Kärglich schmal, wie es schon Schneiderbrauch.
Da man später ihn als Schneider kannte,
Man ihn nur den Schneiderpeterl nannte.
Himmel kruzi Kreuz und alle Wetter!
Ich heiß' Kettensei'r Rosegger Peter!

Auch ein Schmied ist dieser junge Mann,
Weil er schöne Verse schmieden kann.
Just so griff er eben jetzt zur Feder,
Sehnlich wünschend wohl, es möge jeder
Mit Vergnügen lesen diese Blätter.
Sie sind von Kettensei'r Rosegger Peter.

Von der Orthographie des Schneiderbuben wird eine kleine Probe zu ertragen sein:

Die Sbrache des Waltes.

Ruf: Waß wurte Eilenspigel durch seine dollen Streich?
Walt: Reich.
Ruf: Was ist die elteste Dane im Walt?
Walt: Alt.
Ruf: Wie heißt die Stad, wo der Babst lebt heilig und from?
Walt: Rom.
Ruf: Mann mus gehn vom Wirdshaus —
Walt: — aus
Ruf: Und ins Kirchlein
Walt: — ein.

Ruf: Was volgt der Lieb ohne Dreu?
Walt: Reu.
Ruf: Liebt mich von den Jungfrauen keine?
Walt: Eine!
Ruf: Last sie mich in ir Stibel hinein?
Walt: Nein!

In denselben Heften kommt späterhin das folgende:

Schneiderrache.

Eine furchtbare Ballade.

Einst ging ein junger Bauer
Hinaus aufs Feld spazier'n,
Da sah er auf dem Landel
Ein junges flinkes Manndl
Gar frisch daherstolzier'n.

Und dieser war ein Schneider,
Das sah man ihm schon an,
Ein lustiger Geselle
Mit Bügeleisen, Elle,
Kurzum, ein fescher Mann.

„Du, Schneider," sprach der Bauer,
„Wo hast denn deine Geiß?
Ach, wie ist, muß ich sagen,
Ein Schneider zu beklagen,
Der seine Geiß nit weiß!"

So spottete der Bauer
Den armen Schneider dort.
Doch dieser sprach zum Laffen:
„Der Himmel wird dich strafen
Für dieses böse Wort!"

Und sieh, des andern Tages
Zur Morgenstunde schon,
Da sah man nicht mehr weiter,
Denn dreißigtausend Schneider
Verdunkelten die Sonn'.

Der Bauer sah voll Schrecken
Zum Fensterlein hinaus,
Ach — Schneider, Schneider, Schneider,
Wohl dreißigtausend Schneider,
Umzingelten das Haus.

Die Scheuer und die Stube,
Der Tisch und jedes Fach,
Das Bett, sogar die Kleider —
War alles voll mit Schneider
Hinauf bis in das Dach.

Der Bauer rang die Hände
Und stürzte aus dem Haus,
Doch überall die Schneider,
Die dreißigtausend Schneider —
O fürchterlicher Graus!

Er kämpfte mit der Drischel,
Es war ganz einerlei,
Sie stachen mit den Nadeln
Auf Buckel, Bauch und Wadeln
Und meckerten dabei.

Wohin er sich auch wandte
In seiner Angst und Not,
Die dreißigtausend Schneider,
Die jagten ihn, ach leider!
Beinahe mausetot!

Solchem Humor folgten nun ernster zu nehmende Versuche, die vielleicht einer kleinen Korrektur wert sind. Endlich muß man den jungen Poeten doch ein bißchen gewaschen und gekämmt vorführen.

Gedanken über Musik.

Dichtung und Musik sind die zwei Flügel, mit denen der Mensch in den Himmel fliegt. Beim Anhören einer schönen Musik möchte ich allemal dem lieben Gott um den Hals fallen. Mit Predigten werden vielleicht weniger arme Sünder bekehrt

als mit Musik. Aber die beste Musik kann die frömmste Seel' aus der Haut jagen, wenn sie schlecht gespielt wird. Auf dem Dorfe wird oft der Fehler begangen, daß man große kunstvolle Musikwerke in der Kirche aufführen will mit dem halb Dutzend Spielleuten, die noch dazu keine Übung haben. Die alten guten einfachen Messen und Lieder sind dem Herrn Chormeister zu wenig nobel, man will höher hinaus; mit dem Beethoven wagen sie's und schmeißen erbärmlich um. —

In diesem Tone soll der Schneiderlehrling, wie er selbst erzählt, einmal mit seinem Dorfschulmeister Lakowitsch gesprochen haben. Da hat der Herr Lakowitsch nur den Stecken geschwungen und gesagt: „Du Mistbub, du lausiger! Jetzt schaust aber gleich, daß du weiterkommst, sonst fangst was!" Diese Musik im Takte dieses Dirigentenstabes soll aber dem naseweisen Kritiker auch nicht gefallen haben.

Über das Sterben

begegnen wir in den Schriften des Schneiderbuben folgenden Gedanken:

Jetzt tun die Leute schon seit der Erschaffung der Welt alleweil sterben und können es immer noch nicht. Erstens haben sie zu viel Angst vor den großen Schmerzen beim Sterben. Aber die Schmerzen spürt man doch nur um so stärker, als man lebt. Je mehr man anfängt, tot zu werden, desto weniger spürt man die Schmerzen. — Zweitens fürchten sie das Eingegrabenwerden. Aber der Mensch **wird** ja gar nicht eingegraben, nur sein altes Hemd; der Mensch selber, die Seele lebt sich wieder einen neuen Leib an, wie und wo, das weiß ich freilich nicht. — Drittens haben die Leute Angst vor der Hölle. Weil am Sterbebett immer der Schrecken steht: In die Höll' kommen! Ewig verdammt werden. — Und die Familienmitglieder jammern: Stirb uns nit, stirb uns nit! Was fangen wir denn an, wenn du stirbst! — So helfen die Leute einander sterben. Und just derohalben ist das Sterben so hart. — Die alte Rieglerin hat

sich gefreut auf das Sterben, weil sie gewußt hat, daß sie ihr den roten Kittel anlegen werden. Ich verhoffe mir noch was schöneres als den roten Kittel.

Diese Gedanken hat er später erweitert in seinem Aufsatz „Die Angst vor dem Sterben" („Sündenglöckel").

Derlei läßt sich so halb und halb aufzeigen. Dann kommen in jenen Schriften aber oft weite, trostlose Wüsten, in denen selten ein Gedanke der Druckerschwärze würdig wäre. Versöhnend ist da nur die Selbstironie des Verfassers. Denn er ist sehr spottlustig, aber seine satirischen Pfeile pflegt er so herzurichten, daß sie fast allemal auf ihn selbst zurückfliegen. Einmal nennt er sich einen berühmten Dichter, der bekannt sei, soweit seine Zunge reicht; er gedenke es aber noch weiter zu bringen und berühmt zu werden, soweit seine Ohren reichen. — Solche Witze hält allerdings nur der aus, der sie erzeugt.

Nicht gerade übel wurde ein für den Schneiderpoeten besonders wichtiger Tag gefeiert. Dieser Freudenruf noch, dann lassen wir's genug sein.

Tag meiner Freisprechung,

dem 29. Juni 1863.*)

Drei Jahre, o wie bald sind sie verronnen,
Die kettenschweren Tage sind vorbei.
Jetzt hab' ich fast so viel schon, als gewonnen,
O, höret nur, ihr Freunde, ich bin frei!

Die heißersehnte Stunde hat geschlagen,
Der Sonne Glanz erscheint mir völlig neu.

---

*) Ein formeller Freispruch ist nicht erfolgt. Der Meister Ignaz Orthofer erklärte dem Lehrling mündlich: Von heute

Ich tat mich zwar auch früher nicht beklagen,
Doch jetzo ist es lustig — ich bin frei!

Ich hatt' ja auch als Lehrling frohe Zeiten,
Mein Meister war mir gut und ich ihm treu,
Doch jetzt will ich auf stolzen Rossen reiten,
Denn höret nur, ihr Brüder, ich bin frei!

Ich danke meinem Meister für die Lehre,
Die er stets in Liebe prägte ein.
Ich rechne mir es fürder auch zur Ehre,
Sein Geselle länger noch zu sein.

Der Geldsack steht mir weit zwar noch nicht offen,
Die Woche neunzig Kreuzer, die sind mein.
Mir ist es ja genug, und ich will hoffen,
Sein Geselle länger noch zu sein.

Und weil ich auch sehr schwer nur könnte scheiden
Von diesem Tale, nun so schlag ich ein:
Wenn der Meister will, mit tausend Freuden
Sein Geselle länger noch zu sein.

Denn da ich frei bin, könnte ich ja wandern
Von Land zu Land, von Wahn zu Bahn,
Von einer Stadt, von einer Mad zur andern,
Wofür wär' ich denn sonst ein freier Mann!

Und wo es gilt, die Bösen zu bestrafen,
Da wollt' ich scharf und rastlos gehen dran,
Und ebenso zu lohnen auch die Braven,
Wofür wär' ich denn sonst ein freier Mann!

Und so will ich denn streben, streiten, siegen,
Bis dieses Sein vorüber ist, und dann
Mit Mut empor zu Gott im Himmel fliegen,
Wofür wär' ich denn sonst ein freier Mann!

---

ab bist du frei. Das wurde dann der Zunft in Birkfeld brieflich angezeigt. Ich möchte nur wissen, ob in Birkfeld, falls die Zunfturkunden existieren, noch eine Spur jener „Freisprechung" vorhanden ist.

Aus der ersten Grazer Zeit.

Wie der Verfasser dieser Erinnerungen dann nach Graz gekommen ist und von 1865 bis 1869 dort in der Akademie für Handel und Industrie das Notwendigste nachgelernt hat, um durch Selbststudien einen gewissen Grad gesellschaftlicher und literarischer Bildung zu erlangen, das ist oft erzählt worden — besonders auch in seinen eigenen Büchern „Am Wanderstabe" und „Mein Weltleben".

Hier ein kleiner bezeichnender Nachtrag aus der ersten Grazerzeit.

Das erste Schuljahr, die Vorbereitungsklasse in der Grazer Handelsakademie, war für mich das erfolgreichste. Es hat mich demütig gemacht. Da war ich herangestürmt in der Meinung, wenn man nur Bücher und Zeit hat, das Lernen selbst sei ein Spaß. Nun, nach dem ersten Schuljahre wußte ich, daß es kein Spaß war, besonders nicht für mich; ich wußte nun, daß ich gar nichts wußte und konnte, daß ich ein schwerfälliges Auffassungsvermögen hatte und ein noch schlechteres Gedächtnis. Was ich vor Tagen mühevoll gelernt, war heute wieder vergessen. Die zehn- und zwölfjährigen Jungen um mich waren geniale Gelehrte in Vergleich zu mir zweiundzwanzigjährigem Bauernbengel, und nicht einmal mit ihnen waren die Professoren durchwegs zufrieden. Es war nur gut, daß ich nie, das ganze Jahr nicht einmal ge-

prüft wurde, das brachte mich in den Geruch des schweigenden Weisen. Im nächsten Jahre sollte ich mit allen Schritt halten müssen und wie jeder andere Akademiker examiniert werden — das wird ein schmähliches Ende geben des weisen Schweigers! — Als nach den Ferien das zweite Schuljahr begann, schloß ich mich in mein Zimmer ein und tat mit der Feder das Gebet:

O Gott, dein Kind, das, Höchster, dich bekennt,
Und das, nur Staub Urew'ger, dich denkt,
Dein Kind, das sich nach Licht und Wahrheit sehnt,
Das du so liebevoll bisher gelenkt:
Das steht nun zagend an der schmalen Brücke,
Die es zu seinem Ziele hin soll führen,
Das Ziel ist dunkel und der Weg voll Tücke,
O lasse mich nicht fallen und nicht irren.
Die Gnadenzeit, zum Lernen auserkoren,
Sie ist jetzt da, und bald ist sie dahin.
Was ich verlier' jetzt, ewig bleibt's verloren,
Und Reue wär' der einzige Gewinn.
Die Welt, sie lockt mit Glitzern und mit Scherzen,
Wo ist der treue Führer, der mich weist?
Ich bitte dich, o Herr, aus ganzem Herzen,
Erleuchte mich mit deinem heiligen Geist!

In einer der nächsten Grammatikstunden kam Professor Falb*) zu mir an die Bank, um nachzusehen, ob ich auch das richtige Lehrbuch hätte. Da fand er in dem Buche das Blatt mit dem Gebet. Er nahm es mit zu seinem Tische und las es. Und nach der Stunde fragte er mich: „Wer hat denn das gemacht? Sie?" — Ich mußte es zugeben. Er sagte nichts weiter und ging fort. Und von diesem Tage an ist er mein Freund gewesen. Er

---

*) Der nachmalige Erdbeben- und Wetterforscher.

war unser Deutsch- und Religionslehrer, und was ich in der Schule nicht bewältigen konnte, das nahm er manchmal privat mit mir durch. Und ich vermute, daß er manchem seiner Kollegen am Arm gehalten hat, wenn der mir ein „kaum genügend" in das Semesterzeugnis setzen wollte. — War das nicht eine Frucht meines Gebetes? Wirklich geprüft hatte ich als Hospitant übrigens nie werden können. —

Zu jener Zeit lebte in Graz ein alter Obrist, der hatte einen sechs Zoll langen Schnurrbart und einen acht Jahre alten Jungen. Bei diesem plagte es in der Schule. Da hörte der Obrist vom Bettelstudenten, der um Pflichten warb. Er ließ mich zu sich kommen und fragte, ob ich auf meinem Weg in die Akademie seinen Buben in die Schule begleiten wolle, es sei ziemlich derselbe Weg. Und ob ich nachher seinem Sohne, der kränklich sei, die Rechenaufgaben machen helfen wolle? „Herr Obrist!" sagte ich. „Zur Schul' begleiten, das schon. Aber rechnen — da kann ich selber nix." „Gut," sagte er, „da können Sie vielleicht von meinem Buben lernen. Kommen Sie nur, etwa Dienstag und Samstag." Na, so geschah es. Bei des jungen Herrn Rechenaufgaben machte gemeiniglich die eine Hälfte ich falsch, die andere er. Auf diese Erfolge unserer gemeinsamen Tätigkeit sprach eines Tages der Obrist zu mir: „Instruktor! Es wird nötig sein, daß Sie noch öfter kommen. Vielleicht in der Woche viermal. Die zwei Gulden monatlich bleiben Ihnen. Und wie wäre es, wenn Sie gleich in mein Haus übersiedelten? Im dritten Stock habe ich eine Partei, die ein Zimmerl zu vergeben hat. Es kostet nur fünf Gulden monatlich, das nehmen Sie, so sind Sie stets gleich bei der Hand, wenn Sie mein Sohn braucht."

Schon der „Instruktor" hob mich um einen Schuh höher; und es schien, jetzt wäre ich sogar Hofmeister geworden. So trug ich meinen Kopf hoch und trug ihn zu meinem alten Quartierherrn, den guten Rat Frühauf in der Wickenburggasse: „Herr Finanzrat, ich zieh aus!" Und in einer Stunde später siedelte ich schon. Ich brauchte keinen Spediteur; weil ich ja ohnehin umzog, so nahm ich gleich meine Sachen mit in der Handtasche. Das schöne, lichte, ruhige Zimmer im ersten Stock, das auch nur fünf Gulden gekostet, hatte ich gerne verlassen, avancierte ich doch, und zwar in den dritten Stock. — Meine neue Wohnung war eine schiefwandige Dachkammer ohne Ofen. Das Bett war ohne genügende Dicke; der dreibeinige Tisch konnte nur an die Wand gelehnt stehen. Ein bißchen Licht gab es höchstens in der Fensternische; unter mir war ein Photograph, der mir den Geruch seiner Chemikalien spendete. Neben mir wohnte eine alte Frau, die sich das im Wald gesammelte Brennholz im Zimmer klein hackte und sonst rumorte, so daß die uns trennende Bretterwand aus dem Beben selten herauskam. So hatte ich um fünf Gulden nun ziemlich alles beisammen, was das Leben schön macht. Und wenn ich es noch schöner haben wollte, durfte ich nur zu meinem „Zögling" hinabgehen, um zu lehren, was ich selber nicht konnte. Es war im Dezember. Die langen Abende stand ich schlotternd am Fenster mit dem Schulbuch, bei dem Licht einer Straßenlaterne, die ich zu den Wohltätern meines ersten Grazerlebens zählen muß. — Als ich es vierzehn Tage ausgehalten hatte, ging ich zu meinem alten Frühauf und mietete neuerdings mein früheres Zimmer vom ersten Jänner ab. „Warum vom nächsten Ersten ab?" fragte

der alte Herr in seiner mürrisch heiseren Art. „Kommen Sie doch gleich, wenn's dort so kalt ist.“ Ich schwieg, denn mir fehlte das Geld für die doppelte Miete. Das hatte er bald los. „Ob das Zimmer hier die paar Wochen leer steht oder nicht, Sie zahlen vom Jänner ab.“ Da ging ich in meine Dachkammer, packte die Tasche wieder voll und siedelte in die Wickenburggasse zurück. Der Obrist knurrte einiges, beließ mir aber mein Amt bei seinem Jungen, und zwar so lange, bis die Zensurscheine, die der Knabe von seiner Schule immer häufiger heimtrug, meine völlige Unfähigkeit als Arithmetikinstruktor an den Tag gebracht hatte. Da klopfte mir der Obrist auf die Achsel: „Mit dem Rechnen ist's nichts, mein Lieber. Auf dem Schulweg begleiten aber sollen Sie meinen Jungen auch fürderhin.“

Heute noch, wenn ich durch die Salzamtsgasse gehe, schaue ich bei dem Hause (heute Stiftsgasse Nr. 3) hinauf zu jener Dachkammer, in der ich einmal wirklich arm gewesen bin. —

In den ersten Jahren meines Grazer Aufenthaltes in der Wickenburggasse führte mich mein Schulweg täglich an einer kleinen Schenke vorüber, an deren Glastür ein Papierblatt angeklebt war mit der schönen Inschrift: „Guter Obstmost, die Maß zu 12 Kreuzer.“ Vor dieser Tafel blieb ich manchmal stehen und stellte Betrachtungen an: Gut mag er schon sein, der Most, aber das Seidel 3 Kreuzer, und noch die Semmel dazu, macht fünfe — das ist halt viel, dafür kann man sich Feder, Tinte und Papier kaufen. — Und bin allemal unverrichteter Sache vorübergegangen. Da kam der Faschingdienstag. Die Straßen waren belebt von tollem Treiben, die Wirts-

häuser von lauten Zechern. Ich trug meinen hübsch nüchternen Magen durch die Gasse und kam damit wieder zur Schenke mit dem „guten Obstmost, die Maß zu 12 Kreuzer.“ Erst griff ich in die Hosentasche, und nicht achtend der „Feder, Tinte und Papier“, trat ich faschingskeck in das Wirtshaus. Ein Seidel Most und eine Semmel zum Tunken! — Selten in meinem Leben wird mir etwas besser geschmeckt haben, wie diese üppige Faschingsjause. Als sie mit stiller Andacht ausgenossen war, beglich ich würdevoll die Zeche. Aber als ich zur Tür hinaustrat, ging mein Herr Direktor und Professor Alwens daher, den ich ehrerbietig grüßte. Er sah mich an und schritt ernst vorüber. Da fiel mir plötzlich ein, daß Professor Alwens einige Tage vorher den Schülern der Vorbereitungsklasse verboten hatte, allein ein Wirtshaus zu besuchen. Ich war zwar schon 22 Jahre alt, aber eben ein Vorbereitungsschüler, also dem Verbot unterworfen. Den ganzen Abend hatte ich ein böses Gewissen. Die Handelsakademie hatte mich aus Gnaden aufgenommen, in Voraussetzung natürlich, daß ich ein braver Bursche sei. Und jetzt sitzt der Schlingel, anstatt fleißig zu lernen, in den Wirtshäusern herum! — Ich konnte an demselben Abend nicht einschlafen, aus Besorgnis, man würde mich nun aus der Anstalt wieder ausschließen. Um Mitternacht stand ich noch auf und schrieb einen Brief an Professor Alwens. Was er von mir denken müsse! Ich hätte das Verbot in jenem Augenblick ganz vergessen gehabt. Es wäre aber nur ein einziges Seidel gewesen, und eine Semmel dazu. Es würde gewiß nie wieder geschehen. — Das hatte ich geschrieben.

Zwei Tage später, als Alwens zur Arithmetikstunde

in unsere Klasse kam, schaute er erst ein bißchen auf mich hin. Mein Auge hing gebannt an dem seinen, aber er blickte freundlich. Nach dem Unterricht ging er im Korridor auf mich zu, zwickte mich am Ohrläppchen und lud mich für den nächsten Sonntag zum Mittagtisch ein. Da gab es auch eine große Flasche mit Obstmost. Aber kein Wort wegen Übertretung des Gesetzes. Und es ist ja wahr, ein Mann, der das Jahr vorher bei der Soldatenstellung war, darf doch wohl schon allein ins Wirtshaus gehen. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß er überschüssiges Geld hat.

Adalbert Svoboda.

Von dem Manne ist erzählt worden, aber sein Charakterbild bin ich noch schuldig. Am besten fügt es sich an dieser Stelle in das Buch, obschon der Zeit vorgegriffen wird.

Eines Sommervormittags im Jahre 1870 fand auf dem Redaktionszimmer der Grazer „Tagespost“ ein erregter Auftritt statt. Zwei Herren waren unangemeldet eingedrungen und hatten den Chefredakteur leidenschaftlich zur Rede gestellt über die politische Haltung des Blattes. Das sei eine Schande für Graz, für ganz Steiermark! Sich bei diesem Kriege so demonstrativ auf Seite der Preußen zu stellen, mit dem österreichischen Erbfeinde es zu halten! Wo ein Zusammengehen mit Frankreich die beste und vielleicht einzige Gelegenheit wäre, das österreichische Vaterland wieder zu rehabilitieren. Alle Chancen seien für Frankreich, das Volk, das bei Königgrätz seine besten Söhne verloren, sei gegen Preußen, kein einziges Blatt im ganzen Lande habe die Stirn, so dreist für Bismarck und seinen neuen Raubzug Gesinnung zu werben wie die Grazer „Tagespost“. Sie, diese zwei Herren, glaubten, nicht bloß im Namen ihrer Partei, sondern des ganzen Volkes zu sprechen, wenn sie die Redaktion aufforderten, dieses Blatt endlich in gut österreichischem Geiste zu führen.

Der Redakteur, ein kleiner, untersetzter Mann, hatte

sein Haupt erhoben, so daß seine langen, blonden Locken über die breiten Schultern hinabglitten. Sein rundes Gesicht war hochgerötet, seine Augengläser blitzten, noch mehr aber hinter denselben die kleinen, lebhaften Augen. Nachdem er sich von seiner Verblüffung etwas erholt hatte, entgegnete er den Herren mit leiser, vibrierender Stimme: „Erinnern Sie sich, meine Herren, daß es in Österreich noch Deutsche gibt, die ihren Erbfeind nicht in Deutschland, vielmehr in Frankreich sehen! Die „Tagespost“ ist das Organ dieser Deutschen in den Alpenländern und wird ihre Mission zu erfüllen wissen.“

Hierauf bemerkte einer der Herren, es sei doch eigentümlich, daß man zum Leiter dieses deutschen Blattes gerade einen Tschechen ausgesucht habe. Der Schriftleiter ließ sich durch diese Impertinenz nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete: „Ich bin ein Deutscher, habe deutsche Lehrer gehabt und bin selbst deutscher Lehrer gewesen. Wollen Sie gefälligst das Zimmer verlassen!“

Er öffnete die Tür, und die Unterredung hatte ein Ende. Die „Tagespost“ blieb, was sie war, ein deutsch-österreichisches Blatt, von dem Johannes Scherr später festgestellt, daß es in Österreich die erste Zeitung gewesen, die schon zu Beginn des deutsch-französischen Krieges entschieden und leidenschaftlich für die deutsche Sache eingetreten war.

Und dieser Redakteur war jener „Tscheche“, der mich aus den Hinterwäldern zog und zu einer deutschen Bildung führte, wozu kein deutscher Steirer damals die Hand geboten hatte.

Ich will meinen Adalbert Svoboda ein wenig zu kennzeichnen suchen.

Dieses Mannes Wirken war bei aller persönlichen Bescheidenheit fruchtbar wie Samenkorn unter der Scholle. Wenn in den Alpenländern heute freisinniger Humanismus, Volksliebe, Bildungsfreude, Kunstsinn usw. reift, so hat vor einem Menschenalter Svoboda Erkleckliches dazu beigetragen. Zwanzig Jahre lang, von 1862 bis 1882, war er Leiter der Grazer „Tagespost" gewesen, unter ihm ist dieses Blatt einflußreich geworden, es war die erste Zeitung, die in viele Täler der Alpen drang und von großen Gesichtspunkten aus Vaterlands- und Menschheitsinteressen erweckte und pflegte. Und doch ist Svoboda kein Journalist gewesen, dafür war er viel zu lehrhaft angelegt. Aber gerade so hatte er die Leser erzogen, gerade deshalb wurde sein Blatt ein Hauptkulturträger in den Alpenländern. Durchaus nicht bloß politisch — diese Kulturseite ist ja so wechselnd und flüchtig —, sondern auch und noch mehr national, gesellschaftlich, wissenschaftlich, literarisch. Also kann man wohl sagen, seine „Tagespost" trug in bewegter Zeit die ersten Schwingungen des modernen Lebens in unsere Flecken, Dörfer und Gehöfte hinaus.

Journalisten im gewöhnlichen Sinne konnte Svoboda zu Gehilfen nie recht brauchen, er erzog sich seine Mitarbeiter selbst, auch die auf dem Lande. Von jenen dilettantischen, geschwätzigen Landberichten, die manche Zeitung ungenießbar machen, druckte er nicht einen einzigen in seiner ursprünglichen Form, jeden kürzte, stilisierte, durchgeistigte er; stilistische wie inhaltliche Geschmacklosigkeiten wirkten auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht — tatsächlich, so zuckte er mit dem Haupte zurück, wenn ihm dergleichen vors Auge kam. So hat mancher Dorfschulmeister erst

durch ihn schreiben gelernt. Und mancher junge Literat, der seine Erzeugnisse zur Durchsicht und wohl auch mit hinterhältigem Wunsche zum etwaigen Abdruck daher brachte, hat von seinen strengen Korrekturen, denen der vielbeschäftigte Mann sich oft willig unterzog, mehr gelernt als auf hoher Schule. Svoboda war eben geborener Lehrer. Aus Prag stammend, hatte er sich nach Steiermark gewendet und dort vor seiner Stellung an der „Tagespost" auf dem Marburger Gymnasium als Professor gewirkt. Hier wie dort an richtiger Stelle. Hilfebereit nach allen Seiten, war er ganz besonders armen, strebsamen jungen Leuten ein väterlicher Freund. Mancher der später in Land und Stadt Wirkenden verdankt ihm Lebensstellung und Ansehen. Ich gedenke der Auffindung und Weiterbildung literarischer Talente, wozu er ein besonders scharfes Auge und glückliche Gabe hatte.

Den allergrößten Dank bin ich ihm schuldig geworden. Als ich, ein Handwerkerjunge im Waldgebirge, im Jahre 1864 „Gedichte zur gütigen Beurteilung" nach Graz geschickt hatte, irrtümlich an eine andere Adresse der „Tagespost", kam die Sendung in die Hände des Chefredakteurs Adalbert Svoboda. Einige Zeit nachher kam ins Waldland zu mir folgender Brief:

Graz, 22. März 1864.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vorteilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publikum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimütig mitteilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht, und welche Gedichte Sie gelesen haben. Schicken

Sie mir auch Ihre Erzählungen (die Sie in Ihrem Briefe erwähnen) ein, und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gern etwas für Sie tun. Was von Ihnen abgedruckt wird, soll honoriert, das heißt bezahlt werden. Vielleicht wird sich jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren Ihnen aufrichtig ergebenen Professor Dr. A. Svoboda,
Redakteur der „Tagespost".

Wie unendlich mehr, als der gütige Brief andeutet, hat dieser Mann für mich getan! Ich muß einiges, was schon anderswo angedeutet ist, hier sachlich wiederholen. Es ist für mein Erdenleben zu wichtig geworden. Wenige Monate nach Empfang des Briefes sandte ich ihm frischweg alle meine Schriften — die sattsam bekannten 15 Pfund. Ein Bauer meiner Gegend, der eines Waldprozesses wegen die achtzehnstündige Fußreise nach Graz machte, hatte sie in einem großen „Buckelkorbe" mitgenommen. Im Herbste desselben Jahres besuchte ich Graz und stand selbst vor Dr. Svoboda. Da gab es folgendes Gespräch:

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?"

„Bücher hab' ich halt nit gar viel, deswegen will ich mir ihrer schreiben."

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch schreiben?"

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt nit einschlafen, wenn ich nit ein wenig dichten tu."

„Sie sind Lehrling bei einem Bauernschneider?"

„Das ist g'wiß."

„Gefällt Ihnen das Handwerk?“

„O, ganz gut. Aber können tu ich halt noch nit gar viel.“

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was Anderes lernen?“

„Am liebsten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden tät.“

Der Doktor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihn etwas unangenehm berührte.

„Lieber, junger Petrus!“ sagte er dann. „Bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Daß ich von ihnen etwas abdruckte, geschah nur, um Gönner zu suchen, die Sie ausbilden lassen möchten. Haben Sie erst etwas Tüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. — Sie sind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?“

„Und will morgen wieder heim.“

„Einstweilen ja. Aber doch nicht zu Fuß, doch auf der Eisenbahn.“

„Das tragt's halt nit.“

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit.“ Er wies auf einen Stoß, der auf dem Tische lag. „Merken Sie auf! Diese Bücher mit dem roten Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die gebundenen lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen soll. Nachschreiben auch diese nicht, nur den Geschmack damit bilden.“ Die ersteren — einige neue Romane, wie sie zur Besprechung an Zeitungen geschickt zu werden pflegen, die letzteren Klassiker.

Als diese Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, sagte Svoboda zu mir: „Dann noch etwas, Petrus!

Ihre Jacke, die Sie anhaben, ist soweit zwar ganz sauber, aber etwas zu dünn für schlecht Wetter. — Erlauben Sie!" Damit zog er seinen schwarzen Rock mit dem roten Seidenfutter aus, so daß er einen Augenblick in Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den Rock hat er mir an den Leib gestreift. „Geben Sie bloß acht, daß Sie nichts verlieren, in der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille!"

Als ich nachher die Treppe hinabstieg, war ich doch begierig, was das ist — ein Portefeuille.

Das war meine erste Begegnung mit diesem Manne, der es buchstäblich zustande brachte, für seinen Nächsten den Rock auszuziehen und hinzugeben. —

Im darauffolgenden Winter bin ich durch sein unausgesetztes Bemühen nach Graz gekommen, und er ist dem fremden, armen, unbehilflichen Menschen viele Jahre lang in unentwegter Treue Stab und Stern gewesen. Denn es hat Mühe gekostet, diesen jungen, ungefügen, blöden Burschen so weit zu bürsten und zu striegeln, bis er sich zur Not aufzeigen konnte.

Wenn mich mancherlei Dichterlinge — und das geschieht oft — heftig angehen, daß ich ihr Dichten und ihre Dichtungen protegieren soll, wie einst Svoboda mich und die meinen „protegiert" habe, so ist folgendes richtigzustellen. Svoboda hat mich nach Graz gezogen, nicht, daß ich dichten solle, sondern, daß ich was lernen könne. Allerdings hat er, um eine Schule für mich zu gewinnen, anfangs mehrere Proben meiner dichterischen Versuche veröffentlicht. Stoßweise lagen meine Dramen, Geschichten, Romane, Gedichte usw. vor ihm, unbarmherzig hat er sie verworfen und mir jahrelang empfohlen, nicht zu

dichten, nur zu lernen und mich für einen praktischen Beruf vorzubereiten. Als aber meine poetische Ader immer pulsierte, manchmal heftig und fieberhaft, hat er nur wenige leidliche Erzeugnisse in seinem Blatte abgedruckt, gewiß aber achtundneunzig Hundertel herb zurückgewiesen von dem Wuste, den ich ihm vorgelegt. Die vorhandenen Briefe geben davon Zeugnis. — Eine solche Strenge dürfte man heute bei keinem der Dilettanten wagen, die da mit ihren Erzeugnissen kommen, gelesen, gelobt, bei Verlegern und Theatern protegiert und honoriert sein wollen. Sie glauben, das gehe alles so leicht mit dem Dichten und dem Protegieren, sie haben keine Ahnung davon, wie wenig äußere Mithilfe vermag, wenn Naturanlage und Selbstzucht fehlen. Daß Svoboda mich diese Selbstzucht und Selbstbescheidung lehrte, daß er auf das strengste die jahrelange Schulung der geistigen Anlagen verlangte, das vor allem ist Svobodas Werk, für das ich ihm nicht genug dankbar sein kann. Alles weitere hat sich dann von selbst ergeben. Zuerst hätte ich nach meiner Gönner Ansicht Handwerker in der Stadt werden sollen, dann Buchhändler, dann nach vierjährigem Studium Kaufmann. Nachdem alle diese Berufe verfehlt waren, ward ich Schriftsteller. Das hat Sorgen, Arbeit, Fleiß und Beharrlichkeit gekostet. Gerade so durch „Protektion" ging es durchaus nicht.

Während Svoboda so seine Leute erzog, kam er in die Lage, ihnen auch ein Beispiel zu geben, wie der Mann seiner Überzeugung jedes Opfer bringen müsse. Im Jahre 1882 hatte es den Anschein, als sollte der Verlag der „Tagespost" auf ein Wiener Geldinstitut übergehen und das Blatt dann seine Gesinnung ändern müssen. Da hat

Svoboda sofort seine einträgliche Stelle niedergelegt. Es war voreilig, denn die „Tagespost“ blieb frei und das, was sie war. — Der von Natur aus stets mutig und optimistisch gestimmte Mann glaubte nun, von seiner wissenschaftlich-schriftstellerischen Tätigkeit leben zu können. Er übersiedelte mit seiner zärtlich geliebten Familie nach München, mußte aber bald aus Existenzrücksichten die Redaktion der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musikzeitung“ zu übernehmen. Neben dieser Fronarbeit verfaßte er mehrere philosophische Werke, zu denen er schon lange Vorarbeiten gemacht hatte. So entstanden: „Kritische Geschichte der Ideale“, „Neue Musikgeschichte“, „Gestalten des Glaubens“ und „Ideale Lebensziele“.

Diese Werke enthalten eine Menge Stoff aus den Literaturen aller Völker und Zeiten und sind reich an satyrischen, scharf polemischen Stellen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte jenes spekulativen Materialismus der siebziger Jahre, der auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geistes und des Gemüts umstoßen zu können vermeinte. Vor allem sind Svobodas Schriften eine Polemik gegen alle positiven Religionen. Wäre unsere Freundschaft nicht auf die große persönliche Wertschätzung gegründet gewesen, bei der gründlichen Verschiedenheit unseres Empfindens in dieser Sache hätte sie in die Brüche gehen müssen.

Im ersten Jahre meines Grazer Aufenthaltes waren wir eines Tages beisammengesessen und hatten geplaudert über Kunst, Kirche, Gott und Welt. Plötzlich stockte das Gespräch. Svoboda wurde unruhig und fragte, wie alt ich sei.

„Zweiundzwanzig vorüber.“

„Ich weiß es. Also, da ist der Mensch schon stark. Werden Sie stark genug sein, eine Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mitteilen muß?“

Diese Einleitung erschreckte mich sehr, denn ich hatte daheim eine kranke Mutter.

Er legte mir die Hand aufs Knie und sagte in seiner leisen, raschen Redeweise: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Rosegger! Sie sprechen immer wieder von Gott. Wissen Sie, daß es gar keinen Gott gibt?“

Ich atmete auf.

„Wenn es sonst nichts ist. Das habe ich schon als Kind in einem Buche gelesen.“

„So? Und glauben doch immer noch an Gott!“

„Nein, glauben nicht. Wissen. Gewiß wissen, daß er ist, weil es nicht anders sein kann.“

Als er hernach bemerkte, in solchem Denken müsse man wissenschaftlich vorgehen, war meine Entgegnung, das täte ich eben. Deshalb könnte ich die Nichtexistenz Gottes erst annehmen, wenn sie bewiesen sei.

Von diesem Tage ab ist unser Widerstreit über den Gegenstand nicht mehr verstummt. Ich blieb auf meinem Standpunkt stehen, er auf dem seinen, von dem aus er jedem, der ihn nicht teilte, beinahe die Vollwertigkeit absprach. Sein Atheismus war von kindlicher Naivität, er wollte jeden sofort dazu bekehren, aber nicht aus Haß gegen Gott, der war ja gar nicht, sondern aus Liebe zu den Menschen, die er mit seiner Enthüllung der Wahrheit von geistiger Knechtschaft befreien wollte. Er war in seiner Gottlosigkeit gut und glücklich, so glaubte er, daß es in ihr auch jeder andere sein müßte. Ich habe nie

einen frommen Gläubigen gesehen, der liebevoller, opferwilliger, natur- und kunstfreudiger und abholder aller Gemeinheit gewesen wäre, als es Adalbert Svoboda, der „Gottlose" war. Er war einer von denen, die der Einladung, als Arbeiter in den Weinberg zu kommen, ein heftiges Nein entgegensetzen, doch aber in den Weinberg gehen und dort die Fleißigsten sind. Öfter als einmal habe ich ihm gesagt, daß er trotz seiner Glaubenslosigkeit in der Tat ein besserer Christ sei als mancher Kirchengeher und schwärmerischer Heiligtumsverehrer, ja daß gerade er, der gütige, nächstenliebende, wahrheitsdurstige Mensch der beste Beweis Gottes sei — weil es ohne Gott keine selbstlose Liebe, keine Freude an dem Wahren und Schönen geben könne.

Bei der Erziehung seiner Kinder war in gewissen heiklen Dingen jede Beschönigung und Prüderie ausgeschlossen. So früh, daß noch nichts zu verderben war, weihte er sie in die Geheimnisse des Lebens ein. Die Folge war, daß unbefangene, natürliche Menschen aus ihnen geworden sind. Er hatte die Absicht, seine Kinder ungetauft und konfessionslos zu erziehen, kam aber davon ab. Er meinte, der Umstand, ob ihre Namen im Kirchenbuche ständen oder nicht, sei zu unbedeutend, als daß er deshalb ihnen die gesellschaftliche Stellung erschweren wollte. Als er in einem seiner Kinder früh religiöse Anlage zu bemerken glaubte, war er bekümmert. Worauf ihm einer, der frivoler war als er, den Rat gab: „Lassen Sie den Knaben bloß von einem katholischen Katecheten in der üblichen Weise Religionsunterricht erteilen, und Sie erzielen an ihm in kürzester Zeit einen ausgepichten Atheisten."

Da Svoboda seine Grundsätze stets in seiner Zeitung und später in seinen Büchern zu verbreiten suchte, so war ihm natürlich eine große Gegnerschaft entstanden. Bei seinem überaus sensiblen Wesen empfand er jede Feindseligkeit, die man ihm persönlich antat, auf das lebhafteste. Wenn aber irgendeiner seiner Gegner doch seine Hilfe heischte, und das geschah nicht selten, so erwies er ihm mit tausend Freuden Gutes und alles war vergessen.

Geistesbildung und Wissen hielt dieser Mann für des Menschen höchstes Ziel. Und doch gestand er oft, um wieviel lieber er mit einfachen, warmherzigen Menschen verkehre als mit dünkelhaften Gelehrten. Auf seinen häufigen Gebirgspartien kam er gern mit Landpfarrern zusammen, deren Christentum weniger in Worten als in Werken bestand. Zur Zeit des Kulturkampfes, als mancher Geistliche sich von der Kirche abzuwenden begann, gründete er in Graz einen Schutzverein für ausgetretene Priester.

Seine Schriften fanden nicht immer den Beifall seiner Freunde. Sie waren ja in einem satirischen Ton gehalten, der leicht abstoßen konnte und viele abgestoßen hat. Diesen Teil seiner Schriften konnte ihm nur der verzeihen, der ihn persönlich kannte. Wäre der Mann nicht ganz von jener Einfalt großer Seelen befangen gewesen, er hätte erkennen müssen, daß sein wissenschaftlicher Materialismus der größte Idealismus und daß sein störrischer Unglauben im Grunde die frömmste Gottesverehrung war. Weil er in der Natur so viele Unzweckmäßigkeit, in der Welt so viel Ungerechtigkeit, im einzelnen Menschen so viel Schlechtes und Elendes sah, weil das eine Welt sei, in der das Böse fortzeugend Böses muß gebären, deshalb konnte er nicht glauben an einen allweisen und allgütigen Gott-

Schöpfer. Das heißt, sein Ideal von Gott stand so hoch, daß nichts Irdisches zu ihm heranreichte und daß er lieber gar keinen Gott haben wollte als einen, von dem er glaubte, er mache seine Sache nicht gut. —

Das also war mein lieber Adalbert. Wie viele Einzelheiten gäbe es zu erzählen von diesem Manne, der ganz in dem aufging, was er stets so leidenschaftlich verneinte! Vierundsiebzig Jahre ist er alt geworden, aber seine Begeisterung für das Edle und Schöne ward nicht geringer, sein Abscheu aber vor Heuchelei, Dummheit und Brutalität aller Art immer noch mächtiger.

In den sich nach und nach einstellenden Gebresten des Alters, wo andere wunderlich und launisch zu werden pflegen, wurde er im Verkehr mit Menschen nur noch liebreicher. Sein Sarkasmus gegen Andersdenkende war in einen milden Ernst übergegangen, der keinem sein Ich mehr streitig machte, mit ruhiger Entschiedenheit nur das seine wahrte. In seiner letzten Stunde, die ihn umgebenden Seinen tröstend, sagte er die Worte: „Wie ist es für mich gut sterben!" — Liebreich, edel und mit philosophischer Fassung, wie er gelebt, ist er am 19. Mai 1902 zu München entschlafen. Im Sommer zuvor noch hatte der schon schwer kranke Mann in Begleitung seiner Gattin, es war (nach dem Tode jener vortrefflichen ersten Frau, der Mutter seiner Kinder) die zweite, — aus München eine Reise zu mir in das Mürztal, um meine Familie und meine Heimat noch einmal zu sehen. In diesen zwei mir unvergeßlichen Tagen haben wir einander alle Kammern unseres Herzens noch einmal geöffnet. Ganz ging er in meinen Plänen und Bestrebungen auf. Immer wiederholte der Atheist den Ausdruck

seiner Freude über die neue evangelische Kirche daselbst, deren Erbauung zu fördern ich das Glück hatte. Und als er vom Plane hörte, in meinem Geburtswalde ein Schulhaus zu erbauen, griff er sofort in den Sack und gab dazu die erste Spende.

„Und bei der Eröffnung mußt du dabei sein," sagte ich. — Ja, Freund Adalbert, du vor allem, hättest dazu gehört, wenn du nicht während des Baues schlafen gegangen wärest. Hättest du dich damals des Waldbauernbuben nicht angenommen, so gäbe es jetzt da oben im Waldlande kein Schulhaus. Du bist der Urgründer. Maßen wir nämlich in einer Welt leben, wo Gutes fortzeugend Gutes muß gebären.

Peter v. Reininghaus.

Das Kind von Europa!" hatte in komischem Pathos der oft ironisch gestimmte Professor Falb eines Tages ausgerufen. Auf mich hatte er gezielt, und auf meine ersten Gönner in Graz, die aus mancher Herren Länder stammten. Doktor Svoboda war ein Deutschböhme, der Laibacher Buchhändler Giontini ein Italiener, Peter Reininghaus ein Rheinländer, Anastasius Grün ein Krainer, Handelsakademie-Direktor Albens ein Schwabe, Direktor Dawidowski ein Tiroler, später Robert Hamerling ein Niederösterreicher. Die mir ihre Musentempel öffnenden Theaterdirektoren Kreibig und Czernitz, sowie mein langjähriger Herbergsvater Finanzrat Frühauf waren ebenfalls Ausländer. Sie waren nach Falbs Ausspruch die Väter des „Kindes von Europa".

Die Steirer beobachteten eine zuwartende Haltung. Mit Ausnahme Professor Rudolf Falbs, der mich in die Handelsakademie brachte und mir Zutritt in mehrere steirische Familien, besonders Reicher, Rebenburg, Kleinescheg, Oberranzmeyer, verschaffte. Dann kamen noch andere und andere. Was ich der Steiermark besonders verdanke, das ist ein Jahresstipendium von 300 Gulden, als ich nach Vollendung der vier Schuljahre die Schriftstellerlaufbahn begann. In den kritischen Jahren hat diese

großmütige Stütze für mich viel bedeutet. Nach drei Jahren konnte ich das Stipendium entbehren.

Manche meiner ersten Grazer Freunde haben mich lange durchs Leben begleitet. Heute lebt keiner mehr. Einer der ersten und der letzten war mein treuer Peter von Reininghaus.

Reininghaus war der Gründer und Chef der Großfabrik auf dem Steinfeld bei Graz. Von seiner Herkunft sang er selbst:

„Aus fernem Land, dem Land der roten Erden,
Trieb einst mich Jugenddrang zu dir, du grüne Mark;
Du solltest mir die zweite Heimat werden,
Du Land der Berge und der Männer stark.“

Und der Steirer hatte drauf zu entgegnen:

„Kein bessrer deutscher Mann konnt' unser werden,
Als dieser aus dem Land der roten Erden.“

Als im Jahre 1864 Svobodas Aufsatz veröffentlicht wurde über den dichtenden Schneiderbuben in Obersteier, war er der erste, der mir Bücher schickte, die heute noch, oft gelesen, in meinem Kasten stehen. Zwei Monate später schon in Graz ging ich natürlich nach Steinfeld, um dem Spender zu danken. Ein noch jugendlicher Mann mit schlicht zurückgekämmten blondem Haar und stattlichem Schnurrbart. Im Fabrikshof waren wir uns begegnet, er schaute mir scharf ins Gesicht, nahm mich mit auf sein Zimmer und fühlte mir auf den Zahn. „Ich habe gelesen, daß Sie auch zeichnen können,“ sagte er in seiner westfälischen Mundart, die mir fremd war, und doch traut, wie der ganze Mann vom ersten Augenblick an. Er legte mir Papier und Bleistift vor: „Zeichnen Sie mir da mal was!“ Ich setzte mich hin und sann. Was

soll ich denn zeichnen? Ich schaute umher. Über dem Schreibtisch hing in Goldrahmen das lebensgroße Bild einer jungen, schönen Frau. Das sah ich an und sah es an und sagte bestürzt: „Ich kann nicht zeichnen.“ Das Bild hatte meinen Künstlermut gebrochen. Bald und oft sollte ich das Urbild selber sehen. Aber es ist ja erzählt worden, wie ich dann, weil sich in Graz nichts für mich gefunden, nach Laibach ging, um Buchhändlerlehrling zu werden, wie nach acht Tagen das Heimweh mich wieder zurückjagt, worauf Reininghaus mir entgegenrief: „Recht, daß Sie wieder da sind. Es wäre doch eine Schande, wenn bei uns in Steiermark ein lernlustiger Junge keine Schule fände! Sie bleiben jetzt in Graz, kommen oft in mein Haus, und für weiteres lassen Sie mich mitsorgen.“ Sofort gab er mir Mittel für die nächste Zeit. Fünf Jahre lang, bis ich selbst erwerben konnte, war Peter v. Reininghaus mein Kassier. Und als er eines Tages merkte, daß ich von seinen Beiträgen zurücklegte, hat er sie mir verdoppelt, so daß es mir möglich wurde, monatlich kleine Beträge heimzuschicken. Reininghaus hielt noch dafür, daß ein junger Mensch monatlich ein paar Gulden ersparen müsse, er lehrte mich über Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen, und später als ich heiratete, fand es sich, daß der angehende Schriftsteller ein paar hundert Gulden Erspartes hatte.

Fürs erste kann ich also sagen, daß mein Gönner am Steinfeld mir einen geordneten Haushalt, anfangs ermöglicht und dann anerzogen hat. Höher habe ich einzuschätzen seine Wachsamkeit über anständigen Lebenswandel, dann die geistigen Anregungen, die ich in seinem

Hause erfahren. Ich durfte, so weit es meine Schule erlaubte, an den Zeichenstunden seiner Kinder teilnehmen, an den geselligen Zirkeln des Hauses, das ein Sammelpunkt hervorragender Persönlichkeiten der Hauptstadt war, und gelegentlich berühmter Gäste aus der Ferne. So machte ich manche wertvolle Bekanntschaft. Auch Spiel- und Ausflugsstunden mit den geistesfrischen und heiteren Kindern des Hauses sind mir unvergessen. In den ersten Jahren war ich schüchtern und befangen; als aber bei einer Familienfestlichkeit Reininghaus mir das brüderliche Du schenkte, hob sich mein geselliger Mut sehr bedeutend, und damit die Vertraulichkeit. Keine große Freude und keine schwere Prüfung ist über dieses teure Haus gekommen, an der ich nicht innig Anteil gehabt und genommen hätte. Sowie die Familie Reininghaus auch an allen meinen Geschicken mir treu zur Seite gestanden ist. Mit Freund Peter hat mich besonders eine gemeinsame Weltanschauung verbunden, und manche unserer gemeinsamen sozialen Bestrebungen. Mein Wort und seine Tat waren oft gesegnet. In den 36 Jahren unseres gemeinsamen Erdenlebens ist nicht der Hauch eines Mißklanges, nicht der Schatten eines Mißverständnisses zwischen uns gewesen, mit Ausnahme jener Szene bei Einweihung der Technischen Hochschule in Graz, da bei Anwesenheit des Kaisers in gefülltem Saale der stattliche Peter den schmalen nach vorne schob, damit ihn der Kaiser sehen und ansprechen sollte, der Schmale aber nach rückwärts drängte und dem Stattlichen tüchtig auf die Zehen trat. — So wollte er auch sonst stets meine Person und mein Wirken im Vordergrund sehen, und manchmal ärgerte er sich über eine „verfluchte Bescheidenheit, die nicht die

Kurasch hat, sich aufzuzeigen". Daß ich mich in meinen Büchern so oft über Gebühr selbst aufzeigte, muß er übersehen haben. Übrigens hielt er selbst ein Scheffel gestülpt, unter dem Licht brannte. Daß dieser Brauherr, der die Alpenwelt, Italien und Ägypten mit köstlichem Bier versorgte, auch Nektar zu kredenzen wußte, ist außer in Freundeskreisen wenig bekannt geworden. Seine Gelegenheitsgedichte hatten richtiges Gleichmaß von Gemüt und Humor. Eine Herzenssache war es ihm, aufstrebende Künstler und Gelehrte zu fördern, besonders der Forscherphilosoph Rudolf Falb hatte in Zeiten der Bedrängnis an Peter v. Reininghaus eine Stütze gefunden. Ich glaube, des Gelehrten jahrelange Reisen in unerforschten Gegenden Südamerikas, deren Resultate meines Wissens noch der Veröffentlichung harren, waren hauptsächlich durch diesen Gönner möglich geworden. Aber von derlei bekam die Welt nicht viel zu wissen. Mächtiger ließ Reininghaus seine großen praktischen Werke, seine technischen Erfindungen für sich sprechen, besonders aber sein nationales, sein altruistisches Walten, dessen Tradition auch nach seinem Tode im Hause noch segensreich fortwirkt. Hier vor allem ist es die ehrwürdige Frau Therese, die ihren im hohen Alter heimgegangenen Gatten viele Jahre überlebt und sein Andenken durch unermüdliches Wohltun ehrt. Das ist jene Frau, deren Jugendbildnis dem Jungen den Mut zum Zeichnen benommen hatte. Ich habe diese Frau bewundert in den Zeiten des Glückes; immer die gleiche Schlichtheit und Güte, die zartsinnige, allem Frohen und Großen zugewandte Seele. Noch mehr habe ich sie bewundert in Tagen der Trauer, denn das Geschick hat ihrem Hause manch schweres Leid gebracht. Sie

ist allen, die sie kennen, ein Vorbild geworden heldenhafter Seelenstärke. Die Freude teilte sie mit anderen, den Schmerz trägt sie allein — Linderung suchend bei ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln, Heil findend in ihrer unbegrenzten Güte gegen Hilfsbedürftige. Die Stadt weiß keine größere Wohltäterin, und erfährt doch nur einen Teil dessen, was sie tut. Sie hat die große Eigenschaft des Sichhineinlebenkönnens in die Wesenheit anderer. Sie lebt kaum mehr für sich, vom müde gewordenen Körper geht ihre Seele auf andere über, auf die, so kämpfend oder froh mitten im Leben stehen. — Das ist ein Weg zur Unsterblichkeit. —

So ist mir Haus Reininghaus erschienen, und in diesem Buche darf das dankbare Erinnern nicht fehlen. Haben doch Höhere die Familie Reininghaus geehrt. Der Kaiser hat sie, ihrer vielen Verdienste halber in den Adelsstand erhoben und Frau Therese wurde mit dem Elisabethorden ausgezeichnet, mit dem Liebsten, was Franz Josef zu vergeben hat.

Im Speckkammerl.

Im Schießstattgebäude zu Graz rumorte in den sechziger Jahren das zur Handelsakademie gehörige Institut Dawidowski, in dem ich Aufnahme gefunden hatte. Es war vollgerüttelt von losen Buben aller Nationen: Deutschen, Magyaren, Italienern, Polen und Serben; letztere in vier Exemplaren vertreten. Diese hielten sich — wenn auch alles andere polterte und lärmte — mehr für sich, waren übrigens gutmütig und verträglich, während die Ungarn und die Welschen beständig in einem tragikomischen Krieg miteinander standen, zu denen noch innere Unruhen kamen, wenn z. B. ein Katzelmacher den anderen mit offenem Messer blutlechzend über Bänke und Tische jagte. Kam plötzlich Seiner Gestrenge, der Herr Präfekt, herein, so waren sie augenblicklich miteinander ausgesöhnt, um Front gegen diesen auswärtigen Feind zu machen. Die Deutschen sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland!“ oder zankten miteinander.

Es soll nur gesagt sein, daß „die bunten Völkerscharen, wie sie hier beisammen waren“ ein gar reges, kampflustiges Leben führten. Und mitten drin befand sich das einsamkeitsflüchtige Waldreh. Mehrmals flüchtete ich mich vor dem vielsprachigen Geschrei der Völker-

stimmen in die Abteilung der Serben, wo es vergleichsweise noch am ruhigsten herging und die mir an ihrem Tische stets höflich Platz machten. Aber das wenn auch noch so weiche slawische Idiom hat mich auch nicht sonderlich angeheimelt. In mir war damals just wieder die poetische Ader geplatzt und so dichtete ich herum an allen Tischen und Winkeln, immer umgaukelt von den Nationen, die mir beim Dichten zuschauten, mich dabei allemal ein wenig neckten oder auch Huldigungsverse für ihre „Flammen" bestellten. Übrigens war in diesen Räumen das Rauchen und das Dichten verboten; sie waren ja den Wissenschaften geweiht!

In der ersteren Zeit hatten wir drei Deutsche und ein Italiener gemeinsam ein besonderes Schlafzimmer gehabt. Da in demselben aber Zigaretten geraucht wurden und dabei geplauscht oft in die halbe Nacht hinein, und da wir zeitweise kleine Verschwörungen gegen die „Externen" anzettelten, so hat uns der Präfekt auseinandergetan und in die allgemeinen Schlafräume verteilt. Diese Schlafsäle wurden von einem Nachtlichte matt beleuchtet, gerade so viel, daß man die langen Bettreihen sah und nicht vergaß, in einer Kaserne zu sein. Da gab es Schnarcher, Traumredner und Trompetenbläser darunter und Nachtwandler und solche, die ihre Sympathie für gewisse Allotrias nicht ganz zu verhehlen wußten. In solcher Umgebung konnte also auch nächtig vom Dichten keine Rede sein und in den Träumen setzten sich, nur noch bizarrer, die Widerwärtigkeiten des Tages fort.

Ich weiß nicht, wie Direktor Dawidowski auf meine heimlichen Nöten gekommen war. Eines Tages, nachdem ich im dritten Jahre auf diesem Pensionat gewesen war,

ließ er mich auf sein Zimmer rufen. Dort teilte er mir in seiner ernstfreundlichen Weise mit, daß er beschlossen habe, mich aus dem Hause zu entfernen. Ich muß tödlich erschrocken sein, denn er setzte sogleich bei: „Nur wenn Sie wollen, natürlich. Zu den Mahlzeiten kommen Sie stets herüber. Die übrige Zeit haben Sie zum Studieren oder was Sie sonst arbeiten wollen, Ihre ruhige Kammer. Sie wissen, daß ich dort im gegenüberstehenden Hause einige Räume gepachtet habe für meine alte Mutter. Nun wir sie in die Erde gelegt haben, verwende ich die Räume teils zu Wäscheräumen und Kleiderbehältern. Da ist denn ein Speckkammerl, für das sich zurzeit keine Verwendung findet. So ein kleiner schmaler Poet hätte gerade Platz drin."

Die Israeliten können nicht freudiger aus Ägypten gezogen sein, als ich aus dem Pensionat. Ein Dienstmann beförderte die mir vom Direktor bewilligte Einrichtung — das Bett, den Kasten, den Tisch und den Sessel; aber jammernd kam er zurück, im Kammerl hätte nicht alles Platz! Das war übertrieben; als der Direktor persönlich die Sachen ordnete, konnte alles drinnen stehen, nur der Sessel mußte auf den Tisch gestellt werden, wenn die Türe ordentlich sollte aufgehen können.

Das schmale Fenster versah den Raum genügend mit Licht und bot als Draufgabe noch das Pensionatsgebäude, das mit seinem Weltunfrieden auf dem breiten Platze gerade gegenüber stand, während ich im Speckkammerl ein glückseliger Eremit war. Anfangs roch man sie noch ein bißchen, den Speck und die Schinken und die Würste, die in diesem Raume noch vor kurzem wohl verwahrt gewesen, und vielleicht wäre mir das all-

mählich aufregend geworden, wenn ich nicht täglich dreimal zu den Fleischtöpfen Ägyptens hätte zurückkehren dürfen.

Der Einzug hatte anfangs März (im Jahre 1869) stattgefunden, nachdem die Winterkälte vorüber war; denn Öfen sind in dergleichen Küchenvorratskammern nicht angebracht. Durch das geöffnete Fenster goß mir die Märzsonne einen ganzen Himmel von Licht und Wärme in die Kammer. Und diese milden Spenden übersetzte ich in Poesie. Es war der Abschluß der Studienzeit vor der Tür, eine für mich sehr kritische Zeit. Aber ich baute zuversichtlich auf das Recht, das ich nicht besaß, und ließ Buchhaltung, Wechselrecht, Warenkunde ruhig sein, als das was sie sind: nützliche Wissenschaften, die auch ohne mein Zutun längst aufs beste gediehen. Als Hospitant der Handelsakademie hatte ich nämlich nicht das Recht, eine Reifeprüfung abzulegen. Und dieses glückliche Los ließ mich den für jene Nationen drüben so drohenden Schulschluß mit größter Gemütsruhe entgegensehen. So gehörte beinahe diese ganze Zeit den Musen, die wahrscheinlich nicht besonders darüber erbaut gewesen sein werden.

Wenn manchmal der Direktor kam, um nachzuschauen, wie es im Speckkammerl zuging, verhüllte ich ja eilig die werdenden Dramen, Gedichte und Erzählungen mit Löschpapier. Er blieb in der Tür stehen, weil er ja zum Glück in der Kammer nicht Platz gehabt hätte, legte ein paar Blicke hinein, sagte dann freundlich: „Adieu, Peter!" und ging wieder davon. Ich vermute, er durchschaute meine ganze Tätigkeit und mein ganzes Herz.

Dieses Herz war zur Zeit vollgeraidelt mit Gefühlen. In jenen Wochen hatte ich zu Robert Hamerling häufig kommen dürfen und er prüfte meine literarischen Erzeug-

nisse. Eines Tages besuchte mich Anastasius Grün, der sich schon früher umgesehen hatte nach dem halbwilden Bergbuben, der übermütige und sentimentale Gedichte machte. Als er eintrat, schlang ich mich rasch und geschickt an ihm vorüber, so daß er im Kammerl auf dem Sessel zu sitzen kam, während ich vor der Tür (in der ausgeleerten Küche) stand; so unterhielten wir uns durch die offene Tür. Was er gesagt hat, weiß ich nicht mehr recht. So viel mich dünkt, hat er bei mehreren Gedichten von mir, die in einer Zeitschrift gestanden, eines warm gelobt und das andere scharf gerügt. Das letztere, ein Liebesliedel in Mundart, schien ihm gar zu bauernecht geraten zu sein, was er an sich gerade nicht tadeln wollte, was aber die Veröffentlichung hätte in Frage stellen sollen. Wahrscheinlich sprach er auch von meiner Zukunft, was freilich gewagt war, denn diese Zukunft, so nahe nun die Entscheidung bevorstand, lag mit einem dichten, grauen Nebel zugedeckt, man sah nicht fünf Schritte vor sich.

Das kümmerte mich nicht, ich dichtete heftig drauf los. Es erschienen damals etliche Sachen von mir in der „Österreichischen Gartenlaube", die erst von Sacher-Masoch und dann von Karl Pröll herausgegeben wurde. Es erschien eine größere Dorfgeschichte im Gmundner Wochenblatt. Es erschienen Mundartgedichtchen in Silbersteins Volkskalender. Ich selbst plante einen Volkskalender herauszugeben und zeichnete schon die dazugehörigen Bilder. Robert Hamerling riet mir zur Herausgabe meiner schon vorrätigen Gedichte in steirischer Mundart. Also das erste Buch stand in Aussicht. Wer sollte da nicht munter drauflosdichten! Daß mir nach wenigen Wochen — nach Beendigung meiner Akademiejahre — dieses liebe

Speckammerl entrückt werden würde, daran dachte ich nicht. Oder fand ich es des Poeten angemessen, Tag und Nacht großartig unter freiem Himmel zu wohnen?

Eines Tages kam mein Freund Robert zu mir, ein Schriftsetzer, der tagsüber eben an meinem Mundartbüchlein „Zither und Hackbrett" getypt hatte. Wir stellten die Lampe auf den Sessel und setzten uns nebeneinander auf den Tisch. Robert hing seinen Arm eng in den meinen, schon auch, um an dem schmalen Tischrand nicht das Gleichgewicht zu verlieren. „Wenn du jetzt frei wirst," sagte er, „dann mußt du zu uns kommen. Du bist ja für Gerechtigkeit. Du bist ein Volkssohn, du mußt es mit uns halten gegen die Bourgeois, gegen die Aristokraten!"

Denn mein Robert war ein Sozialdemokrat, einer jener orthodoxen Gattung, die damals hobelte und alles gleichmachen wollte. Gleich den Besitz, gleich die Menschen. Aber ungleich sind die Arbeit und ungleich die Anlagen — und darüber stolperten sie.

„Wie du volkstümlich schreiben kannst, bei uns bist gleich versorgt," fuhr mein Freund fort, mich zu werben. „Es wird eine Arbeiterzeitung gegründet."

„Warum wollt ihr denn eigentlich die Bourgeois und die Aristokraten abschaffen?" fragte ich.

„Weil sie die Zehrer sind. Weil sie's zu gut haben!"

„Schau, Robert, Stände, die es noch gut haben, sollte man nicht abschaffen, vielmehr sie vermehren."

Er konnte nicht gleich antworten, denn die Bestürzung über meinen unerhört törichten Einwand hatte ihm die Rede verschlagen.

„Warum sie vermehren?" sagte ich, „weil wir armen Arbeitsleute doch auch selber an die Reihe kommen wollen,

daß wir's endlich auch einmal gut haben. Wenn du dich umwendest, Robert, das Innere nach außen, und dich genau und redlich untersuchest, so wirst du finden, daß auch in dir der Bourgeois steckt, vielleicht gar der Aristokrat. In mir — muß ich dir sagen — hocken die beiden Herren und mühen sich ab, durch Arbeit und Tüchtigkeit dranzukommen. Zu einem eigenen Haus zu kommen und wär's gar ein Schloß, ich hätte nichts dagegen. Manchem glückt's ja. Unmöglich ist's bei keinem. Wenn wir aber diese Stände mit ihrem besseren Dasein abbringen, so müssen wir unser Lebtag in der Verelendung leben und am gleichen Strang ziehen mit dem Taugenichts und dem Lumpen. Möchtest du das? Ich nicht."

„Weil du ein Streber bist!" rief er aus.

Es war halb im Spaß und halb im Ernst, wie wir so sprachen. Die Werbung des Sozialdemokraten war mißlungen. Ich wählte meinen besonderen Lebensweg, um mich und andere zum bürgerlichen Wohlstand und zum geistigen Aristokratismus zu führen. Einstweilen aber war dieser Weg kein Weg. Es war eine steiglose Heide und schwerer Nebel darüber. — Ich dichtete ruhig drauflos.

Etliche Male hatte ich — um alles zu sagen — auch nächtlichen Besuch gehabt. Mäuschenstill huschte sie herein und auf dem Laden vor meinem Bett hockte sie ein Weilchen. Einmal im Mondenschein sah ich es, wie sie ihr dreieckiges Köpflein zuckend nach allen Seiten wendete und aufblickte an die leeren Wände. Nichts als ein magerer Poet. Und das will ein Speckkammerl sein?! —

Als die letzten Tage kamen vor dem Schulschluß und vor dem Fremdwerden, besuchten mich — einer nach dem andern — die Kollegen des Pensionates, die Deutschen,

die Welschen, die Polen, die Serben. Mir schien fast, als hätten mich etliche darunter ein wenig gern gehabt, als hätten sie mich nur aus Zutunlichkeit manchmal so ein bißchen geneckt, und nun betrübte es mich fast, daß ich von diesen Leuten, die mir oft so lästig gewesen waren, für immer scheiden sollte.

Einer der Serben hatte bei diesem Abschiedsbesuch ein besonderes Anliegen. Ich weiß nicht mehr, war's der Schopowitsch oder der Popowitsch. Der ersuchte mich vertraulich, daß ich ihm für die schöne Kellnerin im „Blumenstöckel" auf sein letztes Ständchen ein Lockgedichtel machen möchte.

„Für die Fanny!" rief ich erschrocken, „aber an die habe ich ja für meine Person eins gemacht."

„Und auch — geschickt?"

„Ungeschickt! Lies es." Ein Griff in die Lade, da hatten wir das Blatt. Er las es, ich erwartete eine warme Kritik. Er sagte keine, sondern sprach nur: „Das kaufe ich dir ab."

Diese Kritik war warm genug, aber kollegial, wie man noch bis zur letzten Stunde sein soll, schenkte ich ihm das Lockgedicht: „Vielleicht hast Schwein damit!"

Kaum das Wort gehört, warf er das Blatt auf den Tisch und ging zornig davon. Der Serbe hatte den studentischen Ausdruck nicht verstanden und das „Schwein" wohl gar für eine boshafte Anspielung gehalten. Erst später hatte ich erfahren, daß sein Vater mit solchen Tieren einen schwunghaften Großhandel betrieb.

Und an einem der letzten Abende kam auch der Direktor Dawidowski. Ich setzte mich aufs Bett, da er sich auf den Sessel setzte und wie es schien, mit mir etwas sprechen wollte.

„Nun, lieber Peter," sagte er in seiner guten, klangvollen Stimme, „Sie brauchen nicht mehr in die Akademie zu gehen. Morgen beginnen die Prüfungen. Mir tut es recht leid, aber Sie wissen ja, es ist Vorschrift, daß Hospitanten keine Prüfung ablegen dürfen."

„Ich bin froh, Herr Direktor."

„Nun, wer weiß, ob Sie nicht noch genug Prüfungen zu überstehen haben werden. Sie gehen jetzt auf die Ferien und kommen mir nicht mehr zurück. Haben Sie Aussicht, in irgendein Kaufmannsgeschäft eintreten zu können?"

„Nein."

„Oder in eine Fabrik?"

„Nein, Herr Direktor."

„Was gedenken Sie denn zu tun?"

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht."

Erst schaute er eine Weile vor sich hin, dann sagte er gedämpft: „So, so. Sie haben gar nicht nachgedacht. Das ist schlimm. Sie müssen sich umtun! Die erstbeste Arbeit, die sich Ihnen bietet, müssen Sie einstweilen annehmen. Wovon sollen Sie denn leben?"

„Nächstens kommt ein Buch von mir heraus," verriet ich.

Mit Besorgnis schaute er mich an und schwieg.

Drei Tage später, gegen Ende Juli, bin ich aus dem Speckkammerl ausgezogen in die weite Welt — in der Tasche das neue Liederbüchel.

Über die Muralpen ging der erste Flug. Auf der Spitze der Hochalpe, im sonnigen Fernblick über das Alpenland, habe ich das erstemal so recht die Wonne der Freiheit empfunden.

Anastasius Grün.

Ich fand Briefe von Anastasius Grün an mich, aus jenen Jahren. Es sind deren nur wenige, an sich nicht bedeutende, insofern aber auch für weitere Kreise von Interesse, als sie unserer hastigen, rüpelhaften Zeit wieder in Erinnerung bringen, wie man einst Briefe geschrieben hat, wie gütig hohe Herren, berühmte Dichter, mit armen Lehrjungen der Literatur gewesen sind.

In meinen „Guten Kameraden" habe ich — allerdings mit einigem poetischen Übermut — Begegnungen mit dem Grafen Auersperg dargestellt und die Beziehung angedeutet, in der wir zueinander gestanden. In „Allerhand Leute" schilderte ich unter der Aufschrift: „Ein Dichter vor dem Minister" einen gar merkwürdigen Besuch Anastasius Grüns bei Metternich, den mir der Dichter selbst erzählt hat.

So will ich nun noch die Briefe geben, die ich von ihm besitze und die jene beiden Aufsätze über A. Grün nachträglich bestätigen mögen.

Als im Juni 1869 mein „Zither und Hackbrett" erschienen war, riet mir mein Freund Adalbert Svoboda, dem damals häufig in Graz lebenden Dichter der „Spaziergänge" ein Exemplar zu überreichen. Aber ich fand nicht

den Mut, es persönlich zu tun, habe ihm das Büchlein mit der Bitte um Annahme durch die Post geschickt.

Wenige Tage nachher erhielt ich in seiner wunderschönen Handschrift den folgenden Brief:

Euer Wohlgeboren!

Sie haben mir durch die freundliche Übersendung Ihrer Liedersammlung „Zither und Hackbrett“ eine der angenehmsten Überraschungen bereitet, durch welche ich mich ebenso erfreut als geehrt fühle. Wäre mir Ihre wertvolle Gabe nicht gerade in den letzten Stunden eines sehr flüchtigen Aufenthaltes in Graz zugekommen, so hätte ich es gewiß nicht versäumt, Ihnen dort persönlich meinen Dank abzustatten, welchen ich hiermit im schriftlichen Wege, aber mit nicht geringerer Wärme und Herzlichkeit nachtrage.

Der Entwickelung Ihres schönen Talentes seit dessen erstem Auftauchen in der Öffentlichkeit mit aufrichtiger Teilnahme folgend, begrüße ich heute mit inniger Freude die reichere Entfaltung und die künstlerische Klärung, welche dasselbe, unbeschadet seines frischen und ursprünglichen Gemütsbornes, durch Ihren seitherigen Bildungsgang erfahren hat, und wovon Ihr anziehendes Liederbuch ein so sprechendes liebenswürdiges und poesievolles Zeugnis abgibt. Der rührend schöne Nachruf an Erzherzog Johann, den ich soeben in der gestriegen Nummer der „Tagespost“ gelesen habe, kann diese meine Anschauung nur bekräftigen. Und so begleite ich denn Ihre ferneren Pfade im Leben und im Dichten mit meinen besten Wünschen und einem herzlichen Glückauf!

Meinen wärmsten Dank für ihre freundliche Aufmerksamkeit erneuernd, mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster

Thurn am Hart, 21. Juni 1869.

Ant. Auersperg.

Im Jahre 1876 faßte ich den Plan zur Herausgabe einer Zeitschrift. Mir war, als hätte ich so viel zu sagen. Ich wollte sie größtenteils allein schreiben, aber doch

einige bedeutende Mitarbeiter einladen, die mir als Gesinnungsgenossen nahe standen. So wandte ich mich auch an Anastasius Grün, ihn brieflich um Rat und Mithilfe bittend. Darauf die Antwort:

Hochgeehrter Herr! Graz, 29. Jan. 1876.

Ihr soeben erhaltenes Schreiben vom gestrigen Tage war mir eine sehr angenehme Überraschung, für welche ich meinen herzlichsten Dank abzustatten eile. Da Sie mir in Bälde die Freude Ihres lieben Besuches in Aussicht stellen, so beschränke ich mich für heute auf die Versicherung, daß ich Ihnen mit wahrem Vergnügen meine bescheidenen Kräfte zur gelegentlichen Verfügung stelle und nur zu wünschen habe, daß mein Können jederzeit meinem Wollen entspreche.

Mit dem herzlichsten Gruße innigster Hochachtung und Teilnahme Ihr aufrichtig ergebener

Ant. Auersperg.

Später mußte ich dem Dichter irgendeine Änderung meines Projektes mitgeteilt haben. Welcher Art diese Änderung war, das weiß ich nicht mehr. Wesentlich muß sie nicht gewesen sein, weil ich bei der Gründung der Zeitschrift „Heimgarten" doch wieder den ursprünglichen Plan walten ließ. Indes scheine ich Anastasius Grün für die ersten Nummern um etwas Autobiographisches ersucht zu haben. Darauf bezieht sich sein folgendes Schreiben:

Euer Wohlgeboren!

Es tut mir leid, aus Ihrem soeben erhaltenen Schreiben zu erfahren, daß Sie Ihr ursprüngliches Projekt aufgegeben haben; jedoch auch für Ihr neues wollen Sie meines bereitwilligsten Entgegenkommens versichert sein. Ich glaube zwar nicht, daß mein Vorleben mit Stofflichem der angedeuteten Art allzureichlich ausgestattet gewesen, doch werde ich gerne Erinnerung und Gewissen erforschen und die bescheidene Ausbeute für Sie bereit halten.

Ihr lieber Besuch war und bleibt mir jederzeit hochwillkommen, und wenn ich etwas zu beklagen hätte, so wäre es nur die Sparsamkeit, mit welcher mir diese Freude zugeteilt war.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und herzlichem Gruße
Ihr aufrichtig ergebener

Graz, 8. März 1876. Ant. Auersperg.

Bei dem nächsten Besuche in seinem Hause in der Elisabethstraße stellte er mir für mein zu gründendes Blatt einstweilen das Gedichtchen zur Verfügung:

Wem gebührt des Kampfes Preis?
Wem verneige sich das Haupt:
Jenem, der zu glauben weiß?
Diesem, der zu wissen glaubt?

Laß die Palme den nicht missen,
Dem sein Glauben ward zum Wissen;
Doch den Lorbeer nimmer rauben,
Wem das Wissen ward zum Glauben.

Anastasius Grün.

In Aussicht stellte mir der Dichter eine Reihe von Erinnerungen aus seinem Leben. Aber dazu sollte es nicht mehr kommen. Eine einzige, sehr merkwürdige Geschichte aus seiner Jugend erzählte er mir mündlich, einen Handel mit dem allmächtigen Metternich, und meinte, aufschreiben könnte ich die Mitteilung ja selber. Als hernach im selben Jahre 1876 sein siebzigster Geburtstag kam, der in Graz glänzend gefeiert wurde, schrieb ich jenes Abenteuer des jungen Freiheitssängers bei Metternich auf und veröffentlichte es unter dem Titel „Die erste Schwalbe in Österreich" in der „Deutschen Zeitung"*). Darauf bezieht sich das folgende Brieflein:

*) Später aufgenommen in das Buch „Allerhand Leute" unter dem Titel „Ein Dichter vor dem Minister".

Hochgeehrter Herr!

„Obgleich von „Salamandern" fast zerrieben, doch im Herzen ungeschädigt geblieben, und auch sonst mehrfach in Anspruch genommen, kann ich es mir dennoch nicht versagen, Ihnen, wenn auch nur mit zwei Worten, recht innig zu danken für das schöne Feuilleton in der „Deutschen Ztg.", mit welchem Sie mich, aber abgesehen von mir, gewiß auch das Publikum erfreut haben, und Ihnen dafür herzlich und herzhaft die Hand zu drücken.

In treuester Gesinnung und wahrer Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

18./III. 1876. A. Auersperg.

Sehr bald nach dem siebzigsten Geburtstage begann der Dichter zu kränkeln, so daß nachher das Wort ging, man hätte ihn vorerst lange Zeit zu Tode geschwiegen, dann zu Tode gefeiert. Worauf Hamerling dazu setzte: „Die Toten allein sind unsterblich!" Als zudringlicher junger Redakteur wendete ich mich natürlich zur Zeit wieder einmal an den Dichter, höflich erinnernd an sein „Heimgarten"-Versprechen, denn die Zeit, wenn das erste Heft erscheinen sollte, kam schon nahe heran. A. Grün antwortete:

Dornau bei Pettau, 1. Aug. 1876.

Euer Wohlgeboren!

Ihr freundliches Schreiben vom 26. v. M. hat mich in Krain gesucht und in Steiermark gefunden. Dieser Umweg hat auch einigen Zeitverlust mit sich gebracht, so daß ich bei dem besten Willen, Ihrer Einberufung Folge zu leisten, doch an der Möglichkeit, mich schon am 5. d. M. unter Ihren Fahnen einzufinden, sehr zweifeln muß. Meiner herzlich gerne gegebenen, aber durch die Natur der Dinge in bescheidenen Grenzen gewiesenen Zusage bin und bleibe ich gewiß eingedenk; aber zugleich bitte ich Sie, von meiner Mitwirkung nicht mehr zu erwarten, als ich unter den gegebenen Umständen zu bieten vermag. In meinen Jahren leidet man über-

haupt nicht an übermäßiger Produktivität und dies ist ganz besonders der Fall, wenn sich dem schüchternen Besuche der Muse noch obendrein hunderterlei wichtig tuende, aber mitunter doch sehr kleine und kleinliche Anforderungen des Alltagslebens in den Weg stellen.

Demungeachtet habe ich schon vorläufig eine Reihe von „Volksliedern aus Krain", welche ich in neuerer Zeit aus dem Slowenischen übertragen habe, für Sie in Bereitschaft. Ich glaube, der Gegenstand wäre nicht ganz ungeeignet und nicht ohne Interesse für ein volkstümliches Blatt des Nachbarlandes, dessen Bevölkerung zum Teile dem gleichen Volksstamme angehört. Teilen auch Sie diese Ansicht, so stehen Ihnen jene Lieder nebst einem kurzen Vorworte dazu zur Verfügung. Nur müßte ich, da ich mein eigener Abschreiber bin und Kopien und Zusammenstellung noch zu ordnen sind, eine kurze Frist bis zur Einsendung erbitten.

Allerdings halte ich in unseren Tagen, wie ich Ihnen bereits mündlich angedeutet zu haben glaube, Ihr journalistisches Unternehmen für ein kühnes Wagnis; aber ich beglückwünsche Sie zugleich zu Ihrem Mute, welchen ich mit den aufrichtigsten Wünschen des besten Erfolges begleite. Wer nicht wagt, gewinnt auch nicht. Und somit Glückauf!

Mit herzlichster Teilnahme und mit den hochachtungsvollsten Grüßen

Euer Wohlgeboren aufrichtig ergebener

Ant. Auersperg.

Im August desselben Jahres war ich bereits in der Lage, dem Dichter das gedruckte Programm des „Heimgartens", dessen erstes Heft in wenigen Wochen erscheinen sollte, zu überschicken. Er bestätigte den Empfang wie folgt:

Euer Wohlgeboren! Graz, 14. Aug. 1876.

Meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für das anziehende Programm Ihres „Heimgartens", dem ich recht zahlreichen Zuspruch wünsche. Wie gern hätte ich Ihrem mich ebenso erfreuenden als ehrenden Einladungsschreiben sogleich Folge geleistet, wenn meine geistige Tätigkeit nicht augenblicklich — und

hoffentlich nur momentan — durch ein kombiniertes Augen- und Nervenübel, welches mich hier zur Konsultation eines Arztes und morgen zur rationellsten Kur in die Gebirgsluft führt, fühlbar gelähmt wäre. Indem ich Ihnen nun auf kurze Zeit Lebewohl sage und mir Ihre Nachsicht und Geduld vorläufig erbitten muß, bis ich mir durch die Tat auch Ihre Huld verdienen kann, mit den herzlichsten und den hochachtungsvollsten Grüßen verharrend

Ihr aufrichtig und dankbar ergebener

Ant. Auersperg.

Das „Lebewohl auf kurze Zeit" stand in dem letzten Briefe, den ich von Anastasius Grün erhalten. Der Brief datiert vom 14. August. Am 12. September ist der Dichter gestorben.

Das erste Heft des „Heimgartens", welches ich mit einem Aufsatz aus des Sängers Leben zu schmücken gehofft hatte, brachte tatsächlich einen solchen Aufsatz, aber es war der Nekrolog.

Volksschulinspektor?

Im Jahre 1873, als ich endlich einmal ins Geleise meiner Schriftstellerlaufbahn gekommen war, als ich geheiratet und in Graz einen bescheidenen Hausstand gegründet hatte, als ich noch so recht arm und recht ungewiß und recht glücklich in den Tag hineinlebte — kam eines Tages der steirische Landesschulinspektor Dr. Roczek in meine Wohnung und fragte kurzhin, ob ich unter Umständen die Stelle eines Volksschulinspektors in Obersteier annehmen würde. Die dazu erforderlichen Studien in der Lehrerbildungsanstalt würden mir kaum schwer fallen und wären mit wenigen Semestern überwunden.

Ich war nicht wenig überrascht und erfreut. Das gäbe mir plötzlich eine gesicherte Lebensstellung, da könnte ich ja das Buch, an dem ich damals arbeitete, „Die Schriften des Waldschulmeisters", am Ende leben, anstatt schreiben. In meinem Volke und für mein Volk geistig zu wirken, da wäre es nun! — Ich erbat mir Bedenkzeit. Was während derselben in mir vorging, weiß ich nicht mehr, aber Anfang Dezember 1873 schrieb ich dem gütigen Schulinspektor das Folgende:

Graz, den 5. Dezember 1873.

Sehr geehrter Herr Rat!

Sie scheinen mich zu verstehen und können sich also gewiß denken, was dieser Tage in meinem Kopfe umgeht.

Sie machen mir Aussicht auf eine schöne Stelle, die für mein ganzes Wesen und Streben geeignet erscheint; Sie machen mir Hoffnung auf einen fruchtbaren, dankbaren Wirkungskreis, bei dessen Gedenken mir das Herz aufgeht. Sie machen mir Aussicht auf eine, in materieller Beziehung, gesicherte Lebensstellung.

Das Ziel wäre schön, aber der Weg dahin! Es regen sich Bedenken in mir, deren ich nicht Herr zu werden vermag. Noch einmal in der Schulbank sitzen und den Kurs mitmachen und zuletzt eine Zeit praktizieren, dieser Gedanke beschwert mich. Ich bin Ehemann und habe ein Haus zu versorgen; ich muß auch täglich für dieses Haus arbeiten. Ich war wie neugeboren, als ich aus der Schulbank der Handelsakademie trat, und nun sollte ich wieder Schuljunge werden?

Wäre es denn nicht möglich, die unbedingt nötigen Studien in meiner eigenen Studierstube machen zu können? Dir. Adams pädagogische Vorlesungen, es werden deren wöchentlich ja doch nur wenige Stunden sein, wollte ich mich noch entschließen, zu hören. Und wäre es nicht möglich, die Studien, welche zur Prüfung erforderlich sind, in 6—9 Monaten überwinden zu können?

Wäre das möglich, und hätte ich nach abgelegter theoretischer Prüfung von heute ab im Laufe eines Jahres die definitive Anstellung zu gewärtigen, so würde ich dann bereit sein, meine gegenwärtige Unabhängigkeit hinzugeben, um ein treuer Diener und Wärter unserer Volksschule zu werden.

Wenn man dann schon absieht von meiner ungeregelten Vorbildung und hauptsächlich das Augenmerk richtet auf meine Liebe zu Volk und Schule und auf mein bestes Wollen in bezug auf schriftstellerische Tätigkeit, so meine ich, dürfte der Landesschulrat und das Ministerium mir sein Wohlwollen auch gegen diese letzten, teilweise doch nur formellen Schwierigkeiten, angedeihen lassen.

Ich habe mir erlaubt, ganz offen zu sprechen, ob Sie nun diese meine Ansicht dem gesamten Landesschulrate vorlegen oder nicht, das überlasse ich Ihrer Erwägung.

Ich sage nur nochmals, daß, sind die Vorbereitungsschwierigkeiten nicht zu groß und zu weitläufig und steht mir ein Posten in meinem geliebten Oberlande in Aussicht, ich mich vielleicht bereit erklären darf, meine gegenwärtige, unabhängige Stellung zu opfern

der schönen, großen Sache der Menschenerziehung, für die ich übrigens in jeder Lage leben und nach Kräften arbeiten werde.

Ihnen, Herr Rat, bin ich dankbar für das Vertrauen, daß Sie in mich setzen. Sollten Sie dasselbe im schlimmen Falle schon einem Unfähigen zugewendet haben, einem Unwürdigen gewiß nicht.

In aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenster

P. K. Rosegger.

Am nächsten Tage wurde an den treuen, vertrauten Doktor Adalbert Svoboda der folgende Brief geschrieben, der weniger entschlossen klingt:

Graz, den 6. Dezember 1873.

Lieber, geehrter Herr Doktor!

Durch Ihre freundschaftliche Anregung wiederholt zur Gewissenserforschung gebracht, komme ich auf das Resultat, daß ich mich zwar kenne, daß ich auch weiß, welchen Standpunkt ich als Schriftsteller einnehmen kann, daß es aber dennoch nicht zu bestimmen ist, welche Wendung meine geistige Tätigkeit noch nehmen wird. Das hängt von tausend Umständen ab. Ich bin und werde das bleiben, was man so einen „Volks- oder Naturdichter" nennt. Der Begriff dieser Bezeichnungen ist ohnehin weit genug und vermittelst fleißigen Studiums kann ich als Volksdichter ja auch Salondichter, als Naturdichter Kunstdichter sein, sobald man meine Schriften im Salon lesen und die Form derselben künstlerisch gelten lassen wird. So denke ich mir mein Ziel, nach dem ich strebe. Aber aus dem, was man so „Salon" und „Gesellschaft" nennt, werde ich den Stoff zu meinen Arbeiten schwerlich schöpfen, weil mein Charakter, der sich kaum mehr so wesentlich ändert, nicht dafür geartet ist. Dessen bin ich mir bewußt und war es schon vor zehn Jahren.

Somit ist mir meine Laufbahn vorgemerkt und nun handelt es sich darum, auf diesem Felde die höchstmögliche Vollendung zu erreichen, entweder als Erzähler oder als Dramatiker oder als Lyriker oder gar als — Didaktiker. (Letzteres liegt mir auch so ferne nicht und käme vielleicht, wenn ich mich der Schule widmete, zum

Durchbruche.) Können nun in diesem angedeuteten Felde des „Volksdichters" für denselben überhaupt die Existenzbedingungen liegen, so wäre es nicht gerade notwendig, meine gegenwärtige Selbständigkeit aufzuopfern, um einen Posten anzunehmen, dem übrigens noch lange nicht jeder gewachsen ist, der „Volksschriftsteller" heißt.

Ich habe große Neigung für das Schulfach und ich bin noch so viel Idealist, daß ich meine gegenwärtige, angenehme Stellung mit Freuden hingäbe, daß ich im schlimmsten Falle der Schriftstellerei entsagen wollte, wenn ich wüßte, daß ich für das Wohl der Schule unseres Landes wesentliches wirken könnte. — Wenn ich jedoch als Bezirks-Schulinspektor etwa nur eine Figur sein sollte, die man nach Belieben und Bedarf hin und wieder schiebt, die keinen Einfluß hat, wohl aber Verpflichtungen und Verantwortungen gegen Unten und gegen Oben — dann würde ich freilich meine gegenwärtigen, wenn auch nicht sorglosen Verhältnisse zehnmal vorziehen.

Das sind so die Bedenken dafür und dagegen.

Abgesehen von allem aber erscheint mir ein freies, unabhängiges Schriftstellerleben als das schönste Los.

Ich habe Ihnen, verehrter Herr Doktor, diesen Brief geschrieben, weil ich mich schriftlich klarer auszudrücken verstehe, als mündlich und weil Ihnen so ein Briefchen weniger Zeit wegnimmt, als ein persönlicher Besuch. Durch Nachdenken und Beratungen mit Ihnen wird mein Entschluß nach und nach schon zur Reife kommen.

Eben läßt mich Herr Dir. Cyller*) wieder ersuchen, ihm meine Vorrede für „Zither und Hackbret" (zweite Auflage) zu übermitteln, um sich über die neue Einteilung meines Büchelchens zu unterrichten. Seien Sie, Herr Doktor, mir doch ja nicht böse, daß ich drängen muß und daß ich Sie überhaupt so oft mit Manuskripten zum Durchlesen beschäftige, respektiv belästige. Bei dieser Vorrede aber tat es schon deshalb not, weil Ihr Name darin vorkommt und ich will, daß er vorkomme, deswegen aber verpflichtet bin, Ihnen das Manuskript vorzulegen.

Über meinen „Waldschulmeister" wage ich nicht mehr zu spre-

*) Verlag Leykam, Graz.

chen; das Buch scheint Ihnen keinen Eindruck gemacht zu haben. Nun will ich es eine Weile liegen und recht reifen lassen; ich will darüber speziell noch Studien machen. Schon bisher habe ich an dieses Buch meine reinsten Absichten gelegt, das ist aber nur der erste Anflug; der „Waldschulmeister" muß mein Meisterwerk werden.

Mit herzlichem Gruße, Herr Doktor Ihr

P. K. Rosegger.

Weitere Schriftstücke über das „Schulinspektorat" finden sich nicht unter den Aufzeichnungen. So wäre nur aus der Erinnerung beizusetzen, wie ich nähere Erkundigungen über die Sache einzog, mich selbst ob meiner Eignung prüfte, dann auch einige Studien über Beruf und Amt eines Volksschulinspektors machte, deren Resultat mich bestimmte, abzulehnen. Mir ward klar, daß ich die Freiheit nicht mehr entbehren konnte, daß mir die persönliche Selbstbestimmung zu lieb geworden war und daß ich auch vor der größeren persönlichen Verantwortung, die eine solche Selbstbestimmung zur Folge hat, nicht zurückschreckte. Hingegen schreckten mich die schulmäßigen und bureaukratischen Vorschriften, die ein Schulinspektor einzuhalten hat und wodurch seine persönlichen pädagogischen Absichten und Kräfte oft eher gehemmt als gefördert werden. Mir schwebten über Schule und Unterricht ganz andere Ideale vor, als die gesetzlichen Bestimmungen und die geübte Praxis verfolgten. Ich wäre, wenn schon vielleicht nicht den Schülern, nicht den Schullehrern und nicht dem Volke, so gewiß den oberen Behörden ein recht unliebsamer Bezirksschulinspektor geworden. Obendrein nicht auf gewöhnlichem Wege dazu gekommen, im Lehramte theoretisch nicht fest beschlagen zu sein — es hätte mir ein unerquickliches Leben bereitet, ohne in meinem Sinne etwas wirken zu können.

Zu jener Zeit las ich Briefe von Adalbert Stifter, der Landesschulinspektor in Oberösterreich gewesen und der nicht genug klagen konnte über die Widerwärtigkeiten dieses Amtes, die seinem wirklichen Berufe, als Dichter der Menschheit das Gute und das Schöne zu lehren, oft geradezu entgegenwirkten.

Ich habe also, dankbar für die mir zugedachte schöne Stellung und Auszeichnung, unter Begründung meiner vielen Bedenken, abgelehnt. —

Hingegen begann zu jener Zeit mich ein anderer Gegenstand zu beschäftigen. Es waren mittlerweile meine „Schriften des Waldschulmeisters" erschienen und da hatte es sich gezeigt, daß man auf mich hören wollte, wenn ich als zwar ungeschulter Erzieher und Volksmann sprach. War das der Fall, dann durfte ich nun sozusagen eine Privatanstalt gründen, in welcher ich in meiner Weise dichten und lehren konnte. Immer lebhafter und greifbarer wurde der Plan, eine Monatsschrift herauszugeben. Das alte Haus Leykam in Graz, dem ich einen Plan vorlegte, fand sich geneigt, den Verlag und alles Geschäftliche einer solchen Monatsschrift zu übernehmen. Und so ist im Jahre 1876 der „Heimgarten" entstanden.

Wie ich von allem Anfange an mir diese Volkszeitschrift dachte, davon spricht ein Schreiben an meinen Berater Svoboda.

Krieglach, 28. Mai 1876.

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Da ich Sie ersucht habe, mir beim Heimgarten-Prospekt behilflich zu sein, so ist es doch nötig, den Standpunkt noch näher klar zu stellen, von dem aus ich das Blatt zu leiten gedenke.

Die Phrasen von Humanität und Toleranz sollen mir nicht Phrasen, sollen mir Gesetz sein. Ich werde die Meinungen der

Individuen und der Parteien respektieren und nur die extremen Richtungen bekämpfen. Ich werde dem Jesuitismus nicht huldigen und auch nicht den Konsequenzen der modernen Naturwissenschaft. Ich habe die Überzeugung an mir und anderen gewonnen, daß der Geist, die Philosophie der heutigen Naturwissenschaft nicht in das Volk bringen darf. So lange es mir gelingt, die „schöne Lüge“ von Menschenglück und Ideal zu singen, bin ich Poet, der dem Menschen nützt; der Materialismus aber füllt die Welt mit Gemeinem aus und läßt keinen Platz für Priester, Dichter, Künstler und andere Idealisten.

Mehr hat der Poet mit dem Priester gemein, als mit dem Materialisten. — Das ist und bleibt meine Überzeugung, zu welcher mich teils die Erfahrung, teils die Lektüre materialistischer Schriften gebracht hat. Auf andere Naturen mag die wissenschaftliche Richtung der Zeit ja anders wirken; mich macht sie glücklos und teilnahmslos für die Bestrebungen der Menschen, die kein anderes Ziel haben können, als tierisch den Kampf um's Dasein zu ringen, bis das unselige Tantalusgeschlecht endlich vernichtet ist. — Den geistig veranlagten Menschen möchte ich kennen, welchen der klippe Materialismus glücklich oder auch nur zufrieden gemacht hätte. Wir alle sind zerfahrene, friedlose, bis zur Pein selbstische Menschen und unser ganzer Trost wäre, daß wir so sein müssen?

Unsere Aufgabe ist, möglichst glücklich zu werden. Das ist mein Evangelium, das mir von Janitschek und anderen oft genug angefochten wurde. Andere mögen die sogenannte Vernunft protegieren, ich halte es mit dem sogenannten Herzen. Was ich auf diesem Grunde zu leisten vermag, das kann die Welt akzeptieren oder ablehnen, aber sie kann mit Fug nichts anderes von mir verlangen, als mir selbst gegeben ist. — Das ist meine Ansicht, sie schützt mich vor Hochmut und vor Demut.

Ich weiß es, Herr Doktor, daß ich hier nicht nach Ihrem Sinne spreche und ich fürchte, daß Sie von diesem Augenblicke an meiner Monatsschrift noch weniger Lebensfähigkeit zutrauen werden. Hingegen fürchte ich nicht, daß Sie mir deshalb Ihren Rat und Ihre Hilfe vorenthalten werden. Sie wissen zu gut, daß mein Blatt gar keinen Wert haben wird, wenn es ist, wie hundert andere Blätter auch sind; daß es nur dann Bedeutung gewinnt, wenn es

naturgemäß eine gewisse Eigenart verfolgt. Diese Eigenart wird also nicht immer mit der modernen Strömung gleichlaufen! Broterwerb ist bei meinem Heimgarten freilich eine Hauptsache, aber dem wird man selbstverständlich seine persönliche Überzeugung nie und nimmer opfern. — Allerdings ändert sich, wie Goethe sagt, die persönliche Überzeugung mit jeder Altersstufe; sie wird durch Erfahrung und Studium bedingt. Doch gerade dieser Ausspruch beweist mir, daß auch die Naturwissenschaft morgen eine andere sein wird, als sie heute ist. Wir sehen übrigens, welche Uneinigkeit auch heute unter den Gelehrten herrscht; das zeigen die endlosen Polemiken unter ihnen.

Das eben auch könnte einem das Gelehrtentum verleiden, daß es protzig ist; jeder Einzelne hält sich für unfehlbar, ist unduldsam gegen andere. Katheder so gut wie Kanzel sind arrogant und voller Hochmut.

In einem Schlußsatz dieses Schreibens gesteht der Verfasser, daß er selbst beziehungsweise in den Banden des Materialismus liege, allerdings nicht tatsächlich, nur philosophisch. Er hatte damals die vorlauten Ausleger des Darwinismus gelesen, sich ihnen gefangen gegeben und es bedurfte einiger Zeit, bis er wieder heimfand zu seiner ihm eigenen Weltanschauung.

In der Leidenschaft dieser Befreiungsarbeit war er allerdings ein paarmal daran, den Freund Dr. Svoboda zu verlieren, denn dieser war fanatischer Materialist aus Prinzip und suchte seine jüngeren Schützlinge heranzuziehen zu dem, was er für das Richtige hielt. Der junge Literat aber schlug heftig aus, das sei nichts für ihn und nichts fürs Volk und nichts für die Menschheit; im Materialismus müsse alles höhere geistige Leben ersticken. Die neue Zeitschrift werde also gegen den Materialismus sein und wieder die bewehrten Leuchten der deutschen und christlichen Ideale anzünden.

Eine gutgesicherte Stellung ausschlagen und gleichzeitig seinem besten, einflußreichsten Freunde Schach zu bieten — es war etwas gewagt für einen jungen Literaten, aber es war auch gewonnen. Der hochherzige Doktor Svoboda, der einige Jahre später selbst seine einträgliche Stellung der Überzeugung geopfert hat, wußte ein freimütiges Bekenntnis persönlicher Meinung wohl zu würdigen. Er blieb mir ein treuer Freund auch bei getrennten Lagern. Und der Heimgarten, den ich vierunddreißig Jahre lang geleitet habe, dürfte — glaube ich — den Entgang meines Wirkens als Volksschulinspektor genügend ersetzt haben.

Der Heimgarten.

Mit dem Tode meiner Frau im Jahre 1875 war ich friedlos geworden. Ohne Ruh wanderte ich im Gebirge umher. Draußen verging ich vor Heimweh, daheim vor Schmerz um die Verlorene. Und eines Tages im Spätherbst, als ich wieder auf zielloser Wander war, stand's in mir auf: So kann es nicht weitergehen. Du bist frei und haltlos, suche dir eine Pflicht! Stelle dir eine Aufgabe, die dich vielseitig beschäftigt, anregt, ermüdet, die dir Freude macht und Sorge, eine Arbeit, die oft vollendet ist und doch immer wieder begonnen werden muß — daß es stets eine Spannkraft gibt. Dein alter Plan! Verwirkliche ihn jetzt. Eine Monatsschrift für das Volk. Mache des Volkes Sache zur deinen und du wirst nicht mehr allein sein mit deinem Leiden. Aus dem Volk nimm es her, das Leben, das bunte, ernstheitere, tollustig-schmerzzuckende Leben, verkläre es ein wenig und gib es dem Volk zurück auf Blättern. Die Leute, frage sie nicht erst, was sie wollen, gib ihnen, was ihnen nottut. Gib ihnen Natur, Lebenseinfachheit, Redlichkeit. Sie vergessen die schlichten Sitten der Vorfahren — erinnere sie daran. Sie vergessen den natürlichen Rechts- und Gerechtigkeitsbegriff — erinnere sie daran. Sie vergessen der Kraft der Häuslichkeit, des

Segens der Familie, der gesunden Befriedigung, die in der körperlichen Arbeit liegt. Mahne sie!

Ihre Augen sind geblendet von dem Schillern und Flunkern städtischer Pracht, ihr Herz ist erregt von Modebegier, Genußsucht, Strebertum, ihr Kern verflüchtigt sich in seichte Alltagszänkerei, ihr Blut wird zu Galle und Gift. Sage ihnen, daß es eine Waldnatur gibt, erinnere sie an den Geruch der Erdscholle, an den Tau der Wiese, an das schlicht Ländliche, in dessen Einförmigkeit und scheinbarer Kleinheit die Größe des Lebens liegt. Erinnere sie an die Herrlichkeit ihres Volkes, als es noch ursprünglich war, an die Schönheit ihres Heimatlandes, soweit es noch ursprünglich ist, entfache ihnen zu dieser Heimat die Liebe! Rede zu ihnen gemütlich, wie der Zither Saitenspiel, rede zu ihnen ernsthaft, wie des Turmes Glockenklang, rede zu ihnen heiter und froh, wie der Lerche Sang auf dem Kornfeld.

In ihrer Trauer tröste sie, in ihrem Übermut mäßige sie, in ihren Verirrungen mahne sie, in ihren Lastern züchtige sie, in ihren Torheiten spotte sie scharf. Es gibt eine Wahrheit, die jeder fühlt und niemand sagt, sage du sie. Fürchte dich nicht vor Fürsten und Priestern, nicht vor den Reichen und nicht vor dem Pöbel. Sage die Wahrheit, wie sie in dir ist. Wie sie heute in dir ist. Es kann auch sein, daß morgen das, was dir heute als wahr schien, sich als Irrtum erweist, dann habe den Mut ihn einzugestehn, zum Zeugnis, wie hoch dir die Wahrheit steht. Ehrlich zu aller Zeit! das sei dein Wahlspruch! — Eine Zeitschrift in diesem Sinn bringt dir nicht Reichtümer aber Arbeit und Befriedigung, sie wird dir keinen großen Leserkreis gewinnen, aber eine wacker gesinnte dir

getreue Gemeinde und außerdem eine Schar von Feinden, die, wie Feuer das Eisen, deinen Mut stählen sollen.

So ist es hell vor mir gestanden und schon am nächsten Tage schrieb ich wegen dieser Zeitschrift die ersten Briefe. Es meldeten sich Verleger, Wiener und Leipziger Herren wollten mir das Blatt vortrefflich ausstatten. Das verfing nicht. Ich wollte keine Papierprobe-Ausgabe, keine Bilderausstellung, die das Blatt verteuert hätten. Bescheidene Ausstattung, ein leichtes flottes Fahrzeug, das sich gut zwischen Klippen hinsteuern läßt, das in wirtschaftlichen Stürmen nicht leicht untergeht, ein billiges Monatsblatt, das zu allem Volke gelangen kann, welches lesen mag. Leicht leserlicher Druck und Billigkeit des Blattes. Dazu brauchen wir weder Wiener noch Berliner, wir machen es in Graz. Das Korn soll dort, wo es wächst, gemahlen, das Brot dort, wo es gemahlen, gebacken werden. Bei der altrenommierten Firma Leykam fand ich die Stätte. Ich gab die ganze materielle Seite des Unternehmens dem Verlag hin und begnügte mich mit einem äußerst mäßigen Gehalt, für den ich mich verpflichtete, alles was ich je für die Öffentlichkeit schreiben würde, zuerst im Heimgarten abzudrucken, fremde Beiträge zu besorgen und das Blatt zu redigieren.

Meine literarischen Freunde rieten mir, den Inhalt zu erweitern, alle Gebiete des Lebens, der Kunst und des Wissens mit einzubeziehen. Das wäre etwas anderes geworden. Außerhalb des oben angeführten Programms behielt ich mir, je nach Umständen, alle Freiheit vor.

Jedes Heft der Monatsschrift sollte fünf Druckbogen fassen und einen einfachen Umschlag bekommen mit einem Titelbilde, das dann Jahrzehnt um Jahrzehnt gleich-

geblieben ist. Einiges Nachdenken machte der Titel. „Vaterländische Blätter", „Alpenrundschau", „Heimstube", „Das Volksbuch", „Sommerfrische", „Landleben", „Waldhaus" und dergleichen zuckten mir durch den Kopf. Freunde machten auch ihre Vorschläge, die stellenweise sehr lustig waren. Der eine wollte die Monatsschrift „Der Mond" nennen, der andere die Alpenzeitung „Das Griesbeil", ein dritter schlug den Titel „Der Bergschuh" vor, worauf ein vierter meinte, die neue Zeitschrift könne recht gut „Der Stiefel" heißen. Endlich fiel mir das Wort „Heimgarten" ein. In manchen Alpengegenden herrscht (oder herrschte) die Volkssitte, nach welcher die Dorfleute des Abends zum „Heimgarten", d. h. zu einem Beraten, oder gemütlichen Geplauder oder zu anderen geselligen Unterhaltungen sich zusammenfinden. Das deckte. Am 1. Oktober 1876 ist in Graz das erste Heft des „Heimgartens" erschienen. Die erste Auflage war in wenigen Tagen vergriffen, die Monatsschrift wurde im In- wie im Ausland auf das wärmste aufgenommen. Aber nun vermißte man die Bilder, vermißte pikante Erzählungen, sensationelle Neuigkeiten und derlei. So haben wir aber nicht gewettet.

Ich war so glücklich, beliebte, ja sogar berühmte Mitarbeiter zu gewinnen, die mir Beiträge gaben, welche mit dem Geiste des Unternehmens im Einklange standen. Als erster mein teurer Freund Robert Hamerling, der im Laufe der Jahre dem Heimgarten zahlreiche höchst wertvolle Beiträge geliefert hat, besonders zu erwähnen seine einzigartige Selbstbiographie, 6. bis 12. Jahrgang. Hamerling ist dem „Heimgarten" treu geblieben, bis zu seinem Tode im Jahre 1889. Die zweite Heimgarten-

stütze war Ludwig Anzengruber; dann nenne ich von den Alten noch Anastasius Grün, K. G. von Leitner, Alfred Meißner, Friedrich Bodenstedt, Berthold Auerbach, von denen Beiträge zu bringen der „Heimgarten“ so glücklich war. Diesen literarischen Häuptern jener Zeit, schloß sich die Reihe der Jüngeren an, unter welchen kaum einer der bedeutenderen Dichter und Schriftsteller der Zeit fehlte.

Mit solchen Kameraden zu arbeiten, war angenehm. Bald aber gesellte sich eine Redaktionsplage, die größer ist, als andere meinen. Die Dilettanterie! Eine nie versiegende Massenflut der Manuskripte von Leuten, die glauben, daß sie Dichter wären und es halt doch leider nicht sind. Unter den Tausenden solcher Zudringlinge fand ich innerhalb von dreißig und so viel Jahren kaum ein Dutzend, die ursprüngliches Talent hatten und nachher als Dichter oder Schriftsteller was leisteten. Ich hatte zum Schutz gegen die Dilettantenplage in meiner Zeitschrift zwei Anstalten gegründet, die „Postkarten des Heimgarten“ und den „Poetenwinkel“. In der ersteren entwickelte ich alle mir zu Gebote stehende Grobheit, um die Dichterlinge zu verscheuchen; der zweite war eine Unterkunftsstelle, wo solche, die sich nicht abweisen ließen und doch eine leidliche Fertigkeit in Versemachen hatten, gedruckt werden konnten. Der „Poetenwinkel“ war immer besetzt. Ich muß aber sagen, daß in dieser Rubrik auch manche wertvolle Perle aufbewahrt worden ist, schöne Gedichte poetischer Naturen, die sich später entfaltet haben, und manch innig Lied von solchen, die da kamen, einmal sangen und vergingen. In den ersten Jahren war ich bemüht, unbekannte, zumeist junge Einsender zu ermu-

tigen, richtete damit aber manchmal Unheil an, weil die Arglosen so leicht wähnten, sich mit Dichten fortbringen zu können und ihren eigentlichen Beruf vernachlässigten, aufgaben oder keinen anstrebten. So ist mein Herz hart geworden und ich fing an, die jungen oder neuen „Dichter" derb fortzujagen oder sie mit gar höflichen Worten zur Tür hinaus zu geleiten. Es hat sich mancher nicht übel berufen darauf, daß ich selbst einmal eines Gönners bedurft hätte, nicht bedenkend, daß etwa vor einem halben Jahrhundert in ganz Steiermark ich allein der Eindringling gewesen bin, während jetzt Hunderte vor den Toren der Zeitungen, Buchdruckereien und Theatern lauern, um ihre Gedichte, Novellen, Märchen, Romane und Dramen anzubringen. Indes darf der Heimgarten sich doch rühmen, aus der Menge der Dilettanten einige Echte herausgefunden und gefördert zu haben, die dem deutschen Schrifttum ein Gewinn geworden sind.

Bald in den ersten Jahren gab's einen mißlichen Zwischenfall. Ein Wiener Haus bewarb sich bei mir um die Herausgabe des Heimgartens und bot das dreifache des Gehalts und Honorars für Mitarbeiter. Auf diese Versuchung hin fragte ich bei Leykam an, ob man etwa geneigt wäre, unseren Vertrag zu lösen und so dem Blatt und mir eine bessere Existenzmöglichkeit zu gewährleisten. Leykam willigte, wenn auch nicht gerade gern, aber doch mit gewohnter Konziliantz in die Lösung. Als ich nun aber frei war, erklärte das Wiener Haus erst, daß es sein glänzendes Angebot nur für ein Jahr — ein Probejahr — mache. Da ein Jahr nicht genügt, um auf neuer Grundlage einen Erfolg zu zeigen, so brach ich mit Wien die Verhandlung ab und mußte nun neuerdings an Ley-

kam herantreten, ob er den Verlag des Heimgartens wieder übernehmen wolle. Leykam war einverstanden, strich mir bei dieser Gelegenheit aber einen Teil des früher gewährten Mitarbeiterhonorars.

Aus Besorgnis, daß es als geschäftliche Interessiertheit hätte aufgefaßt werden können, habe ich mich nie erkundigt nach der Abonnentenzahl des Heimgartens, vermute aber, daß sie die vielen Jahre hindurch zwischen vier- und fünftausend gependelt haben wird. Es war freilich kein Blatt, daß die Mitarbeiter sich aussuchen, die Art der Beiträge bestellen hätte können. Ich mußte warten, was mir meine literarischen Freunde zukommen ließen und was sonst einlief. Auch gestattete Nachdrucksmöglichkeiten lagen reichlich vor; mit solchen aus neuen Erscheinungen konnte man mehrfach fördernd wirken. Aus derlei Vorrat hatte ich das zu wählen, was mir für die Einheit meines Blattes ungefähr als geeignet schien. Alle Lücken hatte ich selbst auszufüllen, alle nötigen Zeitartikel selbst zu schreiben, überhaupt den Heimgarten nötigenfalls mit meiner eigenen Feder zu versorgen. Da alles, was ich innerhalb 34 Jahren schrieb, zuerst in diesem Blatte erscheinen mußte, so darf wohl geschätzt werden, daß von den 34 stattlichen Bänden die Hälfte meiner Feder entstammt, entweder unter meinem vollen Namen oder unter der Chiffre R., oder den Decknamen Hans Malser und J. Richter. Der größte Teil dieser Sachen ist später in Buchausgaben erschienen. Und immerhin wären noch mehrere Bände aus dem Heimgarten zu ziehen — aber es ist des grausamen Spieles genug.

Das ursprüngliche Programm hat im Lauf der Jahrgänge zwar etliche Löcher bekommen, im ganzen aber

ist die Richtung zu jenen Idealen eingehalten worden. Ich habe mir erst vor kurzem ein Jahr gegönnt, um eine Rückschau auf die Bände des Heimgartens zu halten; da sah ich, daß alle wichtigen Ereignisse des Landes von einem bestimmten persönlichen Standpunkt aus, größtenteils künstlerisch und im ethischen Sinne, behandelt sind. Dann eine Unmenge von Anregungen nationaler, sozialer Natur, wovon viele durchgeführt wurden und einzelne großen Erfolg hatten. Manchen Zeitfragen und Ereignissen sind philosophische und religiöse Betrachtungen gewidmet. Ferner begeisterte Förderung heimischen Schrifttums, Darstellung der Schönheiten der Alpen, der Vorzüge ihrer Bewohner, mit Ausblicken in die fremde weite Welt, in einer Art, daß sie die Heimatsliebe immer noch steigern. Allerdings auch vom ersten bis zum letzten Bande ein Tagebuch der persönlichen Schicksale und Erlebnisse des Herausgebers. Mit dem 30. Jahrgang setzte eine besondere Tagebuchform ein, die notizenartig Leben, Sinnen und tägliches Verhältnis des Verfassers zur Zeit und ihren Ereignissen berührt, noch manche alte Erinnerung bringt und neue Bildchen aus dem Volke. Unbefangen und oft streitlustig packte der Mann allerhand Fragen an, wie er sie mit seinem Auge sah, so daß er oft Wahrheiten zu sagen vermeinte, die in anderer Augen wie Irrtümer erschienen, und doch wieder von vielen als Wahrheiten empfunden und weitergetragen wurden. Wer schon nicht einverstanden war mit der Meinung, der achtete den Freimut und die Redlichkeit. Dieses „Tagebuch des Heimgärtners" hat so eine Art von Ruf bekommen, es wurde stückweise in zahllosen Blättern Österreichs und Deutschlands nachgedruckt.

Diese unbeabsichtigte aber willkommene Reklame, die sich der Heimgarten gemacht, war ziemlich die einzige. Er verlegte sich auch nie auf ein Inseratengeschäft bei seinen dünnen Heften. Was gerade so daherkam, das fand auf den Umschlagseiten Platz; selten, daß ein Annoncenblättchen beigegeben wurde. Der Jahrespreis für den Abnehmer war bei dem ersten Jahrgang 3 Gulden 60 Kreuzer, bei dem 34. Jahrgang 7 Kronen 20 Heller. Also im Laufe eines Dritteljahrhunderts, während die Preise der Dinge und Arbeitskräfte sich verdoppelten, ist der „Heimgarten" nicht um einen Heller teuerer geworden! Nach solcher Bescheidenheit ist es erklärlich, daß der Verlag nur ein kleines Honorar für die auswärtigen Mitarbeiter eignen konnte und daß ich mich absand mit einem geringfügigen Redakteurgehalt, welches gleichzeitig als Honorar für alle meine Beiträge galt. Im übrigen war es bei dem Verlage Leykam gut arbeiten. So wie er einerseits tatsächlich selbst Opfer brachte dem idealen Zweck des Blattes, so hat er mir anderseits nie, auch nicht ein einzigmal, ein Wort dreingeredet, wenn der Heimgarten Dinge brachte, die den Abnehmerkreis eher abstießen als anzogen. Und das geschah oft. Neben den heiteren, schwankhaften Geschichten, die beliebt waren, gab es gar ernsthafte Sachen, Spott und Tort gegen die Torheiten der Leute und leidenschaftliche Sittenpredigten. Es fiel auch jährlich eine Anzahl von Abonnenten ab, während immer ungefähr so viel neue ankamen. Ein Lesergrundstock aber blieb, und es gibt in Österreich wie in Deutschland und in den Kolonien Abnehmer des Heimgartens, die gleichen seit seinem Bestehen.

Nachfragen neuerer Abonnenten nach alten Jahr-

gängen können, so viel man hört, oft nicht mehr befriedigt werden, es gibt einzelne Jahrgänge, die von Liebhabern für teures Geld gesucht werden.

Recht bald nach Gründung des Heimgartens war zu merken, daß er einen andern Leserkreis um sich versammelt hatte, als den von mir gedachten. Mir schwebte zwar nicht gerade das Bauerntum vor, das ja kaum liest, aber doch der breite, schlichte Teil des Volkes. Nun aber kamen die Gebildeten des Mittelstandes mit ihren weiteren Interessen. Und da die Abnehmer zwar schütter, aber weithin zerstreut waren, in Graz und in Dresden, in Riga und in Neuyork, so konnte ich den Bildungsgrad meiner Leser nicht mehr schätzen und redigierte blindlings drauflos. Ich dachte nimmer dran, was etwa den Leuten gefallen mochte, sondern gab, was mir gefiel. So kam jene Geschlossenheit in das Blatt, die den Gefallen der Menschen erweckt und ihm ihre Zuneigung bewahrt hat. In St. Franzisko soll der Heimgarten ins Englische übersetzt eine zeitlang erschienen sein; wenn das wahr ist, so weiß ich nicht, was die am Stillen Ozean mit meinen steirischen Waldgeschichten und Greinereien über deutsche Unsitten werden angefangen haben.

Zeitweilig war Not an rechten Mitarbeitern. Mancher machte es vielleicht besser, aber mir nicht recht. Es hörten sich Stimmen, ich solle den ganzen Heimgarten allein schreiben. Aber auch ich machte mir's nicht immer recht. Es gab Zeitläufte, da alles aus dem Geleise zu weichen schien, da die durch mein Programm anzustrebenden Ziele nicht verstanden wurden, überflüssig zu sein schienen, da sie ganz wüst bekämpft waren. Die „Bergpredigten“ wurden stürmisch angefochten, der „Gottsucher“, „Jakob

der letzte" fanden leiderschaftlichen Widerpart. Und manch arglose Bemerkung meinerseits weckte die Entrüstung der Parteien. Ich jedoch konnte von einer Richtung, die in meiner Natur lag, nicht weichen. Es gab mancherlei Entgleisungsgefahren auch für mich, aber dann kamen doch wieder Epochen, da man sich sehnte, da man schrie nach Heimat, Häuslichkeit, Landleben und Schollenglück und da ich sah, mein Heimgarten wäre am Platz.

Mehrmals kam der Rat, den Heimgarten aufzulassen und mich auf ein größeres Werk zu konzentrieren. Anderseits hat die Zeitschrift den zur Weltflucht Neigenden gezwungen, sein Auge für die Angelegenheiten der Zeit, für das Leben aufzutun; ohne diesen Blick gibt es ja kein fruchtendes Schaffen. Die Ewigkeit besteht aus Tagen und so kann auch Journalistenarbeit einen tieferen Wert gewinnen, wenn stets der Gedanke an das Ewige mitspielt.

Als ich nun so vierunddreißig Jahre lang, vom 33. bis zum 67. Lebensjahre, diese Monatsschrift geleitet und größtenteils selbst geschrieben hatte, war ich müde geworden. Da weder der Verlag noch ich das Blatt gerne aufhören ließen, so wurde auf meinen Wunsch die Leitung desselben meinem Sohne Hans übertragen, der wohl etwas moderner einsetzt, aber doch den Heimgarten nach seinen ursprünglichen Grundsätzen gewissenhaft weiterzuführen trachtet.

Unter Zensurplagen.

In Österreich — so schrieb ich im Jahre 1899 — ist es nicht lustig, Schriftsteller zu sein. Es ist kein Wunder, daß wir — trotz unzerreißbarer Liebe zu unserem Heimatlande — literarisch hinaustrachten ins Deutsche Reich, das in unseren Augen ein wahres Land der Freiheit ist. Zwar haben sie dort in Preßsachen das sogenannte subjektive Gerichtsverfahren, das heißt, das Vergehen oder Verbrechen wird nicht durch die Beschlagnahme der Schrift, durch die Schädigung des Unternehmens gesühnt, sondern an der Person des Täters selbst bestraft. Ein Schriftsteller, der etwas Gesetzwidriges gegen den Fürsten, die bestehende Ordnung oder die Religion veröffentlicht, kommt auf die Festung. Doch, das muß schon ein großer Brocken sein, der dort als gesetzwidrig gerichtlich verfolgt und vor Geschworenen verurteilt wird. Um ähnliche Preßfreimütigkeiten, wie sie in Österreich täglich der Gegenstand von Konfiskationen und Gerichtsverhandlungen sind, kümmert sich dort kein Polizeibeamter und kein Staatsanwalt. Ja, der ehrliche Freimut des Schriftstellers wird in Deutschland vom Gesetze geschützt und von den Behörden gewürdigt; bei uns wird er verdächtigt, verfolgt, während der ausübende Beamte doch selbst oft persönlich mit der Meinung des gemaßregelten Schriftstellers einverstanden sein dürfte. Man könnte in dieser großen Ängstlichkeit vor

dem literarischen Geiste leicht eine Mißachtung unseres Staates erblicken, als ob er einer offenherzigen Presse nicht mehr gewachsen wäre. Ich habe noch immer so viel Vertrauen zu unserem alten Österreich aufgebracht, um zu wissen, daß es durch die öffentliche Meinungsäußerung einzelner, die noch dazu in anständiger Form gehalten ist, nicht Schaden leiden kann. Ein Staatsgebilde hat ja auch nur dann für den einzelnen einen Wert, wenn es die Persönlichkeit schützt, ihre naturgemäße Betätigung achtet, ihr das Recht gibt, in ihrer Eigenart sich zu entwickeln und auszuleben. Der Mensch, wenn er ein ganzer ist, wird sich, besonders in großen Gewissens- und Lebensfragen, niemals wie ein willenloses Herdentier behandeln lassen; ein Staat, der das versucht, würde gerade die besten seiner Bürger zu seinen Gegnern haben. Nun, das nebenbei. Was die Sache betrifft, so würde ich ganz willig im Falle einer leidenschaftlichen schriftstellerischen Übereilung einmal ein halbes Jahr auf der Festung sitzen, wenn es mir in aller übrigen Zeit erlaubt wäre, meine Meinung mit demselben Freimut zum Ausdruck zu bringen, wie es in Deutschland möglich ist.

Seit fünfundzwanzig Jahren ringe ich, der gemäßigte Schriftsteller, in Graz mit einer Macht, die zu stark ist, um ihrer Herr zu werden, und zu schwach, um mich unterzukriegen. Das ist die Polizei. Trotz allen persönlichen Wohlwollens, das ihre maßgebenden Beamten mir zu schenken scheinen, ist ihre stets drohende Macht für mich ein wahrer Alp. Unmittelbar, lebendig und heiter ausgreifend wie an anderen Orten Österreichs und Deutschlands, hätten sich auch in Graz meine humoristischen Vorlesungen entwickeln können, wenn die Polizei, der in

dieser Stadt vor einer Vorlesung jede Zeile Text unterbreitet werden muß, nicht jeden frischen Atemzug ersticken würde. Stücke, die schon zwanzigmal zensuriert und öffentlich gelesen worden, müssen vor der einundzwanzigsten Vorlesung wieder in die Zensur. Weiß nicht, wodurch ich mir das Mißtrauen der Behörde zugezogen habe, denn zwischen redlichen Leuten sollte doch schon die mündliche oder schriftliche Versicherung gelten, daß der Vorleser seit der letzten Zensur nichts Ungehöriges in sein Manuskript praktiziert hat.

Es geht an dieser Stelle leider nicht an, beispielsweise Wörter oder Sätze anzuführen, die mir die Grazer Zensur gestrichen hat, ich kann nur versichern, daß ich vor Staunen manchmal geradezu sprachlos gewesen bin. Nach der Gesetzauffassung ist die Zensur sicherlich im Rechte gewesen, man frägt sich nachher nur, weshalb nicht auch in Wien, Prag, Innsbruck usw. die Zensur einer gleichen Gesetzdeutung huldigt. Denn in diesen Orten ist mir nie auch nur ein Wort gestrichen worden, ja außer in zwei oder drei Fällen in Wien, bin ich überhaupt nirgends aufgefordert worden, mein Vorlesungsmanuskript der Zensur zu unterbreiten. Wenn ich für andere Orte eine Auswahl von achtzig Vorlesestückchen habe, so darf ich in Graz deren nur etwa zwanzig lesen, in denen nichts gestrichen wird, oder die bei Unterbreitung nicht ganz unterdrückt würden. Und ich hatte stets geglaubt, in Graz eine eben so gebildete Zuhörerschaft zu haben, als in anderen Städten. Denn daß vor ungebildeten Leuten die Verantwortung des Vorlesers eine größere ist, weiß ich wohl selbst. Doch auch da — als ich vor kurzem in Wien vor fünfzehnhundert feurigen Sozialdemokraten das erste-

mal las, hat sich keine Polizei um mein Programm gekümmert — und es ist auch so ganz anständig hergegangen.

Ich gebe ja gerne zu, daß es oft nebensächliche Dinge sind, die von der Zensur gestrichen werden, daß ihr Wegbleiben das Ganze so wenig gefährdet, als ihr Dableiben — aber was uns freie Menschen, Schriftsteller und Vorleser verletzt, beziehungsweise geradezu empört, das ist die willkürliche Bevormundung in Sachen, worin doch der Ausübende naturgemäß mehr verstehen und einen feineren Takt haben muß, als ein von hundert anderen Obliegenheiten beanspruchter, gewöhnlich wenig poetisch veranlagter Polizeibeamter.

Wie unvergleichlich unbefangener und frischer würde sich der „Heimgarten" gestaltet haben, wenn der Dämon Zensur nicht so bleischwer auf ihm lastete. Die sieben Konfiskationen, die ihm seit seinem Bestehen passiert sind, haben mich belehrt, wo in Graz die Grenze gezogen ist zwischen dem, was man sagen darf, und was man für sich behalten muß. Das letztere ist der weitaus größere und wohl auch der bessere Teil. Nicht die Konfiskation und die damit verbundenen Umständlichkeiten und Kosten sind dabei das schlimmste, als vielmehr der Druck und die Befangenheit bei dem geistigen Schaffen, wie weit man wohl gehen dürfe, um das, was man zu sagen hat, annähernd so ins Publikum zu bringen. Ist ein Wort nicht ganz glücklich oder diplomatisch gewählt, so wird das fertiggestellte Heft mit Beschlag belegt und der ganze Artikel, in welchem das ungeschickte und treuherzige Wort vorkommt, herausgerissen und gelegentlich durch Zuchthäusler eingestampft.

Man kann freilich „rekurrieren". Doch, wozu das?

Daß einem Recht gesprochen werde? Das Recht ist ohnehin selten zweifelhaft. Daß die konfiszierte Nummer zurückgegeben werde? Das würde nichts mehr nützen, weil die neue Ausgabe ja längst hergestellt sein muß. Die Zensur hat nicht bloß die Absicht, die Verbreitung unliebsamer Schriften zu verhindern, sondern auch den Autor oder dessen Verlag zu schädigen. Anderseits soll diese Schädigung keine Strafe sein, als solche mangelt ihr manches Merkmal, besonders der verhältnismäßige Grad. Z. B. hier wird ein leichtes Preßvergehen mit der Wegnahme von achtzigtausend Exemplaren gebüßt, dort ein schweres Preßverbrechen mit der Konfiskation von wenigen Stücken, die zufällig erwischt werden, geahndet. Damit ist's abgetan. Eine gesetzliche Strafe jedoch muß im Verhältnis zur Größe des Vergehens geregelt sein. Die Grazer Zensur pflegt allerdings nur an jedem Exemplare den einen Bogen zu behalten, der den beanstandeten Artikel enthält, aber das Heft ist doch zerrissen und muß unter Weglassung der Missetat durch Neudruck und Buchbinder noch einmal hergestellt werden. Doch bestraft wird man nicht, es wird einem nur was weggenommen.

Übrigens bin ich mit jeder Maßregelung stärker und zielbewußter geworden — ohne Trotz und Verbitterung. Daß sich aber unter solchem Drucke bei unseren Autoren kein freier, künstlerischer Stil zu entwickeln vermag, daß die männliche Wahrhaftigkeit der Schriftsteller sich nur schwer entfalten kann, das ist begreiflich. Es bildet sich eine vage Leisetreterei aus, eine duckmäuserische Zweideutigkeit und Zwischendenzeilenleserei — Hinterhältigkeiten, die nur der noch zur Not überwindet, dem sein Beruf über alles geht. — Und da wundert man sich,

wenn Schriftsteller ihre Kollegen im Reiche beneiden, oder es auch so gut haben möchten, bis einer und der andere wirklich sein Bündel schnürt und auswandert. — „Ist kein Schad' drum!" höre ich jene Leute sagen, die eine solche Zensur für ihren Schutz zu benötigen glauben.

Es fällt mir ja um Gottes willen nicht ein, für mich, als einen, der's halt nicht besser versteht, Sonderrechte zu beanspruchen. Allein, ich lebe unter dem Eindruck, daß andere Blätter sich einer ungleich größeren Freiheit erfreuen, obschon selbe auch noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Mich freut es von Herzen, daß die Klerikalen, wie die Sozialdemokraten manchmal von der Leber weg reden dürfen. Sie schaden damit dem Staate nicht, sie bringen Leben und Entwicklung in ihre Leserkreise. Warum ist dem „Heimgarten" die Lebensluft des Schriftstellers, das freimütige Wort nicht in demselben Maße gestattet? Da wir schon unser volles Recht nicht finden können, so verlangen wir wenigstens gleiches Recht!

Der „Heimgarten" ist im Laufe der Jahre leider sehr zahm geworden. Er wagt es nicht mehr, z. B. Aussprüche von Kaiser Josef II. abzudrucken, oder in einem humoristischen Gedichte zu behaupten, daß es fromme Leute gibt, die den Fasttag predigen, dieweilen sie beim Braten sitzen, oder das Wort „Pfaffe" in geschichtlichem Sinne zu gebrauchen, oder den lieben Gott in steirischer Mundart Tater zu nennen. Er wagt es nicht mehr, Unsicherheiten in Graz zu rügen, weil die Polizei sich dadurch getroffen fühlte. Er wagt es nicht, den christlichen, durch Tolstoi neuerdings verbreiteten Grundsatz von der Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit auch auf die Militärstaaten anzuwenden, oder endlich die hehre Persönlichkeit Jesu auch

in seiner menschlichen Seite uns näher zu rücken. Der „Heimgarten" wagt das nicht mehr, denn mit ähnlichem hat er schon schlimme Erfahrungen gemacht.

Wie erst, wenn man sich zu bedeutenderen Ideen versteigen wollte! Jene meiner Werke, von denen es heißt, daß sie die besseren wären, als die „Schriften des Waldschulmeisters", „Der Gottsucher", „Jakob der letzte", „Das ewige Licht" und andere, sie hätten nicht in ihrer gegenwärtigen Form im „Heimgarten" erscheinen dürfen, sie wären, soweit derselbe Geist regiert, ungedruckt geblieben, oder höchstens unter vielen Verstümmelungen freigegeben worden. Ein paar der angeführten Erzählungen sind im „Heimgarten" allerdings erschienen, aber unter großen Weglassungen und Verwässerungen.

Nun, unter Umständen wäre das am Ende kein so großer Verlust. Wie aber wenn Anzengruber oder Grillparzer, oder gar Goethe und Schiller das Glück gehabt hätten, unter den Grazer Verhältnissen zu leben und zu schaffen? Und vollends Klopstock, den man den heiligen Sänger nennt! Wie ist dieser Mann mit den Dogmen umgesprungen? Nein, nein, was vor der Revolution in Deutschland gestattet war, das ist nach derselben bei uns verpönt. So weit sind wir — voraus.

Voraus sage ich, denn die betreffenden Leute meinen allen Ernstes die Unterdrückung der Persönlichkeit, die Unterdrückung des freien Geistes bereite eine glückliche Zukunft vor. Wenn sie das wirklich wollen und glauben, dann ist ihr Gebaren ja in höchstem Grade zu achten. Ob sie sich irren oder nicht, das ist eine andere Frage.

Persönliche Mißgunst ist es selbstverständlich nicht, was die Grazer Zensur so strenge macht. Vielmehr das

gewissenhafte Bestreben, dem Staate recht zu dienen und nichts in die Öffentlichkeit zu lassen, was irgendeiner maßgebenden Gesellschaftsklasse zuwider sein könnte. Ob aber die Zensur dafür da ist, darüber zu wachen, daß der Humorist mit seinem Papierpfeil nicht einmal zufällig einen reichen Bäcker oder einen feisten Fleischer oder einen aufgeblasenen Gecken trifft, das wäre doch erst zu entscheiden. Nach meiner Meinung könnte die Polizei es in vielen Fällen den „Beleidigten" selber überlassen, sich Genugtuung zu verschaffen. Ihr Leitfaden wäre nur das Gesetz, gut verstanden durch einen gescheiten Kopf und ein wohlwollendes Herz.

Einmal hatte mir der Polizeidirektor auf meine Beschwerde geradezu ins Gesicht gesagt, die Zensur habe die Pflicht, alles zu verhindern im Schrifttum, was irgend jemanden gegen den Geschmack oder sonstwie unangenehm sein könnte! — Sie maßt sich also auch die ästhetische Kritik und weiß Gott, was alles an. Es ist trostlos. —

Zum Schlusse dieser Auslassungen wird, wenn sie im „Heimgarten" erscheinen, der Leser nachdenklich sein Haupt heben und sich sagen: Wenn diese freimütigen Gedanken und Darstellungen über die Grazer Zensur nicht konfisziert worden sind, so wird es wohl doch so schlimm nicht sein.

Ich hatte wirklich den Mut, diesen Aufsatz damals im „Heimgarten" zu veröffentlichen, und siehe — er wurde nicht konfisziert. Die Zensur schämte sich, besserte sich. Sie wollte mich Lügen strafen, und ich habe diese Strafe gern angenommen.

Dramatische Versuche.

In einer Winternacht des Jahres 1890 träumte mir, der Gaugel-Blas hätte den Kreuzjäger erschossen, er stehe deswegen vor Gericht, leugne es aber. Da kommt die Witwe des Erschossenen als Hauptzeugin, sagt jedoch aus Erbarmen mit dem armen Sünder nicht gegen ihn aus, was diesen so tief rührt, daß er sich nun selbst als den Täter bekennt. — Nach diesem Traume erwachte ich, der Herzschlag ging mir lebhaft, ich war von der Erscheinung ganz und gar erfüllt. Am nächsten Tage schrieb ich in Bauernmundart die kleine Geschichte „der Gaugel-Blas", die hernach im „Heimgarten" abgedruckt worden ist. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieses Heftes schrieb mir ein Freund, der Dichter Richard Voß aus Berchtesgaden: „Liebster! Aus diesem Gaugel-Blas mußt du ein Theaterstück machen, du mußt! Ein herrlicher Stoff!" — Was sollte ich tun, als ein wenig lächeln? Ich ein Theaterstück schreiben! Und aus dieser Geschichte, die mir so gar nicht knetbar schien, um sie in so und so viel Akten stilgerecht auf die Bühne zu bringen. Anstatt ein Stück daraus zu machen, schrieb ich eine größere hochdeutsche Erzählung über den Gaugel-Blas, und damit glaubte ich die Sache vom Halse zu haben. — Vier Monate später, an einem Herbstmorgen, als ich noch im Bette liegend darüber nachdachte, was an diesem Tage zu

unternehmen wäre, denn ich fühlte mich nach einer überstandenen Krankheit wieder aufgelegt zum Arbeiten, kam mir ganz plötzlich der Gaugel-Blas in den Sinn und in dem Augenblicke stand auch der dramatische Aufbau für ein Theaterstück klar vor mir. Ich stand auf, begann zu schreiben und an dem Abende desselben Tages war der erste Aufzug fertig. Fünf Tage später sah ich zu meiner eigenen Überraschung, daß ich ein Stück geschrieben hatte, welches den Titel führt: „Am Tage des Gerichts." Und nun kam das Nachdenken und Messen und Fügen, ich war gerne geneigt, das Stück zu zergliedern, anders zu bauen, um es bühnengerecht zu machen, allein es stellte sich heraus, daß die Arbeit in der ursprünglichen Form bleiben mußte, um einfach und folgerichtig zu sein, daß sie aber in dieser Form kein Stück nach dem ästhetischen Leisten war. Das macht nichts, wenn nur der Gehalt etwas bedeutet, und des Gehaltes wegen war mir nicht bange. — Ich hatte mich vorher schon ein paarmal mit kleinen dramatischen Szenen und Einaktern versucht, die rasch aufgeführt, beklatscht und verschwunden waren. Dann war ich von Theaterdirektoren und Schauspielern angegangen worden, einmal ein größeres Stück zu schreiben, auch unser Grazer Direktor, Herr Alfred Schreiber, hatte mich wiederholt und lebhaft dazu ermuntert. Solche Leute können es, das Auffordern. Ob auch ich es konnte, das Stückeschreiben, das sollte der Mann nun beurteilen. Halb im Spaß und halb im Ernste schickte ich ihm das Stück, ihn um seine Meinung darüber ersuchend. Die Meinung kam postwendend: Das einzige, was da zu tun, rasch die Rollen herausschreiben, das Stück einstudieren und aufführen! — Ich war überrascht, das geht zu schnell,

so ist es nicht Sitte in deutschen Landen, wo die größten Dramatiker auf langen, mühevollen Wegen und nur durch allerlei Hindernisse zur Bühne gelangen. Ich hatte auf den Lorbeer des Dramatikers nicht allein willig verzichtet, sondern war ihm sogar ausgewichen, er ist allzu schwer und — allzu leicht zu haben. Anzengruber starb in Armut, Offenbach ward Millionär. Mich verlangte es nicht nach dem einen und nicht nach dem anderen. Ich entdeckte in mir weder dramatischen Beruf noch Lust, mein ruhiges Leben mit den Aufregungen der Theaterwelt zu vertauschen, also stand ich dem Antrage des braven Direktors, der einen anderen Dilettanten glücklich gemacht hätte, längere Zeit ziemlich gleichgültig gegenüber. Dann aber dachte ich: Du hast schon so vieles versucht auf dieser Welt, versuche auch das. Du hast ja immer bedauert, daß bei deinen Vorlesungen dein geistiges Naturell nicht recht zum Ausdrucke kommt. Wenn du ein spaßiges Stückel vorbrachtest, ein schelmisches Anekdotlein oder so was, da hieß es stets: Ein echter Rosegger! — Vielleicht ist doch dieses Schauspiel, geschöpft aus tiefstem Ernste des Lebens, ein noch echterer! Ich willigte zur Aufführung des Stückes und ein paar Wochen später las man auf dem Theaterzettel: „Theater am Stadtpark: Heute das erstemal: ‚Am Tage des Gerichts‘, Volksschauspiel in vier Aufzügen von —“ usw.

Das war Samstag, den 8. November 1890. Für diesen Tag war schon seit längerer Zeit eine Vorlesung von mir in Wien festgesetzt; eine angenehme Zerstreuung dort, während hier die Uraufführung stattfand. Schon als Dorfbursche hatte ich es so gehalten: wenn der Böller geladen war und der Zunder darangelegt, so ging ich

weit hinweg, damit beim Losgehen mir nicht etwa ein Scherben an die Nase fliegen konnte. Für mein Stück hatte sich in der steirischen Hauptstadt ein so lebhaftes Interesse, eine so gespannte Erwartung gezeigt, daß mir unheimlich wurde. Die Maßstäbe waren schon in die Länge gezogen, um den ersten dramatischen Versuch des Erzählers an den Meisterdramen Anzengrubers, Raimunds und Shakespeares zu messen, die Federn schon geschärft, um nichtentsprechenden Falles ihres Amtes zu walten. Ich fand mich ruhig, mein Gewissen war gut, ich wußte, das Stück hat einen Inhalt, welcher der Volksbühne würdig ist. Diesen Inhalt wird man erkennen; in bezug auf die Form wird man mich um so wohlwollender entschuldigen, als mancher der Kritiker selbst es erfahren, daß Kritisieren leichter ist, als Schaffen.

Also bin ich heiteren Gemütes nach Wien gefahren. Telegraphische Nachricht über das Schicksal des Stückes hatte ich mir verbeten, ich wollte für meine Vorlesung gesammelt sein und von nichts wissen, als von dem, daß es gilt, den lieben Zuhörern im Bösendorfersaale eine gute Stunde zu bereiten. Wir saßen unser neunhundert Freunde und Freundinnen auch so gemütlich beisammen, daß ich ganz und gar vergaß, wie zur selben Zeit in Graz die Hände klatschten oder die faulen Äpfel fliegen konnten. Nachdem ich gegen anderthalb Stunden gelesen hatte und das Programm noch immer nicht alle war, brach ich ab, damit aus einer guten Stunde nicht zwei schlechte würden. Denn ich war schon sehr erschöpft, las von Minute zu Minute schlechter und „schlamperter“. Doch die Wiener haben seit jeher Geduld gehabt mit meinen Schwächen; sie ehrten mich am Schlusse mit

rauschendem Beifall; ob fürs Lesen oder fürs Aufhören, das weiß ich nicht.

Nach der Vorlesung ein Stündchen mit ein paar Freunden, und dann ins Bett. Und nun huben die Bedenken an. Wie wird's in Graz sein? Die Würfel sind gefallen. In der heimatlichen Stadt, sozusagen vor den Fenstern der eigenen Wohnung durchzufallen soll nach dem Zeugnisse berühmter Zeitgenossen nicht sonderlich angenehm sein. Wenn es gut ausgefallen wäre, hätten sie mir doch telegraphiert, trotz des Verbotes. — Die Aufregung über das Schicksal eines neuen Buches, die Angst vor einer schlechten Aufnahme desselben kenne ich nicht. Wenn nur ich selbst mit dem Buche nicht allzu unzufrieden bin, nach der Meinung anderer frage ich kaum mehr. So sträflich leichtsinnig! Diesmal jedoch war es etwas anderes; dreißig Meilen weit von den Rampen hatte ich heftiges Lampenfieber die ganze Nacht. Auch körperlich war ich erschöpft und elend. Am Morgen — es war ein frostiger Nebelmorgen — schleppte ich mich zum Südbahnhofe. Dort sah ich eine Zeitung mit der Nachricht aus Graz des Inhaltes, daß das neue Volksstück viele Fehler habe und mit geteilten Gefühlen aufgenommen worden sei. — Glimpfliche Anzeige eines entschiedenen Durchfalles. — Also heim! zurück in Gottes Namen zur Stätte des Jammers. Mit so unbehaglicher Stimmung bin ich noch nie in die liebe Steiermark hineingefahren, als an jenem Tage. In Mürzzuschlag kaufte ich ein Grazer Blatt, um über den Spektakel ausführlicher zu lesen, denn auf einmal kam mir die Geschichte fast lustig vor. Ein langer Aufsatz stand da über das neue Stück, wenige Stunden nach der Auf-

führung schon gedruckt und versendet. Was doch heutzutage die Federn flink und die Maschinen rasch arbeiten! Im Aufsatze stand allerhand zu lesen über die Frostigkeit der neuen Bühnenerscheinungen im allgemeinen, über die fehlerhafte Mache des neuen Stückes im besonderen, über die sonstige Popularität seines Verfassers, dessen Freunde bei der Aufführung erschienen wären und durch der Hände Arbeit einen Erfolg erzielt hätten. — Von dem Inhalte, von dem Gehalte, von der Tendenz des Stückes nur ein paar Zeilen. Das Ganze machte den Eindruck einer rücksichtsvoll gehaltenen Ablehnung.

Bis mein Zug nach Graz kam, war ich vollkommen ruhig; was nützt denn die Philosophie, wenn man sie an solchen Tagen nicht vorspannen wollte! — Doch am Bahnhofe kaum ausgestiegen, war ich empört; mehrere Bekannte eilten herbei und beglückwünschten mich zu dem „großen Erfolge". Ich hielt es für Hohn. Erst die Berichte, die in meiner Wohnung warteten, haben mich eines anderen belehrt, haben mir gesagt, daß das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" einen wirklichen Erfolg errungen hätte, wovon ich mich auch an demselben Abende und den folgenden Abenden, an welchen das Stück bei ausverkauften Häusern Wiederholung fand, überzeugen konnte.

Die Grazer Presse behandelte mich mit seltener Übereinstimmung nicht wie einen dramatischen Anfänger, den man ermutigt, wenn auch nur halbwegs Talent zu spüren; eher war ihr Ton wie eine würdevoll wohlwollende Zurückweisung. Und diese das Interesse an dem Stück lähmenden Stimmen sprachen zu Danke jenem in jedem Orte unvermeidlichen Teile des Publikums, welchem nichts zuwiderer ist, als wenn in seiner Mitte ein Mensch sich

anschickt, zur Ehre der Heimat etwas zu leisten. — Nun die Privatmeinungen! Weise Ratschläge wurden mir zuteil; die einen wollten den zweiten Aufzug streichen, die anderen den vierten; ein weiterer meinte, noch am allerlangweiligsten sei der dritte Akt, und wieder einer fand das Stück ausgezeichnet, wenn der erste Akt mit dem schauerlichen Morde wegfiele. All diesen achtbaren Wünschen Rechnung getragen, und es bliebe von dem ganzen Stücke nichts übrig, als die Zwischenakte. Juridische Herzen waren empört über das Todesurteil im Stücke, und Jagdbesitzer waren außer sich, daß der Verteidiger des Wildschützen und Jägermörders die Berufung anmeldete „auf ein höheres Gericht". Und welches höhere Gericht, so fragten sie, soll denn das sein, auf das man sich nach dem Verdikte des Schwurgerichtshofes berufen könne? — Wenn man den Dichter nicht verstanden hat, der Plauderer gibt darauf keine Antwort.

Übrigens brach in Graz ein berufener Jurist stramm eine Lanze für die juridische Seite des Stückes.

Etliche waren darüber schier aufgebracht, daß dem Stücke ein Prolog vorausgeht; für solche möchte ich am liebsten auch noch einen Epilog schreiben und ihnen in demselben erzählen, was Lessing über den Prolog gesagt hat. Denn gerade die Allerklügsten verstehen ein einfach gehaltenes Dichterwerk am allerwenigsten, und die Zwischenakte eines schlichten Volksstückes müßten eigentlich damit ausgefüllt werden, den nur auf die äußere Form sehenden Krittlern zu erklären, was der vorhergegangene Akt war und bedeutet hat.

Einer der literarischen Richter behauptete, ich hätte das Stück ungeschickterweise dort begonnen, wo es ab-

schließt; ein anderer meinte, ich hätte unklug das Stück dort geschlossen, wo es eigentlich erst beginnt. Letzterer war ein Anhänger der „naturalistischen“ Schule und seine weiteren Ausführungen haben mich sehr belehrt. Ein prächtiger Stoff, sagte er zu mir, was hätte sich daraus machen lassen! Sie nahmen einen ganz guten Anlauf, aber gerade dort, wo das Stück eigentlich beginnen sollte, dort schließen Sie es ab. Ihr Stück, wie es heute vorliegt, ist nichts als Exposition. Die junge Jägerswitwe verzeiht dem Mörder ihres Gatten. Motiv: weil sie ihn liebt. Er ist ja ein interessanter Mann. Er, der Mörder, sieht auch rasch seinen Vorteil, verläßt Weib und Kind in Armut und flieht mit der hübschen Jägerswitwe, um mit ihr ein angenehmeres Leben zu beginnen. Aber das verlassene Weib des Mörders zieht ihnen mit den hungernden Kindern nach, der Mann weiß sich ihrer nicht anders zu entledigen, er vergiftet das eigene Eheweib, ertränkt die Kinder im Flusse und lebt mit der Witwe des Ermordeten lustig weiter. Das wäre ein Drama! Das gäbe Szenen! — So der Naturalist. Ich bedankte mich recht schön für diesen Entwurf, für den sich wohl auch unser Theaterpublikum bedanken würde. Von einem Teil der Kritik aber dürfte ein solches Stück protegiert werden.

Im einzelnen machten mir derlei Stimmen Spaß, im ganzen aber waren sie nicht geeignet, mich zu fördern. Dem gegenüber machte ich jedoch eine andere Erfahrung. Jener große Teil des Publikums, der noch einer unmittelbaren poetischen Wirkung fähig ist, welcher mehr empfindet als reflektiert, fand an meinem Volksschauspiele Gefallen. Die Leute saßen im Theater, lachten und weinten und besprachen das Geschaute tagelang. Dieser

vorherrschenden Stimmung entsprachen eingehende Besprechungen des Stückes, die von auswärts kamen, den poetischen und sittlichen Gehalt nicht ignorierten und in ihrer Frische und Wärme ermutigend auf mich wirkten.

Schon waren Theateragenten an mich herangekommen mit dem Wunsche, daß ich ihnen mein Volksschauspiel zur Aufführung in anderen Städten überlassen möge. Ich erschrak, so war's nicht gemeint. Aber auf das Zureden gab ich nach, legte das Stück in die Hände eines erfahrenen Wiener Agenten und beschloß, mich weiter darum nicht mehr zu kümmern. Dieser Beschluß wurde durch die einstürmenden Dinge sistiert.

Bald hieß es, das Stück werde, trotzdem es in alpiner Volksmundart geschrieben, in vielen Städten Deutschlands und den meisten Städten Österreichs zur Aufführung gelangen.

Die Aufführung in Wien fand schon am 20. Dezember im Deutschen Volkstheater statt. Ich war nicht dabei, saß an demselben Abende in meiner stillen Stube zu Graz, wo schon der Tannenbaum stand. Welt und Wald, ich entscheide mich für den letzteren. — Die Äußerungen eines Erfolges kommen dem sich abseits haltenden Autor in folgender Weise zu: Unmittelbar nach der Erstaufführung Depesche mit der Anzeige eines „großen Erfolges" und Gratulation. Dann kühlere Zeitungsstimmen, hernach anerkennende Zeitungsstimmen, endlich giftige, rasende Zeitungsstimmen, die von einem gänzlichen Mißerfolg sprechen, und inzwischen begeisterte Privatbriefe aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, und schließlich Anfragen von Theateragenten, ob nicht bald ein zweites Stück fertig sei.

Die Wiener Kritik nahm das Stück ernst. Mit Nachdruck betonte sie die Schwächen und Mängel desselben, hatte aber im allgemeinen warme, teils begeisterte Anerkennung für dessen Vorzüge. Mehrere sagten, der zweite Aufzug (im Arrest) sei einzig in der dramatischen Literatur, der Wohlwollendste (welcher zur ersten Aufführung nach Graz gekommen war), sprach in der „Presse" sogar von „Shakespeareschem Genie". Andere meinten, das Stück sei nichts als eine „monologisierte" Erzählung. Andere wieder hatten nichts gesehen, was an dramatischer Wirkung den vierten Akt übertreffe. Viele kamen auch dort in ihren Untersuchungen über die Form nicht hinaus. Sie knusperten nur so an der Schale herum und meinten dann, die Nuß sei nicht recht schmackhaft. Wenn sie auch noch die Fabel erzählten, so glaubten sie dem Gehalt vollkommen Genüge getan zu haben. Einzelne Kritiker wollten in dem Stücke eine absichtliche soziale Tendenz gefunden haben, auf herrschende gesellschaftliche Zustände gemünzt. Nur wenige der öffentlichen Beurteiler berührten den Kern, sozusagen die Seele des Stückes. „Die höhere Lieb', sie soll die Heldin sein," heißt es im Prologe, und das Stück gipfelt in den Worten des bishin verstockten Missetäters, dem aus Menschenliebe verziehen worden war: „Dem Haß bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder!" — Ein Lied wollte ich singen von der Selbstüberwindung, das Schwerste und Göttlichste zu vollbringen, von der Kraft und Größe des Verzeihens. — Das ist freilich kein modernes Thema, und die Kritiker, die nicht von Natur aus geistreich sind, finden bei dessen Besprechung blutwenig Gelegenheit, es zu werden.

Was die von der Kritik behauptete Überflüssigkeit

des zweiten Aufzuges anbelangt, freute mich der Ausspruch einer schlichten Bürgersfrau, die mir schrieb: „Man soll nur einmal darüber nachdenken, um wieviel einem der Straßl-Toni nach dem zweiten Akte lieber ist, als nach dem ersten.“ Nicht übel, und liebenswürdig boshaft war der Ausspruch eines Wiener Kritikers: „Der zweite Akt ist wie Sodawasser. Sodawasser ist bekanntlich das beste Getränk, weil man es trinken und auch stehen lassen kann. Diesen zweiten Akt kann man spielen und auch weglassen, doch verdiente ein Regisseur, der letzteres täte, einen schärferen Arrest, als den, der im zweiten Akte dargestellt ist.“ Derselbe warm humoristische Kritiker tadelt einen ungebührlich langen Zwischenakt, indem er sagt: „Wenn in dem Stücke überhaupt eine Handlung wäre, so hätte man auf die Vermutung kommen können, daß auf der Bühne etwas passiert sei!“ — Und wenn ein anderer meinte, daß R. als Dramatiker noch die Farbe seiner grünen Steiermark habe, so mußte ich auch über diesen Witz lustig lachen, weil daneben sehr viel warme Anerkennung der guten Seiten des Stückes zu lesen stand. Wie ein Kritiker strenge, liebenswürdig und geistvoll zugleich sein kann, bewies jene eingehende und verständnisvolle Besprechung, die in dem Ausspruche gipfelte, der Autor des „Am Tage des Gerichts“ habe wohl die Sache los, aber die Mache nicht, und er habe auf der Höhe seines Lebens noch einmal ein Handwerk zu lernen.

Zur Zeit waren Antisemiten auf mich böse, weil ich nicht Juden erschlagen helfen wollte. Einer dieser journalistischen Recken schlug mit gewaltigen Keulenhieben das Stück zweimal tot; da es immer noch lebt, so wird er mir wahrscheinlich — wie ich ihn kenne — einmal mündlich

oder in einem Privatschreiben überschwenglich gratulieren zum „unsterblichen" Werke.

Auf wiederholte Einladung, meinem Stücke in Wien beizuwohnen, geschah dies zur vierten Aufführung am 27. Dezember. Seltsam war mir zumute, als ich abends gegen sieben Uhr den Museen entlang hinanschritt und das weiße Haus im elektrischen Lichte leuchtend vor mir stehen sah. Reichlich ein Jahr früher bin ich zur selben Stunde denselben Weg gegangen, um der Eröffnung des Hauses beizuwohnen. Anzengrubers „Fleck auf der Ehr'" wurde gegeben und meinen genialen Freund hatte ich damals das letztemal gesehen. Heute stand ein Kleiner vor den Augen eines Publikums, das gewohnt war, den Großen zu sehen! Ich kann nicht sagen, wie schwer die Beklommenheit war, die ich empfand. Das Haus war überfüllt. Mir war eine Balkonloge zur Verfügung gestellt worden, in der ich mich vor den Augen des Publikums nur halbwegs verbergen konnte. Die Inszenierung des Stückes war genial, das Spiel gut. Martinelli brachte den Straßl-Toni mit vollendeter Meisterschaft. Das Publikum war äußerst warm gestimmt und zollte nach jedem Aufzug schmetternden Beifall. Ich litt und war völlig mutlos, warum, das kann ich mir heute noch nicht erklären. Nach dem dritten und vierten Aufzuge ward ich, immer wieder vom Publikum gerufen, fast gewaltsam auf die Bühne geschleppt, und zwar so wiederholt, bis ich endlich die Flucht ergriff. „Wir haben gelacht und geweint und danken Euch für beides!" also raunte mir an der Pforte ein alter Weißbart zu. —

Die wärmsten Stimmen über das Stück kamen aus dem kalten Norden. Den ersten großen Erfolg hatte es

eigentlich erst im Altonaer Theater zu Hamburg. Dort geschah das Unerhörte, daß die gesamte Presse einmütig mit dem Publikum dieses Volksschauspiel auf das eingehendste und wärmste würdigte. Solche Nachrichten kamen mir zum Schlusse des Jahres, sie muteten mich an wie ein Becher glühenden Punsches nach lauer, süß-säuerlicher Limonade. — Auf solche Siegesnachrichten erwartete ich nun die Hiobspost von einer großen Niederlage irgendwo, denn die Welt der Bühne liebt Verwandlungen. — Beständig allein bleibt der Kritiker. Hat er einmal gesprochen, dann imponiert ihm nichts mehr als das, was er selber gesagt hat — so lange er sich daran erinnert.

Das Stück wird noch heute aufgeführt.

Und also bin ich fast zufällig, halb wider Willen Dramatiker geworden. Möge der Mangel einer ernstlichen Absicht als Milderungsgrund gelten! —

Und zum Schlusse noch ein bißchen Arroganz.

Da ich die Meinung anderer über mein Stück so vielfach gehört habe, werden es auch vielleicht andere nicht ablehnen, *meine* Meinung darüber zu hören. Denn, da nach einiger Ansicht das Stück nicht für den Dichter spricht, so muß der Dichter für das Stück sprechen. — Das Schauspiel „Am Tage des Gerichts" steht den Kunstregeln eines Dramas nicht, dessen war ich mir schon bei der Wahl des Stoffes bewußt. Der Stoff ist nicht dramatisch im gewöhnlichen Sinne, und doch muß er auf der Bühne wirken, weil er tief menschlich ist. Gutgemachte Theaterstücke haben wir genug; aber gute Mache allein kann nicht halten, während guter Gehalt sich selber macht. Die sogenannten Kunstregeln habe ich auch als Erzähler nie beobachtet; ich forme meine Gestalten nicht aus karra-

rischem oder athenesischem Marmor, sondern aus heimischem Lehm, dafür trotzen sie unserem Klima. Man ziehe herben Naturwein in tönernem Kruge vor einem Kunstpantsch in kristallnem Becher.

Daß ich kein geeichter Dramatiker bin, davon haben mich die Erfahrungen bei diesem Stücke neuerdings überzeugt. Nicht weil in dem Stücke so große Fehler vorkommen, sondern weil ich nicht imstande bin, diese Fehler einzusehen. Daß der zweite Aufzug überflüssig ist, wußte ich allerdings schon, als ich ihn schrieb. Heute nach vielen Erprobungen sagen die Theaterdirektoren, daß dieser überflüssige Akt eigentlich der notwendigste sei. Was geht denn aber vor? Im ersten Aufzuge wird der Straßl zum Mörder; im zweiten wird nur gezeigt, daß dieser Mörder noch lange kein Spitzbub ist, was ihn erst auf die Höhe des tragischen Helden hebt; im dritten wird seine natürliche Gegnerin bestimmt, ihm zu verzeihen, im vierten Akt wird er bekehrt. Man sieht, diese Menschen handeln nicht, sie werden vielmehr behandelt, und das ist der Fehler. Aber am Ende sind wir auf Erden ja alle der behandelte Teil, der leidende Teil, und ich sehe eben nicht ein, warum man das nicht sollte auf der Bühne darstellen dürfen. Nach meiner Meinung besser solche Stücke, deren leidende Teile das Publikum zu einem handelnden anregen, als solche, deren manchmal ungeheuerlich handelnder Teil das Publikum zu einem leidenden machen.

Obzwar mein Stück auch bei der vornehmen Gesellschaft Glück gehabt, denke ich mir im ganzen doch folgendes:

Der dramatische Dichter schreibe nicht für Parkett und Logen, sondern für ein „höherstehendes“ Publikum.

Er soll wissen, daß die Herrschaften in den Samtfauteuils sich viel langweilen und gähnend den Schluß des Stückes erwarten, während das Publikum der Galerie, wovon viele den ganzen Abend auf den Zehen stehen und lange Hälse machen müssen, um etwas zu sehen, lachend oder schluchzend nur das eine fürchten: das letzte Fallen des Vorhanges. Die da oben sind nicht ins Theater gekommen, um Jagd zu machen nach den Fehlern des Stückes, sondern um willig und dankbar dem Dichter zu folgen. Die da oben in den Galerien verlangen, daß das Stück einen Leib und eine Seele habe, nämlich, daß es realistisch und idealistisch zugleich sei. Die Kunst des Volkes darf nie vergessen, daß — aber es ist ja schon tausendmal gesagt worden — das Laster zuschanden gemacht werden und der Adel im Menschen zu Ehren kommen muß. Also verlangt es das naive Publikum; und ein anderes wird der Volksdichter sich nicht wünschen.

Das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" macht seinen Weg, aber nicht auf schimmerndem Siegeswagen, sondern zu Fuße und an einem Stocke. — „Das zweite Stück," so behaupten viele Kritiker, „wird schon besser ausfallen." Aber das zweite Stück habe ich — nicht geschrieben. Eher verlangt's mich mit den strengsten der Rezensenten einmal die Rolle zu tauschen; sie sollen dichten und ich . . . .

Nebst dem Volksstück „Am Tage des Gerichts" habe ich im Laufe der Zeiten noch einige Einakter verfaßt, und zwar von außen dazu veranlaßt. Für eine Wohltätigkeitsakademie schrieb ich schon im Jahre 1871 „Das Mirakelkreuz". 1883 regte mich Josefine Gallmayer zur dramatischen Szene „Komödianten" an, die sie

gelegentlich mit meiner persönlichen Mitwirkung öffentlich spielen wollte. Ihr Tod hat es vereitelt. 1888 zum Festabend, den die Stadt Graz dem anwesenden Kronprinzenpaar gab, verfaßte ich auf Wunsch der Gemeinde das Stückchen „Verliabti Leut", das sich auf Dilettantenbühnen heute noch stolz behauptet. — Weiter habe ich's auf dieser Straße nicht gebracht. Außer dem Talente mangelt mir, wie schon gesagt, auch die Neigung zu den Brettern, die ich mit Ehrfurcht den dramatischen Meistern überlasse.

Robert Hamerling.*)

Es war vor ungefähr vierzig Jahren. Wir hatten noch das kleine trauliche Graz, das, von der Stadtmauer befreit, seine Arme erst ein wenig auszurecken begann über Ebene und Hügel. Da draußen lag der Hilmteich, der um vierzig Jahre voraus war oder der heute um vierzig Jahre zurück ist, denn er ist noch wie damals.

Ein schöner Frühlingsabend. Wir wandelten durch die ländliche Leechgasse hinaus am rieselnden Bächlein entlang. Mir zur Rechten ging eine stadtbekannte Gestalt, eine weitbekannte Persönlichkeit. Schmal und schlank, in weiten, gestreiften Hosen, dunkelblauem Gehrock und geblumter Weste. Auf dem Haupte der Zylinder, aus dem schon grauende Locken hinten lang und geradflockig hinabhingen. Lange, scharfe und spitze Nase, tiefliegende, glühende Augen, stark gebuscht, braune, eingefallene Wangen, an beiden Seiten niederhängender Schnurrbart und im ausrasierten Kinn eine Fliege. Jetzt werden es die alten Grazer wissen, wen ich meine. Mir zur Rechten ging der Dichter Robert Hamerling.

Er stand damals — nach dem „Ahasver in Rom“ und dem „König von Sion“ — schon auf der Höhe seines Ruhmes und — in der Tiefe seines Schimpfes.

*) Nachträge zu meinem Büchlein: „Persönliche Erinnerungen Robert Hamerlings“. Leipzig, L. Staackmann.

Nie habe ich es auf meiner langen literarischen Laufbahn erlebt, daß ein Dichter so mißhandelt wurde, wie Robert Hamerling von den damals maßgebenden Residenzblättern. Als hätten sie sich verschworen, den armen kranken, einsamen Mann persönlich zu vernichten. Bei anderen Persönlichkeiten erreichten sie das durch beharrliches Totschweigen, aber das fiel ihnen bei Hamerling gar nicht ein. Jedes seiner Werke besprachen sie, kaum daß es erschien, mit giftigem Witze und Hohn; der geistreichelnde Fant saß zu Gericht über das Genie. Hamerlings tiefernste Muse zu verstehen und zu würdigen, waren sie ja nicht fähig, und so schöpften sie nach ihrer Weise aus ihm Nutzen. Warum die Feindseligkeit? Das wußte kein Mensch, man fragte auch nicht darum, das Publikum war ja schon so erzogen, daß es dem, was in der Zeitung stand, nie und niemals auf den Grund sah, und die zeitunglesenden Leute waren damals so zeitungdumm, wie vielleicht vorher nie und seither nie. Aber Hamerlings Bücher lasen sie mit höchstem Interesse und die Salons hallten von dem Geschrei über diesen Dichter.

Es war eben einmal Mode, den Dichter des Ahasver zu verunglimpfen und seine ihnen unverständliche Genialität zur Zielscheibe bübischer Schießübungen zu machen.

Hamerling war zur Zeit bereits in viele Sprachen übersetzt und hochgeachtet von allen, die ihn persönlich kannten. Nur jene Großstadtliteraten — unter Ausnahmen — hüteten sich, ihn persönlich kennen zu lernen, weil sie sich doch selber nicht unrecht geben wollten.

Ein anderer, Ludwig Anzengruber, wurde bald nachher das Hätschelkind der Residenzpresse, sie lobte jedes seiner Dramen mit einer temperamentlosen Wärme, von

der Anzengruber sagte: „Chemisch heißt das, auf warmem Wege auflösen.“ Und in der Tat. — Während die Zeitungen seine Dramen gespreizt und langweilig lobten, versperrten sie ihnen den Weg zu den Bühnen, indem sie die Operette noch weit mehr und mit echterer Begeisterung protegierten. Anzengruber, der größte Dramatiker und Tragiker seiner Zeit, ist hierauf, um nicht zu verhungern, Redakteur eines Wiener Witzblattes geworden.

Es kam ziemlich aufs gleiche hinaus, das Wort der Presse konnte diesem nicht nachhaltig nützen und dem anderen nicht nachhaltig schaden. Hamerling blieb der große epische Dichter Deutsch-Österreichs. Wäre dieser Geist nicht so stark gewesen, die Verbitterung hätte ihn lähmen, ja endlich ersticken müssen. Aber seine Antwort auf die literarischen Mißhandlungen bestand aus wuchtigen Werken, die er uns in den nächsten Jahrzehnten noch gab und die heute lebendig dastehen, während von jener Clique alles ausgelöscht ist.

Da habe ich mit damaligen Wiener Literaten manchen Streit über Hamerling geführt, bei dem ich stets den kürzeren zog, weil mich allemal der Zorn übermannte, der unfähig macht zur rechten Anwaltschaft. Das ist mir mein Lebtag immer so ergangen, ob ich andere oder mich selbst zu verteidigen hatte, ich suchte bloß die Schläge zu parieren, schlug aber nie selber drein. „Ah freili nit,“ spottete mich da Anzengruber einmal aus, „angreifen darf man nit, das nit, nur sich verteidigen. Aber die beste Verteidigung, lieber Freund, ist die, wenn man dem Gegner den Schädel einschlägt.“

Einmal zu jener Zeit saß ich abends zu Wien im „Café Grünsteidl“, späterhin auch — „Café Größenwahn“

genannt, mit mehreren Kraftgenialitäten beisammen und das Gespräch war: Hamerling. Die Herren behandelten ihn mit der üblichen Verachtung; da rief ich, man solle doch einmal offen sagen, was denn eigentlich an diesem Manne so schlecht wäre, die Dichtung oder der Mensch.

„Beides!" antwortete prompt ein Grünschnabel.

„Vor allem, meine Herren, interessierte es mich zu hören, was Sie vom Menschen Hamerling Schlechtes wissen?"

Einer der Herren kreischte das Wort: „Weibsbilder".

Weibsbilder? — Er dachte wohl an die von Hamerling besungene „Minona", eine ältere Dame, die den Dichter ganz verstand, ihn in seiner Krankheit pflegte, und mit der ihn innige Freundschaft verbunden hat bis zu seinem Ende. Nun setzte aber bei jener Runde sehr überlegen ein anderer bei: „Wenn sie noch hübsch wären, aber häßliche Frauenzimmer kann man einem — Dichter nie verzeihen, der sich selbst einen Apostel der Schönheit genannt hat."

„Und einen Verherrlicher des Guten," setzte ich bei.

„Ja, dessen Helden mit ihren Müttern Liebesverhältnisse haben."

Der Fant spielte dabei auf ‚Nero' in „Ahasver" an.

Naiv und blöd fuhr ich drein, wie dumm das sei, den Dichter für die subjektive Unsittlichkeit seiner Gestalten verantwortlich machen zu wollen, während der Epiker doch nicht sich, sondern andere Menschen — objektiv darzustellen habe. So könne und müsse gerade der sittliche Dichter auch das Laster zeigen in seiner Übersättigung nahe dem Punkte, wo es sich erbricht. Diese Absicht ist im Ahasver wörtlich und deutlich genug aus-

gesprochen für den, der es verstehen will. — „Aber, mein Herr,“ schloß ich, „ich will wissen, was Sie gegen Hamerlings Person einzuwenden haben?“

„Mein Gott,“ versetzte hierauf der Gegner mit lässiger Überlegenheit, „ich weiß ja nicht, ob Herr Hamerling etwas gestohlen hat, ich weiß nur, daß er uns gestohlen werden kann.“

Nun sprang ich auf, hieb mit der Faust auf die steinerne Tischplatte, daß die Tassen klirrten, und schrie wütend: „Ihr seid ein gottverflucht niederträchtiges Gesindel!“ — und dann stürmte ich zur Tür hinaus. Dort hörte ich noch, wie einer lachend rief: „Herr Markör, geben Sie acht, ich glaube, da ist einer mit der Zeche abgefahren.“

Meine Kaffeehausehre wurde allerdings zwölf Stunden später wiederhergestellt, die Ehre Robert Hamerlings aber hielt ich — bei kühlerer Überlegung, für besser gewahrt, wenn ich sie jener Bande gegenüber nie wieder verteidigte.

Der Wiener Zeitungsgeist hat sich seither ja wesentlich gebessert und er trachtet an Hamerling manches wieder gut zu machen.

Wie sehr aber damals Hamerling doch darunter gelitten hat, das wußten seine intimen Freunde; sie allein verstanden manches seiner Worte, das der Welt wie eine sarkastische, launige Bemerkung erschien, in Wahrheit aber der Schmerzensruf aus tiefgepeinigter Seele gewesen ist. —

Übrigens hat sich auch mancher seiner Bekannten von ihm abgestoßen gefühlt. Denn Hamerling war im Verkehr kühl und zurückhaltend; beim Händedruck pflegte er nur leicht die Finger zu berühren, wo mancher derbes

Schütteln erwartet hatte. Ferdinand Saar war es, der sich darüber geradezu einmal öffentlich beklagte in einem Gedichte über den Kollegen, der „nur flüchtig seine Hand berührte“. Saar war nämlich gekommen, um dem ungleich bedeutenderen Sangesbruder die Mängel seiner (Hamerlings) Dichtungen zu bekritteln. Daß der Dichter des „Ahasver“ einem solchen Besucher gegenüber nicht aus der gewohnten Zurückhaltung heraustrat, um ihm gerührt um den Hals zu fallen, ist am Ende zu verstehen. —

Mit Robert Hamerling nun ging ich an jenem Frühlingsabend spazieren. Einige Zeit vorher war ich mit ihm bekannt geworden und mein erstes Büchlein war unter seiner Ägide soeben ins Land gegangen. Viele Leute grüßten uns unterwegs, mich, den jungen Mundart-Liedeldichter, mit wohlwollendem Handwinken, vertraulich herablassend, ihn ernst und mit gemessener Ehrerbietung. Beim Hilmteich angelangt, gingen wir einmal am Ufer entlang, setzten uns dann an der Waldlehne auf eine schattige Bank und sahen der munteren Jugend zu, die mit ihren schmalen Schiffchen um die Wette ruderte. Wir schwiegen, denn es war schon damals manchmal, als hätten wir uns gegenseitig manches zuzuschweigen — eine oft weit beredtere Sprache als die der Worte.

Plötzlich sagte aber nun Hamerling: „Haben Sie sich unterwegs auf dem Spaziergange hierher nichts Besonderes gedacht? Wirklich nicht? Ich will es Ihnen sagen, was Sie sich gedacht haben. Sie haben mich um die tief abgezogenen Hüte beneidet, die sich vor mir so ehrerbietig neigten.“

„Aber, Herr Professor — beneiden!“

„Wie, leugnen wollen Sie das? Entschuldigen wollen Sie sich? Daß Sie mich um die ehrerbietigen Grüße beneiden, trage ich Ihnen gar nicht nach. Beneide ich doch auch Sie um die vertraulichen, freundlichen Grüße, die Sie eingeheimt haben. Allerdings mit gleichem Rechte als ich die meinen. Mir zollt man Achtung. Gut. Zu einem Achtungserfolge habe ich's doch gebracht, während Sie bereits der Liebling des Volkes sind. Der Liebling des Volkes! Stand es nicht so zu lesen im gestrigen Morgenblatt? Ich hoffe, Sie werden überzeugt sein, daß ich über die Anerkennung, die Sie so schnell gefunden, mich vom Herzen freue. Es ist einer jener seltenen, reinen Erfolge, denen man sich mit der ganzen naiven Glückseligkeit der Jugend hingeben mag. Aber lieber Rosegger —," er zuckte ein wenig ab, er zwängte seinen Zwicker auf die Nase, schaute über das Wasser hinaus, schaute mir mit ruhigem Ernste ins Gesicht und fuhr dann fort: „Dieses Ihr erstes Glück weckt in mir für Sie das erste Mitleid. Ich bin wahrlich von der Kritik nie verwöhnt worden. Zu einem Liebling des Volkes, mein Gott, so hoch habe ich mich in meinen kühnsten Träumen nicht verstiegen. Und doch — selbst einem nicht verwöhnten Herzen, wie wehe tut die Bosheit!" — Er schwieg, das weitere konnte ich mir selbst dazu denken. Er wollte mir sagen, geben Sie acht, auch an Sie kommt die Zeit. „Sie müssen sogleich anfangen," sprach Hamerling weiter, „Sie müssen heute schon anfangen, Schilde zu schmieden gegen die Pfeile, die auf Sie lauern. Sie haben mit Ihrem ersten Büchlein einen Erfolg erzielt. Wissen Sie auch, daß dieser weniger dem Dichter gilt, als dem jungen Manne, den wir erst frisch — aus dem Walde gekriegt

haben? Nicht, weil Sie singen wie ein Dichter, sondern weil Sie singen wie lustige Leute, die auf der Gasse gehen. Man nennt Sie Volksdichter. Sind's auch. Und das ist etwas. Aber nicht drei Jahre hält das vor. Ein Volksdichter im höheren Sinne müssen Sie werden und dann — verstummt der Gesang vom Liebling des Volkes und es kommen die Pfeile. Die ersten noch feig aus dem Hinterhalt. Die folgenden schon kühner. Und dann hageldicht von allen Seiten. Auch von solchen, wo vorher Freunde gestanden. Ich spüre in Ihnen diesen Volksdichter, aber Ihr Kritiker von gestern ist allen jenen Stellen ausgewichen, wo sich der wirkliche Dichter zeigt, und hat nur die Stellen bejubelt, wo Sie landläufig mit der Menge johlen. Die groben Späße bedachte er Ihnen mit Vorzugsnoten, die feine Satire übersah er. Das Sentimentale lobte er, den Ernst des Lebens, der hier und da durchklingt, hat er nicht gemerkt oder nicht verstanden. — Ich glaube, lieber Rosegger, man braucht's Ihnen nicht erst zu sagen: Sie gehen jetzt nicht an ein Geschäft, Sie gehen an einen Beruf. Ob Sie nun Schwänke schreiben werden oder Gelegenheitsverse, Dorfgeschichten oder Romane, Essays oder Schilderungen, immer wird und muß Ihr Leitfaden ein sittlicher Gedanke sein. Dann wird man Sie auf der Gasse vielleicht einmal nicht so brüderlich grüßen wie heute. Sie haben das Zeug des traulichen Sichhingebens an den Erstbesten; dieser Zug ist unter Brüdern was wert, nur möchte ich Sie aufmerksam machen, daß ein Poet nie allzu vertraut werden darf mit Philistern. Wir haben ja schon darüber gesprochen, was wir unter Philister verstehen. Diese Philister haben allerhand Schmerzen, die sie von Poeten gern besungen haben möchten. Ihr

Trinken und Tanzen, ihr Kannegießen und Flirten, ihr Keilen und Balgen möchten sie gern von Dichtern verherrlicht haben. Jede ihrer Todsünden wollen sie in einem Liedel gefeiert wissen. Vergessen Sie, mein Freund, diese einzige Warnung nicht, steigen Sie nie herab zu dem Gemeinen."

Hamerling schwieg. Mir ging's kalt über den Rücken, als ob ein Geist aus höherer Welt zu mir redete. Die Rede war so ernst, daß ich nachher beklommen fragte, ob in meinem Büchlein nicht doch etwas Unrechtes enthalten sei. Da sagte er: „Ich spreche jetzt nicht von Ihrem Büchlein, ich spreche vom neuen Sockel, auf dem Sie als Liebling des Volkes stehen. — Junger Freund!" — und damit faßte er zögernd meine Hand, was er bisher nie getan hatte — „wenn Sie von jenem Sockel wieder herabgestürzt werden, seien Sie nur nicht allzu traurig. Gewöhnen Sie sich's an, schon von heute ab, da die Sonne der Volksgunst so warm scheint, diese Gunst für das zu halten, was sie ist — für Aprilwetter. Und ihr zuliebe nie, nie etwas zu tun, was mit Ihrem Gewissen nicht stimmt. Seien Sie mir nicht böse, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe. Schaun's, ich mußte es tun, Sie haben ja sonst niemanden, der es Ihnen sagt. — Und nun wollen wir nach Hause gehen, es wird kühl." —

So ähnlich hatte er an jenem Abende zu mir geredet, er, den ein Teil der maßgebenden Presse seines Vaterlandes jahrelang wie einen Menschen behandelte, der weder wegen literarischen Könnens, noch wegen sittlicher Veranlagung ernst genommen zu werden verdient.

Robert Hamerling ist nun seit 24 Jahren tot, doch in mir lebt er noch persönlich. Ich habe gesagt, daß er

mein Lehrer gewesen, das bezieht sich nicht so sehr auf den literarischen Einfluß, den er auf mich genommen. Wohl hat er mir auch literarisch manchen wertvollen Wink gegeben, in der persönlichen Anlage aber mich nie zu beeinflussen gesucht.

„Ich würde ja vielleicht manches anders machen, als Sie es tun,“ sagte er einmal. „Aber ich bin nicht Sie und Sie sind nicht ich, Sie sind für sich selbst einer.“

Ich habe von ihm Geduld im Leiden gelernt. Ferner habe ich von ihm gelernt, aber vielleicht nicht vollkommen gelernt, wie der Dichter sich zur Kritik und zum Publikum zu verhalten hat. Seine Prophezeiung wegen des „Aprilwetters“ hat sich bei mir bisher doch nur teilweise bewährt. Stürme kamen auch über mich. Und da will ich denn von einer zweiten Stunde mit Hamerling berichten, die mir unvergeßlich geworden ist.

In den achtziger Jahren war ich noch ein sehr dummer Junge. Nachdem ich damals schon eine Reihe von Jahren öffentlich tätig gewesen und bestrebt war, meinem Heimatlande zu nützen, wo und wie es anging, kam hinterher richtig auch der Teufel mit der langen giftigen Zunge. Es hatte sich ein kleines Konsortium zusammengetan mit dem löblichen Programm, das Wirken des heimischen Poeten zu verhöhnen, zu verdächtigen und ihn persönlich zu verleumden. Ich habe ja mein Lebtag nicht nach Dank ausgeschaut, das wäre ein undankbares Geschäft; man sollte sich's im Gegenteile angewöhnen, jedem, dem man Gutes tun konnte, als seinen späteren Widersacher zu betrachten, ohne Arg und Entrüstung, weil es ja einmal so der Lauf der Welt ist. Doch jene plötzlichen, aus der Luft gegriffenen Feindseligkeiten,

die mündlich, schriftlich, journalistisch, juridisch sich zu einer systematischen Verfolgung entwickelt hatten, waren mir einfach unfaßbar. Durch körperliches Leiden ohnehin herabgestimmt, wurde ich beinahe gemütskrank. Ein guter Bekannter sagte mir: „Ihr Schriftsteller habt es in solchen Fällen leicht, ihr könnt euch öffentlich verteidigen.“ Das konnte ich eben nicht, das mir zugefügte Unrecht drückte auf mich mit solcher Gewalt, die Leidenschaft der Entrüstung, des Hasses war so mächtig, daß ich nicht imstande war, weder mündlich noch schriftlich ein Wort hervorzubringen, das mir als Verteidigung auch nur im entferntesten genügt hätte. Wenn's um das Tiefste in mir ging, da hat mich mein schriftstellerisches Können ja immer im Stich gelassen, da war ich stummer, hilfloser, wie der beleidigte Bettelmann, der sich mit landläufigem Geschrei Genüge tut. Diese völlige Ohnmacht währte ein paar Wochen lang. Da war's in einer Nacht, als mich Unmut und Asthma nicht schlafen ließen, daß ich aufstand, mich an den Schreibtisch setzte und ein zorniges, wildes Wetter gegen meine Widersacher hinschrieb. In glühenden Strömen entlud sich mein Gemüt, in heftigen Worten und mit drastischen Beispielen widerlegte ich die Entstellungen, Verdächtigungen und Verleumdungen, bewies in bebendem Grimme, wie sehr mir unrecht geschehen und appellierte feierlich an den Rechtssinn meiner Landsleute, der da Richter sein sollte.

Jetzt war mir leicht. Jetzt konnte ich schlafen. Am nächsten Morgen war mir gar zuversichtlich zumute und ich reiste von meinem Landaufenthalt nach Graz zu meinem Freunde Robert Hamerling. Mit ihm hatte ich natürlich über die Sache schon Briefe gewechselt; er war

auf das entschiedenste an meiner Seite gestanden und hatte die Handlungsweise meiner Gegner zerschmetternd verurteilt.

Den Dichter fand ich in seinem Stiftinghause, und zwar im Bette. Unter dem Drucke seines langjährigen Leidens abgezehrt, abgehärmt, lag er da, aber in seinem Auge war noch das warme, leuchtende Feuer, und sofort wendete er sich meinem Anliegen zu. Ich wollte seinen Rat haben, in welcher Art, in welchem Blatte mein flammender Protest veröffentlicht werden sollte und las ihm denselben vor mit vor Leidenschaft fiebernder und stockender Stimme.

Als das Schriftstück zu Ende gelesen war, saß ich da und wartete, was er sagen würde. Er sagte nichts, faltete über der Brust die Hände und schaute starr vor sich hin. Endlich, auf meine Frage, was er meine, wendete er ein wenig sein ernstes Haupt zu mir und sagte: „Was wollen Sie mit diesem Aufsatz?"

„Ihn veröffentlichen."

Er schwieg wieder, dann schüttelte er das Haupt: „Veröffentlichen? Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun. Auf gar keinen Fall."

Dieses Wort des Freundes stieß mich zu Boden. Also soll man sich zu Tode hetzen lassen von der Kanaille, schweigend, nur stöhnend wie ein armer getroffener Sünder, so daß die Leute sagen: Nicht mit einem Wort kann er sich rechtfertigen! — Diese Augenblicke, als der edle Freund meine Waffe gegen die Verfolger mir gleichsam so aus der Hand nahm, sind vielleicht die allerbittersten gewesen in jenen mir unvergeßlichen Leidenstagen. Hamerling hatte es bemerkt, wie mir war, er richtete sich halb auf, streckte mir seine abgemagerte Hand entgegen und sagte mit leiser, unbeschreiblich inniger Stimme, wie so

mitleidsvoll und herzensbang ich weder früher noch später ein Wort von ihm vernommen zu haben glaube: „Rosegger! — Hab' ich Ihnen weh getan?" Er faßte meine Hand und hielt sie fest und lange und wiederholte noch einmal: „Habe ich Ihnen weh getan?" Ich war keines Wortes mächtig. Und weil er das Zittern meines Körpers merkte, so setzte er bei: „Ist es so weit mit Ihrem Gemütszustand? Ei, damit tun Sie Ihren Gegnern zu viel Ehre an. Das haben diese Herren wohl selbst nicht erwartet, daß ihr politischer Firlefanz Sie so niederschmettern würde. Über einen solchen Erfolg würden sie nur triumphieren. Sehen Sie denn nicht, daß das Ganze nur auf eine Reklame für den tölpelhaft verfahrenen Antisemitismus hinausläuft? Sie sollen Ihre Landsleute verraten haben, sollen von Juden bestochen sein, sollen Ihre Überzeugung um dreißig Silberlinge verkauft haben? Ich bin — und das habe ich Ihnen mitgeteilt und sage es allen, die in dieser Zeit zu mir kommen — ja selbst auf das tiefste empört über die niederträchtige Art, mit der diese tollen Streithähne gerade an Ihnen, dem Leidenden, Sensitiven ihr Mütchen kühlen. Wenn das deutsche Kampfesweise sein soll, dann kaufe ich mir morgen eine tschechische Grammatik, will kein Deutscher mehr sein. Aber im Grunde — geht's nicht hundert anderen, hochehrenwerten Männern ähnlich wie Ihnen? Lesen Sie doch einmal diese Fachblätter der politischen Verleumdung. Der Künstler wie der Gelehrte, der Minister wie der Richter — jeder, der nicht ins Bockshorn dieser Leute bläst, wird umgebracht. Ihre milde, versöhnende Art muß ihnen ja natürlich ein Dorn im Auge sein, und je mehr Sie im Lande an Boden gewinnen, je lebhafter müssen diese Unfriedstifter schon

berufshalber Ihren Boden zu untergraben suchen. Vielleicht sollte man Ihnen zu diesen Angriffen nur gratulieren, denn dieselben sind ein vollgültiger Beweis Ihrer Bedeutung, der erste, den Sie erleben. Bleiben Sie bei Ihrem Grundsatz. Tüchtiges schaffen, das hält auf die Länge kein Gegner aus. Und ich sage Ihnen noch einmal, Rosegger, Sie werden sich nicht rechtfertigen, weil Sie sich nicht zu rechtfertigen haben. Sie schweigen und bleiben was sie sind — das ist die einzig richtige Entgegnung. Und dann, glauben Sie mir, es kommt der Tag der Genugtuung. Rühren Sie keinen Finger, er kommt von selbst. — Und jetzt, Freund, machen Sie Ihr munteres Gesicht. Ich will wieder einmal ein munteres Gesicht sehen."

Zu einem „munteren Gesicht" wird er mich kaum gebracht haben, damals. Aber aufgerichtet hat er mich. Ganz zu schweigen meinen Widersachern gegenüber, dazu bin ich allerdings zu schwach gewesen. Aber jene heftige Rechtfertigungsschrift wurde nicht gedruckt. Die Tage der Genugtuung sind ja gekommen. Die Theorie des Schweigens und Ignorierens bösartiger Angriffe habe ich seither beibehalten; leider oft nur die Theorie. Ein lyrischer Mensch, der sein Innenleben heraussagen, heraussingen, herausschreiben und herausschreien muß, ist so gar nicht geeignet, gerade das, was ihm am tiefsten geht, für sich zu behalten. Dazu muß man sich mit aller Selbstverleugnung erst erziehen. Hinterher, das muß ich sagen, hat das Schweigen mich nie gereut, das Reden sehr oft. Nach Goethes Rat, daß man sich erst rechtfertigen solle, bis man beschuldigt ist, silberne Löffel gestohlen zu haben, hätte ich mich damals wehren müssen, denn meine Gegner behaupteten nicht bloß, daß ich Löffel

gestohlen hätte, sondern dem Volke auch die Schüssel, den Tisch, das Deutschtum und das Seelenheil.

Nun sehe ich längst ein, daß es eigentlich gar nichts Ungewöhnliches war, was mir widerfuhr. Das ist eben Parteipraktik, die, um ihre Zwecke zu erreichen, alles ausschaltet, was sonst an Wohlanständigkeit und Wahrhaftigkeit einem Kampfe den Adel verleiht. Es gibt auch andere Arten verneinender Geister, die nicht aus Selbstsucht oder Bosheit, sondern aus Beruf verneinen müssen. Doch von solchen Schalken rede ich nicht, die sollen „recht haben", damit ist man mit ihnen fertig. Im übrigen gibt es keine politische, keine soziale, keine religiöse, keine reformatorische und keine reaktionäre Partei, die nicht zeitweilig mein Gegner gewesen ist. Manche haben mich so lange für sie zu bekehren gesucht, bis sie sich — zu mir bekehrten.

Das Volk hat ja instinktiv seine Dichter gern. Aber es ist ihm doch auch wieder ein heimliches Gaudium, wenn so ein wunderlich Menschenkind manchmal recht zerzaust und gegerbt wird. Man darf sich dann nur nicht wundern, wenn so ein gegerbter Kerl allmählich — ledern wird.

Ich besitze eine interessante Sammlung. Es sind zwei große Laden voll. Da drinnen gibt es in Form von bedrucktem Papier lauter Pfeile, Nadeln und Messer, womit seit länger als vierzig Jahren nach mir geschossen und gestochen wurde. „Wir sind eigentlich," sagte Hamerling einmal, „ein paar hartgesottene Sünder. Schon so oft und gründlich hingerichtet worden und leben immer noch." Denn auch er hatte ein solches Arsenal. Und dieser Mann war es, der damals auf dem Krankenbette mir die hagere Hand entgegenstreckte: Dulden Sie. Verteidigen Sie sich nicht! Einundzwanzig Jahre lang sind wir als

gute Kameraden miteinander gegangen in Schauen und Schaffen, in Freud und Leid. Jene eine Stunde aber, am 28. September 1885, ist mir am unvergeßlichsten.

Die Genugtuung, von der Hamerling damals gesprochen, kam sehr bald und überreichlich. Alle meine Gegner traten zurück und sahen ihre Torheit ein. Nur einer blieb stehen als grimmiger Hagen, wie er sich nannte. Er war der Urheber der Hetze gewesen durch einen verleumderischen Zeitungsartikel, den er im „Obersteirerblatt" (August 1885) angebracht hatte und mit dem ich, in allerdings vorsichtiger Form, als bestochener Verräter am Deutschen Volke hatte gebrandmarkt werden sollen. Später in die Enge getrieben, gab er den Grund an, weshalb er mich als Feind des Deutschtums betrachten müsse, nämlich, weil ich — Bücher in steirischer Mundart geschrieben hätte und die Mundart ein Verderben der hochdeutschen Sprache, also der deutschen Sache sei! — Im Verlauf der Zeit hat derselbe Hagen noch einen andern Beweis meiner Volksfeindlichkeit zustande gebracht. Gelegentlich meines 50. Geburtstages bestand nämlich die Absicht, für talentierte junge Leute aus meinem Geburtsort Krieglach-Alpel ein Universitätsstipendium zu stiften. Meine Meinung aber war, daß vorläufig in Alpel eine Volksschule notwendiger wäre, als ein Universitätsstipendium. Daraufhin erklärte jener kuriose Gegner öffentlich: Ein Mensch, der Hochschulstipendien für seine armen Landsleute hintertreibe, sei doch gewiß kein Volksfreund. — Der Mann, der sonst als Gelehrter gelten wollte, wußte nicht, daß man erst das ABC lernen muß, ehe man auf die Universität gehen kann. —

Wie es mir mit dem Ehrgeiz erging.

Von der Süßigkeit der Ehre habe ich in meiner Jugend nicht viel zu schmecken bekommen. Wenn ich die Korngarben eines Tagschnittes gesammelt oder ein verlaufenes Kalb heimgebracht hatte, sagte meine Mutter höchstens: „Brav bist, Peterl!" Der Vater war selbst mit dieser Auszeichnung vorsichtig. Dann als Lehrling war schon Ehre und Strafe genug, wenn der Meister schwieg. Als ich in Schrift und Bild die ersten „Kunstwerke" schuf, von denen schon oftmals die Rede gewesen, würde mancher gemeint haben, jetzt sei die Ruhmesbahn eröffnet. Nun, der Beifall meines Publikums hörte sich so: „Schauts den Lausbuabn on, wos der olls zwegebringt! onsechn tat mar eahms nit!" Studenten würden für ein solches Lob auf Säbel fordern. Ich dachte insgeheim: Besser, man ist gescheiter, als man ausschaut, denn umgekehrt! Und das war schon eine Überhebung. — In der Handelsakademie hernach wurden meine Leistungen angenommen, weil von dem ungeschulten Bauernjungen „halt nichts Besseres zu erwarten" war.

Just zur Eitelkeit hat mich also die „selige Jugendzeit" nicht verzogen. An Ehre hatte ich auch weiter nie gedacht, mußte unter gegebenen Verhältnissen schon froh sein, ohne Schande durchzukommen. Es wurden auch noch

keinerlei Möglichkeiten erwogen, als ich die berühmten Dichter Anastasius Grün und Robert Hamerling kennen lernte.

In meinem 26. Lebensjahre erschien in Graz mein erstes Büchlein. In den nächstfolgenden Tagen getraute ich mich kaum auf die Gasse, aus wonniger Bangnis, meine Bekannten und auch Fremde würden mir von allen Seiten zulaufen und sagen, sie hätten das Büchel schon gelesen. Nicht ein einziger ist herbeigelaufen. Aber einige Zeitungen lobten so schön, daß ich Angst bekam, sie würden demnächst ihr Lob widerrufen müssen. Das geschah wirklich in einigen Fällen. Ich fand es soweit ganz in Ordnung, auch wenn sie mich zausten und sagten, der Lärm, den man um den aufgestandenen Schnaderhüpfeljodler gemacht, sei ein übertriebener gewesen. Es wundert mich heute, daß ich, der sonst ziemlich Empfindliche, mir weder aus Lob noch aus Schimpf viel gemacht habe. Ich dichtete weiter, wie es in mir vorging, wie ich mußte. Ich schaute immer aufwärts, wohl auch um zu sehen, ob es recht hoch und steil sei bis hinauf zu Friedrich Schiller. —

Dann fing allmählich etwas Ungeahntes an.

Im Jahre 1874 wurde ich das erstemal zum Ehrenmitglied ernannt, und zwar von einem Alpenverein. Das Diplom in goldenem Rahmen hing ich an die Wand, dorthin wo man es schön sehen konnte. Zehn Jahre später wurde ich das erstemal zum Ehrenbürger erhoben, und zwar in meiner Heimatsgemeinde Krieglach. Zur selben Zeit taufte ein mir persönlich fremder Grazer Bürger seine von ihm erbaute und eröffnete Gasse mit meinem Namen. Das hat mich stark gefreut. Ich ging hin, um an der Ecke die Tafel zu lesen „Rosegger-Gasse“.

Damals war es noch neu, Lebendigen an Straßenecken Gedenktafeln zu stiften. Der erste Lorbeerkranz wurde mir frühzeitig in einem Freundeshause bei der Mahlzeit meuchlings versetzt. Das Töchterchen des Hauses legte mir ihn von rückwärts auf das „lockige Haupt". Er war noch so bequem klein, daß er mein Köpfel gerade schön umfing. Es war eine mehr spaßhafte Huldigung, ich nahm das heilige Zeichen aber doch mit heim und besah im Spiegel mein gekröntes Haupt. Es sah dem Torquato Tasso leidlich gleich; der Abstand meines „Zither und Hackbretts" vom „Befreiten Jerusalem" war größer. — Später, besonders auf Vorlesereisen, gab es Kränze vom Umfang eines Schwungrades, mit Schleifen lang und breit wie Kindsfatschen. Ich schmückte damit meine Stubenwände und hielt darauf, daß die Bänder mit den goldenen Widmungen hübsch den Augen der Besucher ausgestellt waren. Viel später, als die Blätter schon raschelten wie dürres Laub im Herbst, ließ ich die Siegestrophäen hinausschaffen in die hintere Kammer, auf einen Haufen zusammen, wo sie so lange liegen blieben, bis nur noch das dünne spießige Drahtgeflecht vorhanden war, das Dornenkronen ähnliche Gebinde. So etwas, wer genauer zusieht, ist hinter jedem Ehrenkranz verborgen.

Die ersten Zeitungskritiken über meine Bücher habe ich mit Gier gesammelt, die schmeichelhaften oft gelesen, die absprechenden seltener; habe sie in ein Buch geklebt und feierlich aufgehoben. Später tat ich die Rezensionen, die so ins Haus kommen, noch ein bißchen geordnet in Mappen, noch später warf ich all derlei untereinander, bis der Kasten voll war, ein Papierwust, den ich nie mehr las und auch sonst niemand lesen wird. Nur die pole-

mischen Artikel, die boshaften, persönlich beleidigenden legte ich besonders und blätterte manchmal in ihnen und ließ mich ritzen und bespritzen, damit mir dann die Ehrungen wieder um so besser schmeckten. Bisweilen, wenn ich heute einen Blick werfe auf die modernden Papierstoffe im Kasten, fällt es mir wohl ein, wieviel sie — auch die mißgünstigen — einst zur Bekanntmachung meines Namens getan hatten. — In späteren Jahren erschienen Bücher über mich, wovon mir manches äußerst behagte, weil ich mir aus ihm fast wie eine leibliche Persönlichkeit vorkam, und wovon mich manches wieder zu mir selbst brachte, weil es dartat, wie armselig mein Können, wie unzulänglich mein Wissen, wie gering meine literarische Bedeutung ist. Da sind meine Gefühle denn oft höchst auf und nieder schwankend gewesen, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", und ich hatte zu tun, um mich selbst so weit im Gleichgewicht zu halten, daß meine Werke die gemäßigte Welt- und Menschenfreudigkeit bewahrten und jenen strengsten Richtern nicht allzusehr recht gaben.

Ehrungen, die in solche Zeiten der Zweifel und der Mutlosigkeit fielen, haben mich immer gestärkt und gehoben, während Anhäufung von Auszeichnungen in glücklichen Zeiten mich eher mißmutig und bange machten. War ich einmal mit einem Werk von mir zufrieden, dann taten mir auch anderer Anerkennungen wohl, sie schienen mir am Platz; hingegen in Zeiten der Unzufriedenheit mit mir selbst haben äußere Ehrungen mich gedrückt und verzagt gemacht, wie eine Angabe, die ich nie würde bezahlen können.

Man könnte sagen, der Ehrgeiz sei eine noch nie-

drigere Eigenschaft als der Geldgeiz. Mit Geld könne man Gutes tun, der Ehrgeizige tue nichts, als sich selbst zu schmeicheln und schmeicheln zu lassen. Die Ehrungen seien nichts anderes als Züchtereien persönlicher Eitelkeit und rücksichtslosen Größenwahns; der Ehrgeiz nehme allen großen Absichten und schönen Taten den ethischen Wert. — Bei dem jetzt so beliebten Personenkultus wundert es mich nicht, daß man auf solche Gedanken kommen kann. Jeder wird ja gerne sein Werk geehrt sehen; wenn er aber seine Person verhimmelt und sein Werk etwa ignoriert sieht, dann ist es schwer, an den Ernst der Ehrungen zu glauben. Wir begehen gern hundertjährige Dichterjubiläen, aber die Buchhändler wissen zu sagen, daß kein Exemplar der Dichtungen gekauft wird.

Derlei Gedanken waren es, die mich immer befangen gemacht hatten, wenn die Leute mich erhoben. Fast gedemütigt fühlte ich mich. Erst nachdem ich im allgemeinen den Sinn der Ehrungen richtig einschätzen lernte als Ausdruck anerkennenden Wohlwollens der Mitwelt, der nicht zu besonderen Dank verpflichtet, sondern von der Dankpflicht befreit, gewann ich die Unbefangenheit, mich über Auszeichnungen harmlos freuen zu können.

Wir sahen also: Zum Beginne der Laufbahn war wohl von „hohen Zielen“ die Rede, aber von Ehrgeiz keine Spur. Wie soll denn das auch so besonders schätzbar sein, das Königreich der Scholle verlassen und ein windiges Federtier werden! Aber ich mußte mich so und gerade so auswachsen, „sagen sie dazu, was sie wollen“. In der Stadt nachher wehte die Luft zum Fliegen. Und als sie sachte anfingen, die lieblichen Formen der Anerkennung, da behagten sie mir und es erging mir wie

dem Bayern mit seinem Biere: Je mehr ich trank, je durstiger wurde ich und mein Auge schaute aus, auf welchem Wege Ehre zu erwerben ist. Da hörte ich eine leise Stimme: Halt! — Ich weiß nicht, kam sie aus heiligen Höhen oder aus menschlichen Tiefen. Halt! rief es, wenn du auf diesem Wege weitergehst, so kommst du auf die Alltagsfläche, zur Liebedienerei, zur Handlangerei für der Philister Schwächen und Begierden, zum Parteigötzen, du findest eine Menge Leute und verlierst dich selber. Wer nach Ehre jagt, der begibt sich in die Knechtschaft der Menge und muß nach ihren Pfeifen tanzen. Der Ehrgeiz ist nicht die hochgemuteste, nein, sie ist die untertänigste aller Leidenschaften. Der Stolze wird auf andere verzichten, um sich selbst zu behalten. Bleibe du im Gerichtssprengel deiner selbst, laß dir von niemandem gebieten, als von dir selbst. Sei zu stolz um nach Ehre zu haschen!

Ehre ist das Gelten eines Menschen bei Lebenszeit. Ruhm ist das Gelten, das ihm die Nachwelt zuerkennt. Egoistische Triebe sind beide, der Ehrgeiz wie der Ruhmgeiz, denn sie feiern nur die eigene Person und ihren Ruf. Wenn dieser Trieb die Haupttriebfeder zu großen Taten ist, dann mögen solche Taten zwar auch gemeinnützige sein, sind aber ethisch nicht viel wert. Der Altruismus, das Leben für andere, für alle, verlangt, daß das Wohl der Menschheit der Ruhmlust des einzelnen, des Leistenden, vorgezogen werde. Der Altruist wird auch dann für das allgemeine Wohl arbeiten, wenn er dafür von seinen Zeitgenossen verfolgt, von der Zukunft sein Name nicht genannt wird. Daß der Name in Vergessenheit gerät, das macht ihm nichts, wenn nur sein Werk

lebt. Seine Nachkommen werden nicht aus dem Ruhme des Vorfahren etwas gewinnen können, wohl aber aus dessen bleibendem Werke.

Er, der Erdgewordene, weiß ja doch nichts mehr, spürt ja doch nichts mehr davon, wenn in aller Welt sein Name widerhallt. Aber da sein Ich möglicherweise neu geboren in der Menschheit weiterlebt, so kommt er ja ohnehin selbst zum Mitgenusse seines voreinst geschaffenen Werkes; hängt ein Name dran, so spricht er ihn aus wie jeden andern der vergangenen Wohltäter, ohne zu wissen, daß er es — selbst gewesen. — Wo bleibt da für das Individuum der Wert des sogenannten Nachruhms! — So kann der Kraftmensch in höherem Sinne sagen: Ich verlange keine Ehre, denn ich schaffe für meine eigene Zukunft.

Mit diesem Ewigkeitsmaßstab kann unsereiner nicht gemessen werden. Wir Kleinen, wir Dazwischenstehenden, die für die alte Welt zu spät und für die neue zu früh gekommen sind, wir Brückenarbeiter müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, das Tiefersinken der Trasse zu verhindern, unsere Mitlebenden in der Not des Daseinsstreites zu laben, zu ermutigen, ihr Auge manchmal nach dem Hochziele zu lenken. Das Gelabtwerden mit zeitläufigen Humoren und Heiterkeiten lassen sie sich gerne gefallen, dafür sind sie dankbar, dafür bieten sie Ehre; für Hinweise auf das Hochziel sind sie schon weniger gestimmt, selbst wenn in künstlerischer Schöne die erhabenen Anbilder vor ihre Seele gestellt würden. Dafür haben sie selten eine andere Ehre, als — ehrerbietiges Schweigen. Wenn man also sieht, daß weniger dem Großen, vielmehr dem Mittelmäßigen der reichste Beifall,

die glänzendsten Ehren zuteil zu werden pflegen, so wird man nachdenklich, wenn über das eigene Haupt der Strom der Auszeichnungen sich allzu reichlich ergießt. Solche Ehrungen haben also doch das Gute, daß sie bescheiden machen, daß sie einen, der vielleicht in hoffärtigen Gedanken schwelgt, daran erinnern, was er ist, wohin er gehört und was ihm gebührt: Der Ruhm des Tages, weil ihm der des Jahrhunderts nicht zukommt. —

Derlei lose Betrachtungen wurden mir oft bestärkt, wenn ich sah, wie viele Opfer an Seelenfrieden, Menschenleben und — Ehre der Ehrgeiz fordert. Selbst wirkliche Ehre vermag der Ehrsüchtige hinzugeben für seine eingebildete. — Über das kostbare Gut der bürgerlichen Ehre ist mein Ehrgeiz im Ernste nie wesentlich hinausgekommen. Was mir trotzdem an außergewöhnlicher Ehre geschenkt wurde, das genieße ich endlich in ruhiger Freude, ohne daß es mich zu hochmütig oder zu demütig machen könnte.

Nebenbei gesagt.

Ich habe Liebe gelebt und Liebe geschrieben, und weiß nicht was sie ist. Das was man von ihr kennt, getraut man sich nicht deutlich zu sagen. Dort, in meinen Jugendzeiten nannte man sie „Sünde", die nur in der Ehe den Namen ablegt. In den Romanen und Gedichten heißt es, daß „Liebe" auf dieser Erde das einzig Göttliche sei. Gemeine wollen wissen, daß sie hin und her pendle zwischen tierischer Brutalität und unfruchtbarer Lüsternheit. — Über meine Liebe bin ich zwar im reinen, ein paar lose Gedanken sollt ihr wissen. Das verlangt die Aufrichtigkeit dieses Buches.

In meinem Vaterhause ist von Liebe nie anders geredet worden, als im Sinne der Nächstenliebe. Ich glaube, daß der zehnjährige Bub sogar die Schnaderhüpfeln in diesem Geiste verstanden hat. Er sah, wie die jungen Leute miteinander scherzten, und dachte, sie sind halt lustig. Wenn einmal ein Wort oder eine Geste von der Mutter „garstig" genannt wurde, so wandte er sich davon ab, ohne darüber zu denken. Wenn er den Haustieren im Hof oder auf der Weide bei der Weiterschöpfung ihrer Gattung zuschaute, so war es eben ein Spaß der Tiere, der weiter nichts bedeutete. — Diese Unbefangenheit, auch als ich schon Wahrheit wußte, dauerte bis zum Herannahen der eigenen Reife. — Und wenn

die Reife eintritt, bewahrt die Natur noch lange ihr Kind und erlöst es gleichsam im Schlaf von unbewußter Last.

Ich bin mit mancherlei Leidenschaftlichkeiten ausgestattet worden, aber die Liebeswoiselei und die Liebesraserei, mit der so viele ihre Mitmenschen beunruhigen, ist mir gnädig versagt geblieben. In eheloser Zeit sumpfen wir ja alle mehr oder weniger eifrig auf nicht öffentlich gestatteten Fußsteigen. Ein paar kompakte Torheiten habe schon auch ich gemacht; nein, da stehe ich nicht zurück. Wenn mir ein Mädchen gefiel, dachte ich vor allem ans Heiraten. Zuerst heiraten, dann weiteres. Nach dieser Ordnung stand ich stets in Gefahr, vor dem eigentlichen Verlieben mich zu verloben. So habe ich mich tatsächlich einmal zur Hälfte, einmal zu dreiviertel verlobt, ohne daß ich aus landläufiger Ursache das Heiraten schuldig geworden wäre. Das eine Mal wurde mir die Lösung von dem Mädchen nahegelegt, das andere Mal nahm ich sie auf mein Gewissen. Ich hatte wohl zum Teil unrecht und es ist Leid entstanden; aber beide der Verehrten haben sich später glücklich verheiratet und aus unserer mißratenen Liebe ist ein freundliches Gedenken geworden, das von keiner anderen Schuld, als der einer gedankenlosen Jugendeselei belastet ist.

Vor allem aber — das darf der gewissenerforschende Greis sagen — dem Weibe eines andern hat sich sein Weg nie genähert; da hätte er es immer noch eher verantwortet, jemandem einen Sack Korn zu stehlen, oder einen Zehnguldenschein aus der Brieftasche. Man hat in unserer Waldgegend von Verbrechen mancher Art gehört. Ehebruch? So etwas soll nur einmal vorgekommen sein — dasselbige Haus blieb verachtet.

Ein Wegkamerad hatte mir gerne geraten, recht viele Weiber kennen zu lernen und zu lieben, um ein guter Dichter zu werden. Ich habe auf diese Schulen verzichtet. Wegsher habe ich mir aber doch so viel Erfahrung gesammelt, daß eines Tages jenes Kapitel geschrieben wurde, welches im Buche „Allerlei Menschliches“ unter dem Titel „Liebe und Ehe“ kopfschüttelnde Leser verursacht hat. — Wenn mich ein Beichtvater um nähere Umstände fragen wollte — an Dorfgasseln in Samstagnächten, Almwanderungen, Aufenthalt in Großstädten erinnernd — so wäre ich am Ende in derselben Verlegenheit wie das Bauernbübel, dem am Beichtstuhl zu wenig Sünden einfallen. Vorhanden werden ihrer ja sein, aber einfallen tun sie einem nicht. Als ich im Leben stand, da habe ich viel Liebe gesehen und viel Liebe gedacht. In hundertfachem Reigen. Sie ließ sich von mir besingen, beschreiben, ohne besonderen Schaden zu tun. Obschon mich ein schwäbischer Mönch einmal in allem Ernste aufgefordert hat, die Alimenten zu zahlen für einen, der von meinen Liebesgeschichten verführt worden sei.

Ansonsten hatte ich zur Liebe selten Zeit. Große Eindrücke und große Absichten verflauen dazu auch die Stimmung. Auf schönen Reisen, unter der Spannung größerer Arbeiten, unter der Last von Pflichten sind meine Sünden nicht zu finden; auch bei schönen edlen Frauen nicht — je mehr sie mich seelisch innerten, je weniger meldete sich die Versuchung. „Zum Sündigen eignen sich die Gemeinen besser“, hat einmal einer gesagt. — Der Liebesqualität wegen könnte man den Verliebten fragen: Rühmst du dich der Liebe? Schämst du dich ihrer? Hast du Ehrfurcht vor ihr? Der Unzüchtige rühmt

sich, der Unschuldige schämt sich — der wahrhaft Liebende hat Ehrfurcht.

Das eine darf gesagt werden, ich habe keiner das „Lebensglück zertreten“, keiner „das Herz gebrochen“. Von allen, die mich „nicht kriegten“ hat sich jede getröstet, und wahrscheinlich recht leicht.

Es gab Zeiten, da ich triumphieren zu dürfen glaubte über sonst viel herrischere Dichterkollegen, die unter der Tyrannei Kupidos immerfort gar erbärmlich wimmerten und nichts mehr im Kopfe und im Blut zu haben schienen, als Mädeljägerei und Weibsgelüste. — Aber, dann kamen schon andere Zeiten, die mich demütig machten. Man will eine Lebensgefährtin und sucht nur das Weib. Das ist gefährlich. Als bei mir die Rechte erschien, sah ich zunächst nicht das Weib, sondern den sympathischen Menschen, der mir einzig gut ist, dem ich einzig gut bin, mit dem ich zusammen sein möchte immer und immer. Und dann erst, bei dem Zusammensein mit diesem Menschen ist sachte die Liebe gekommen, die es offen sagte, was sie meint.

Soll das ein Bekenntnis sein? Ist das alles? Nebenbei gesagt, mehr wüßte ich kaum anzudeuten. Sollte ich in der Jugend wirklich etwas versäumt haben, so hat Amor, der streng rechnende Bub, es mir für spätere Tage gutgeschrieben.

Meine Frau Anna.

In meinen Lebensbüchern stehen viele Grabmäler. Gott sei Dank, daß ich wieder einmal von jemandem reden kann, der noch da ist und ohne dessen Dasein ich für mein Leben nicht fünf Groschen gäbe. Ich spreche von der Frau, die seit 34 Jahren meine Gefährtin ist. Sie muß sich gefallen lassen, mir zuliebe, daß in diesen Erinnerungsblättern angedeutet wird, was sie mir geworden.

In dem Aufsatze „Mein Weib" (Weltleben I) habe ich erzählt von der längst Entschwundenen und wie das Andenken an sie mit mir in stummer Pietät so schön und edel hochgehalten wird von der, die der Himmel mir an ihrer Statt zugeführt. Beispiele von solcher Frauenhoheit und solchem Herzensadel wird man nicht oft finden.

Einige Jahre nach jenem Verluste war ich zu Gaste gewesen im Sommerhause einer Wiener Familie Knaur bei Krieglach. Ich suchte mich mit allerlei Arbeiten zu zerstreuen; so gab ich zur selben Zeit, vom Magdeburger Buchhändler Baensch veranlaßt, die Schriften des Tiroler Dichters F. J. Lentner neu heraus. Da geschah es nun, daß bei Besorgung der Korrekturbogen mir das kaum erwachsene Haustöchterlein Anna behilflich war, indem sie mir das Manuskript vorlas, während ich den Satz

prüfte. Sie las so ausdrucksvoll, daß ich ihr daraufhin einmal ins Auge schaute. Übrigens ging es dabei gar kühl und förmlich her, und es war kein dämmernd Ahnen, daß wir zwei ein paar Jahre später ein Ehepaar sein würden. Am 1. Mai 1879 in der Pfarrkirche zu Krieglach hat Anna Knaur sich mir fürs Leben anvertraut. Ein neunzehn Jahre junges Mädchen einem sechsunddreißig Jahre alten Witwer mit zwei Kindern von fünf und vier Jahren! Hat sie es bedacht, habe ich es bedacht, welche Möglichkeiten für Konflikt und Leid in diesen Tatsachen liegen können? Dazu kam, daß Anna von der reichlicheren Lebensführung eines Wiener Bürgerhauses herabstieg in die einfache, allem Luxus abgewandte Häuslichkeit eines deutschen Poeten. Dazu kam ferner ein hochgespannter Idealismus, ein bewegsames Temperament des zarten Wesens, das jede Unebenheit, jede Enttäuschung besonders heftig empfinden mußte. Es war ein Wagestück! — Die Zeit der Prüfung kam bald, die junge Frau war tapfer und voller Pflichteifer, ich merkte, wie sie heimlich litt, ich litt mit ihr und konnte nichts ändern. Aber die Liebe, die echte, mit der das Mitleid ist, die alles überwindet, sie hat gesiegt.

Die Herzens- und Geisteseigenschaften dieser Frau liegen nicht auf der Oberfläche. Da zeigt sich eher ein herbes, sensitives Wesen, das die Widerwärtigkeiten des Tages doppelt grell fühlt und leidenschaftlich darauf reagiert. Man muß sie in unterschiedlichen Lebenslagen gesehen haben, um das Goldherz zu erkennen, die Güte, die Verläßlichkeit, die Opferbereitschaft, deren diese Frauenseele fähig ist. Wenn ich — der so oft als „gut" gepriesener Mensch — auch nur annähernd so gut wäre,

wie meine Frau Anna! Sie zankt wacker, wenn es sein muß oder auch nicht sein muß, aber sie hilft, wo es sein kann oder manchmal auch fast nicht sein kann. Hierin mutet sie sich und muten andere ihr oft mehr Kraft und Möglichkeit zu, als billig ist, das Fazit hat sie manchmal mit ihrer Gesundheit zu zahlen. Sie ist den Stimmungen der Sympathien und Antipathien unterworfen, aber im entscheidenden Augenblick siegt das Rechtsgefühl — eine bei Frauen nicht allzuhäufig vorkommende Eigenschaft.

Wie radikal und gediegen hat Frau Anna meine Häuslichkeit gebaut. Viele Jahre lang allerdings hat sie dazu gebraucht, Drängen und Liste waren nötig, mir Gewohntes gegen Geschmackvolleres zu vertauschen, bis eine einfache aber stilrichtige Einrichtung des Hauses die Bewohner erfreute. Ein paar alte, bewußte Ölfarbendruckbilder haben sich freilich bis heute an der Wand behauptet als Zeugen einer frugalen Jugend. Frau Annas Regime wäre geeignet ein Rittergut zu beherrschen, um so gründlicher und umsichtiger versorgt sie Poetenhaus und Garten. Und auch das nicht zu vergessen, daß sie mir bei manchen gemeinnützigen Vornehmungen ein beratender und ermutigender Kamerad gewesen ist. Und daß sie, mich völlig entlastend, alle häuslichen Sorgen allein trägt, mir das Heim so schön und behaglich als möglich macht, das ist ihre kräftige Mitarbeit an meinem Beruf, der Losgelöstsein vom Alltag und geistiger Sammlung bedarf.

Ihr feiner Geschmack in Kunstdingen, ihr Interesse für Altertümer einerseits und moderne Entwicklung anderseits hätten etwa größere Reisen bedingt; die sind

leider nicht gemacht worden. Der Gesundheitszustand, der bei mir zumeist elend, bei ihr nicht fest war, hat uns die Anstrengungen und Widerwärtigkeiten größerer Fahrten und zweifelhafter Unterkünfte nicht wagen lassen. Eine Reise durch Oberitalien und Tirol, ein paar Seefahrten auf dem adriatischen Meere, eine schnelle Vorlesetour durch Böhmen und Norddeutschland, ein vierzehntägiger Aufenthalt in Tirol, Alpenfahrten und Bergwanderungen in Steiermark und Kärnten — das war so ziemlich alles, wodurch wir gemeinsam die weite Welt angeschaut haben. Ich hätte unterwegs an Kunstverständnis und Geschmack von meiner Begleiterin schon was lernen können, wenn es überhaupt möglich wäre, solche Sachen von außen in eine Seele zu schütten, die mit anderen Dingen vollgerüttelt ist. Doch genieße ich ja täglich mit dankbarer Freude eine Häuslichkeit, die von dem feinen Sinn der Hausfrau so freundlich ausgeschmückt und so musterhaft in Ordnung gehalten wird. Mir ersetzt das die große Welt, während meine geistesrege Anna freilich nicht von ihr gesättigt ist. Aber auch sie findet ihr Genügen an den nimmermüden häuslichen Schaffen und Sorgen im kleinen wie im großen, in musterhafter Verwaltung dessen, was ich in meinem Berufe erwarb und womit sie den Haushalt zu decken verstand. Ein bißchen weniger Schaffenseifer ihrerseits, ein bißchen mehr sich gehen lassen zu ruhiger Erholung, besonders im Freien könnte in unserem Leben jene Kunstharmonie krönen, von der die Kunstwerke aus Menschenhand nur Symbole sind.

Aber auch diese gemeinsamen Erholungsstunden auf dem stillen Lande wollen uns nicht gegönnt sein. Es kam jene unlustige Zeit, da ich — um meines Brustleidens

wegen alles Sprechen zu vermeiden — meine Spaziergänge und Landfahrten allein machen mußte. So habe ich frühzeitig auf das Glück, mit Weib und Kind Natur zu kneipen, verzichten müssen. Anfangs empfand ich die Vereinsamung bitter hart, aber es gewöhnt sich alles, und der Lieben aus kleiner Ferne zu denken ist oft fast noch süßer, als sie mit allen ihren bewegsamen Sonderneigungen an der Seite zu haben.

Unsere seelischen Verschiedenheiten sind ungefähr so, daß sie zusammen eine Einheit geben. Das merke ich allemal besonders dann, wenn mir etwas auf dem Herzen liegt, ob Schweres, ob Frohes. Gerade bei letzterem muß ich schnurstracks zu Frau Anna laufen und es ihr mitteilen und erst dann, wenn sie dasselbe mitdenkt und wenn sie sich mitfreut, wird es ganz mein eigen. Kummer bei ihr ablasten können, ist freilich auch gut, aber ist es auch edel, den geliebten Menschen zum Leide einzuladen?

Frau Anna verstand es stets besser, mich mit Angelegenheiten zu verschonen, die eher zu beleiden als zu beheben sind. Der schaffende Poet mochte ihr dafür Dank wissen, der Gatte und Freund aber hatte darob manche Stimmung der Abgegrenztheit, ja fast der Vereinsamung zu bekämpfen.

Heldenhaft hat Frau Anna sich in Tagen meiner schweren Krankheiten bewiesen. Da war sie nicht etwa bloß die liebevolle Trösterin, die lächelnd am Bette sitzt, den Kranken an der Hand hält und ihren Kummer zu verbergen weiß; da war sie die nimmer ruhende, sich aufopfernde Pflegerin, die stark und klug Tag für Tag das Richtige tat und veranlaßte, um das Leiden zu mindern, die Heilung zu fördern. Ich merkte wohl, wie schwer

sie trug, aber ihr Mut hob mich der Genesung zu; in ihrer Nähe, so war mir, könne mir nichts geschehen. — Kleine Widerwärtigkeiten können diese Frau leicht erregen und nervös machen, in wirklicher Not und Bedrängnis hat sie nie den Kopf verloren, hat mit zielbewußter ruhiger Energie angepackt und stets das Richtige durchgeführt. Da ist sie einfach bewundernswürdig; in diesen Zeilen das erstemal habe ich den Mut, ihr das zu sagen — jede sentimentale Note vermeidend, denn damit würde ich bei Frau Anna schlecht ankommen.

Nicht anders aufopfernd ist sie für die Kinder, wobei sie in wichtigen Dingen das Wohl der beiden älteren ebenso gewissenhaft wahrt, als das ihrer eigenen drei. Nicht selten ist es geschehen, daß auch diese älteren Kinder sich hinter die Mutter steckten, wenn sie bei dem nicht immer willfährigen Vater was erreichen wollten, und daß die Mutter mit derselben Wärme, wie für die jüngeren, ihre Fürsprecherin war, wie sie ja überhaupt an deren Geschicken den gleichen liebreichen und beständigen Anteil nimmt. (Wie diese Frau sich zum Andenken an die Frühverstorbenen verhält, das ist im ersten Band von „Mein Weltleben" schon gesagt worden.) Es hat ja wohl auch Gewitter gegeben, wovon der schönste Sommer nicht verschont sein kann, aber es ist nicht ein einziges Mal geschehen, daß etwa der älteren eines bei mir über die „Stiefmutter" geklagt hätte. Das Wort ist niemals ausgesprochen worden. Ein Glück für mich, wofür ich dem Himmel nicht genug danken kann, daß die fünf Geschwister untereinander in treuer Neigung zusammenhalten und miteinander ebenso zur Mutter stehen. Auch darüber wird nicht geredet. Wie die älteste Tochter

bestrebt ist, im Haushalt der Mutter eine Stütze zu sein, so trachtet die jüngste mit kluger Beiordnung, Lernensfleiß und ihrem heiteren Sonnenschein der Mutter Gesicht zu erhellen.

Vielleicht, daß man Frau Anna für solches Familienglück, wie es uns seit vielen Jahren beschieden ist (o Gott, erhalte es uns!), ein bißchen von stimmungsmilder Beschaulichkeit wünschen dürfte. Denn dazu fehlt ihr einigermaßen das Talent. Sie ist eben ein Mann der Tat, der im Leben deutlicher die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit sieht, als die oft mehr versteckten Vorzüge, und der gerade darin die Notwendigkeit erkennt, das Ungenügende zu verbessern. Ohne diese kritische Ruhelosigkeit würde wenig Tüchtiges geschaffen werden. Aber diese schöpferische Bewegsamkeit ist es auch, die manchen eine friedliche, behaglichere Schönheit des Daseins versäumen läßt. Redlicher als Frau Anna hätte selten jemand Ursache, sich des Dankes zu freuen, den sie um Gatten und Kind, um die Familie im weiten Kreise, um zahllose andere, denen sie in ihrer Weise Gutes getan, erworben hat.

Noch Eins von den Kindern.

Über meine fünf Kinder, über die vier Enkel und ihre Art in den kindlichen Jahren habe ich viel geschrieben. Teile davon finden sich im ersten Bande des „Weltlebens“ und in anderen meiner Bände zerstreut, endlich gesammelt in dem „Buch von den Kleinen“ (Leipzig 1911). Dann lag in meiner Mappe noch ein Stück etwa aus dem Jahre 1898, „die Himmelfahrt“ genannt, in dem ein paar bezeichnende Unterschiedlichkeiten und Eigenarten der heranwachsenden Jugend zwar ein wenig phantastisch, aber sonst nicht übel angedeutet sind. Es kann hier beigelegt werden.

Die Himmelfahrt.

Wir saßen im dunklen Zimmer ganz nahe beisammen, meine kleine Martha und ich. Im Hause war's still, wir waren allein. Wir hatten mancherlei besprochen von heute und von gestern. Dann schwiegen wir. Jedes hatte, wie es in der Dämmerstunde manchmal vorkommt, ein zitterndes Herz.

Plötzlich rückte die kleine Martha noch ein bißchen näher und sagte: „Weißt du, Vater, was mir am liebsten wäre?“

„Ah, du hast wieder ein besonderes Wünschlein. Heraus damit.“

„Wenn wir, ich, du, die Mutter, die Anna, die Grethel, der Sepp und der Hans, alle auf einmal sterben täten!“

„Das wäre dir am liebsten? — Aber wieso kommst du denn jetzt aufs Sterben?“

„Ich denke immer ans Sterben, Vater, seit wir die gestorbene Frau haben gesehen, wo das Mädel so weh geweint hat. Ich möchte schon die gestorbene Frau sein, aber das Mädel möchte ich nicht sein.“

Wenn ich's genau bedenke — mir ginge es auch nicht anders.

„So könnten wir ja den lieben Gott darum bitten, daß er uns alle zugleich sterben läßt,“ meinte die Kleine.

„Das könnten wir freilich. Er tut's aber nicht gern. Es müssen immer einige zurückbleiben, um zu spüren, wie sehr sie die andere liebgehabt haben.“

„Aber, Vater, das spüren wir ja auch so,“ sagte die Martha.

In mir war bei diesem kindlichen Gespräch wieder einmal etwas wach geworden. Und ich wollte das diesmal so ernsthafte Dirndl auf demselben Wege zu etwas Heiterem führen.

„Du!“ rief ich lustig, „das möchte kein schlechter Schreck sein beim heiligen Petrus vor der Himmelstür, wenn auf einmal die ganze Sippe angerückt käme!“

„Was täte er dazu sagen?“ fragte die Kleine, denn jetzt hatte sie mich dort, wo sie mich haben wollte — beim Fabulieren. Und mein Rädchen schnurrte.

„Oho! täte er sagen, was kommt denn da für eine wunderliche Bande daher! Klein und Groß. Werden doch keine Zigeuner sein!“

„Aber, Vater, der heilige Petrus wird dich doch kennen!“

„Mag sein. Doch hat er was anderes zu tun, als sich um steirische Dichter zu kümmern.“

„Mich kennt er.“

„Der Tausend hinein! Woher denn diese Bekanntschaft?“

„Ich bete jeden Tag zu ihm, weil er dein Namenspatron ist.“

„So, so! Beten tust für mich. Na, dann will ich es schon glauben, daß wir eine gute Aufnahme finden. — Da müssen wir aber auch in guter Ordnung anmarschieren. Und die Jüngste voran, schon der Fürbitt' wegen; die Alten hinten drein. — Kleine, wird er sagen, du bist ja die Martha! Du hast ein frommes Herzel und bist ein kluges Mädel. Aber das Fäustlein brauchtest nicht immer so fest zusammenzuhalten, wenn ein Kreuzer drin ist! Siehst du, wie er alles weiß, der alte Weißbart! Na na, Dirndl, fürcht'

dich nicht. Mit einem so munteren Blondköpfel werden wir keine Geschichten machen. Komm herein!"

— Sind Kinder drinnen?

— Aber freilich. Mehr als Große. Da muß man den Gottvater kennen. Ein reiner Kindernarr!"

Martha: „Und dann macht er die große Tür auf?"

Ich: „Ob es gerade die große sein wird, weiß ich nicht. Jedenfalls eine, durch die so ein Knirpsel bequem hinein kann. Also, eine wäre gut aufgehoben, nun kommt die zweite dran, die Grethel."

Martha (sich die Händchen reibend): „Na, das wird lustig werden!

Ich: „Laß es gut sein. Sie tritt ganz anständig vor. Mit halb gebogenem Ellbogen, wie ein rechter Student, faßt sie seine Hand und drückt sie fest.

— Au! ruft der Petrus! du quetschest mir ja die Finger.

Du bist so liab, Petrus! sagt sie voller Freude.

— Und diese Baßstimme. Du bist wohl die Grethel, die von ihrer Mutter nach Dresden ins Pensionat geschickt worden ist, damit sie sich das balkerte Steirischsprechen abgewöhnen soll. Nun, und hast du dir bei den Instituts-Fräulein das Stoansteirisch abgewöhnt?

— Na, de hobn von mirs Stoansteirisch g'lernt! — Ober wos hilft mas Steirischredn, wan ih nöt — da hebt das Mädel auch schon an zu schluchzen.

— Ich weiß es, Kind, ich weiß es, sagt der Petrus gütig, Heimweh! Was hilft dir das Steirischsprechen, wenn du nicht in Steiermark sein kannst! Das ist schon die richtige Gattung, das! Komm herein. Im zweiten Gang rechts sind die Steirer. Aber halt, tu' mir den Gefallen und putze vorher deine Schuhe ab!"

Martha: „Aha, da ist sie gewiß just wieder vom Kuhstall gekommen."

Ich: „Allerdings, wo sie der alten Magd beim Melken geholfen hat. Nun also, die wäre auch drinnen. Kommt der Hans dran.

— Heil! ruft er dem Petrus zu.

Der alte Herr schmunzelt und sagt: Das ist der Vorzugs-

schüler. Ein kritisches Köpfel, wie man hört. Dem muß man schon neben dem weisen Salomon einen guten Platz anweisen.

— Danke! antwortet der Hans, neben Juden sitze ich nicht.

— Nicht. Na, dann bei einem heiligen Priester. Deiner strammen Überzeugungstreue wegen magst du dich zum heiligen Johannes von Nepomuk setzen.

Der Hans blickt dem Petrus offen ins Gesicht und antwortet ganz höflich: Ich mag auch neben Tschechen nicht sitzen.

Jetzt zwinkert der heilige Petrus mit den Augen, als wäre ihm eine Mücke hineingeflogen: Du! Du! Du! — Na, ich weiß ja, die Studenten! Was aber den Himmel betrifft, du entschuldigst schon, junger Freund — der ist international."

Martha: „Was ist das, international?"

Das hat mich etwas aufgeweckt aus meinem redenden Traume. Kinder sind ja noch ganze Menschen, die für Schlagworte der Parteien kein Verständnis haben. — Ich spinne weiter:

„Als der heilige Petrus so gesprochen hat, schiebt sich der Hans auf den Schuhabsätzen um und schreitet die Wolkentreppen hinab zur Erde. Der Petrus blickt ihm nach, schüttelt den Kopf und murmelt: Merkwürdig! —

Also, nun kommt die Große.

— Bitte, ein bißchen rascher voran! Mein Fräulein, darf ich bitten?

Die Annerl, sie geht ganz langsam, als hätte sie Angst. Dann macht sie ihre Verneigung und sie käme lieber ein anderesmal.

Ei, Närrchen! sagt er, wirst den weiten Weg zweimal machen. Was finge die kleine Martha mit dem Himmel an, wenn ihre Annerl nicht drinnen wäre! Zudem bedürfen wir einer Hausdichterin, die alten Herren Poeten sind lauter Heiden, und die jungen tun bei so was gar nicht mehr mit. An lustigem Stoff soll's dir bei uns wahrlich nicht fehlen. Komm, Mädel, und mache es dir bequem."

Martha: „Hat er denn gewußt, daß sie dichtet?"

Ich: „Das sieht man jemandem schon an den Augen an. Die Annerl steht immer noch unentschlossen da — und sie täte auf einen Grafen warten.

Du, sagt der Petrus zu ihr, wir haben eine lange Ewigkeit, aber dazu, fürchte ich, wird sie zu kurz werden.

Da legt sie den Zwicker auf die Nase, schaut ringsum und geht hinein.

Na, sind's endlich alle? Noch immer nicht!

Der Sepp.

Sapperlot! ruft der Petrus, dem Alten wachsen sie über die Achseln! Aus dem könnte man ja schon bald drei machen: Einen Musiker, einen Bildhauer und einen Mimen!

Mediziner Sepp! stellt sich dieser vor.

Mediziner, so so! Da hätte man ja in deiner irdischen Praxis nicht stören, hingegen dich zum himmlischen Hoflieferanten ernennen sollen!

Der Sepp lacht, versteht Späße, weil er ihrer selber macht. Dann will er sich gemütlich eine Zigarette drehen.

— Was machest du denn da? fragt der Petrus ernsthaft, dann allerdings müßte ich dir sagen: Das Rauchkoupee ist weiter unten — ganz tief — ganz tief — verstehst du?!

Wie der Sepp merkt, der Alte spiele auf die Hölle an, sagt er schnell: Richtig, daß ich nicht vergesse, eine Empfehlungskarte habe ich abzugeben. — Er sucht im rechten Rocksack, sucht im linken, sucht in der Westentasche.

Der Petrus schaut ihm zu und sagt in singendem Ton: Schlampert sein mer?

— Richtig, da ist sie.

Der Petrus nimmt die Karte, wendet sie, hält sie an die Stirn, weil er kurzsichtig ist. Paula! — Ah schön! ruft er, das freut mich. Geh nur gleich hinein, Sepp, links hinter den Ofen.

Sie kommt halt auch nach . . . .

Aber natürlich!

Und damit sind sie fertig.

Nun zieht der Petrus sein himmelblaues Sacktuch heraus, schneuzt sich kräftig hinein und schaut um sich. Da sieht er die Mutter.

— Darf ich ersuchen, meine Gnädige? Womit kann ich dienen? Wünschen Sie einen Platz zweiter Güte?

— Pardon, mein Herr, ich bin erste Güte gewohnt.

— Schön. Dann bitte ich die Dame nur geradeaus —.

— Sie verkennen sich. Ich bin keine Dame. Ich bin eine Mutter. Und Sie werden wissen, daß eine Mutter im Himmel keine Freude hat, solange eins ihrer Kinder noch draußen ist.

Der Petrus blickt sie treuherzig an und sagt: Kränken Sie sich nicht darüber, daß Ihr Hans den Rückweg angetreten hat. Er wird schon wieder kommen, ich versichere. Und derweil lasse ich ein Guckloch aufmachen, durch das Mama von hier aus stets beobachten kann, was er treibt und wie es ihm geht. Auch einer allfälligen Fürbitte für ihn werden wir gerne Gewicht beilegen. Bitte höflichst!

Er schiebt die Tür auf. — Die Sezessionisten sind im siebenten Gang um die Ecke.

— Gott sei Dank! ruft die Mutter aus, daß man wenigstens etwas hat! Dann geht sie hinein.

Nun ist noch der letzte da, der Vater.

Er ist bei dem langen Stehen müde geworden und hat sich an eine Schneewolke gelehnt, an der etliche Engel Flocken zupften.

— Also, das wäre der Poet! redet ihn der Petrus gemütlich an. Wir kennen uns. Du hast mich ja schon etlichemal ein bißchen gehänselt. Laß es gut sein. Anders tut ihr's ja nicht mehr, ihr Volksdichter selbander. Seit Hans Sachs glaubt jeder, sein Häuflein Leser mit Anekdoten von Sankt Peter belustigen zu sollen. Na nun, wenn euch nichts anderes mehr einfällt, als der Alte mit dem weißen Bart und dem Himmelsschlüssel, dann ist es allerdings Zeit, euch in unserem Versorgungshause zur Einlegerschaft zu bequemen. Sage mir einmal, alter Freund, seit wann hast du dein Jägerhemd schon an?

— Nach Gustav Jäger könne man solche Wollenhemden sechs Wochen lang am Leibe tragen.

Sankt Peter rümpft die Nase, daß sie ganz klein und runzelig ins Gesicht hineinschliesft.

— So weit gehe ich nicht, verbessert sich der Vater.

Hast du Verdienste mit?

Der Vater erschrickt, schaut nach rechts und nach links um, als ob ihm ein Bündel gestohlen worden wäre. — Das Einzige,

stottert er dann, was sich etwa zu meinen Gunsten sagen ließe, nämlich daß ich stets bemüht gewesen bin, meinen Dichtungen einen sittlichen Kern zu geben.

Darauf der heilige Petrus: Das war recht schön von dir. Allein wenn du als Dichter anstatt auf Ethik, etwas mehr auf Ästhetik gehalten hättest, wäre es mir noch lieber. Du hast dir es künstlerisch häufig ziemlich leicht gemacht, wahllos, gesetzlos, rücksichtslos so hinschreiben, was einem just durch den Kopf läuft — allzuhoch findet sich das bei uns nicht angeschrieben. Übrigens bist du, soviel ich weiß, auch tüchtig gezaust worden. Also nur hinein in Gottesnamen, an der Tür die zweite Bank von rückwärts.

Der Vater sagt seinen tiefgefühlten Dank, humpelt hinein und setzt sich ganz hinten im Winkel auf ein Brett. Dort ist er schön allein und hat endlich die ewige Ruhe. —

Der Petrus schaut umher, ob niemand mehr da ist. Dann zieht er sich in seine Pförtnersloge und schreibt ins Ankunftsbuch: Heute sieben Personen, alle von einer Familie. Sah stellenweise etwas windig aus, habe sie aber passieren lassen bis auf einen, der wollte nicht. —

Wir sind noch nicht ganz fertig. Was sie im Himmel drin treiben? Das rechnet ihnen niemand mehr nach. Nur von der Mutter ist zu sagen, daß sie ihre Lieblingssachen, die Sezessionisten, das Zweirad und die Tenisklapper ganz unbeachtet läßt. Nicht einmal die Krebsen wollen ihr schmecken. Immer sitzt sie an ihrem Guckerl und schaut hinab auf die Erde, was der Hans macht — der arme Hani!

Der Hans, nun, der hat mutig weiter studiert und bei sich immer Pläne gemacht zur Verbesserung der Verhältnisse des deutschen Volkes. Durch die Technik hoffte er einen Sieg. Vielleicht konnte man eine ungeheure Kriegswaffe erfinden, durch die die deutsche Nation zum Herrn der Erde werden sollte. Wenigstens regte er den Bau einer Eisenbahn über östliche Heiden an, um gegebenen Falles auf einmal das nötige Militär gegen die Slawen zu werfen. Er erwartete auch, daß ihm die Leitung des Baues übertragen werden würde, da bekam im letzten Augenblick dieses Geschäft ein Jude. Das verdroß den Hans, und er begann die

Rechtswissenschaft zu studieren. Auf diesem Weg kommt man am leichtesten in den gesetzgebenden Körper. Er wurde Advokat, wurde Abgeordneter, hatte Aussicht, ein Parteiministerportefeuille zu erhalten, da saß auf diesem Ministerposten eines Tages ein Tscheche.

Hol' euch all miteinander der Kuckuck! dachte sich der Hans und wanderte aus, über das Weltmeer hin, um in Amerika sein Glück zu versuchen. Unterwegs gab es Schiffbruch. In größter Not rettete er sich wie Robinson — den er einst so gern gelesen — durch einen Balken auf eine wüste, unbewohnte Insel. — Dort findet ihn das suchende Mutterauge, wie er in furchtbarer Einsamkeit, Tag für Tag bedrängt von der wilden Natur kummervoll sein Leben fristet. Es vergeht manches Jahr, er weiß nichts von den Himmlischen, und die Sehnsucht nach einem Menschenantlitz macht ihn krank. Da bekommt er — welch unnennbares Glück — plötzlich Gesellschaft. Zwei Männer aus Europa, ebenfalls Schiffbrüchige, retten sich auf die Insel. Sie umarmen sich wie Brüder alle drei. Und wie sie sich vertraulich näher kommen und kennen lernen, ist einer der Ankömmlinge ein Jude, der andere ein Tscheche. — Aber das hat jetzt nichts mehr zu sagen. Menschen sind es, und das ist genug. Sie leben in Arbeit und Eintracht nebeneinander hin, keiner Herr und keiner Knecht. Sie beginnen gemeinsam zu roden, das Land zu bebauen und gründen eine feste Wohnstätte, aus der sich — als nach und nach Ansiedler kommen — eine blühende Stadt entwickelt. Das Gemeinwesen ordnet sich allmählich nach den Plänen des Hans, die nun freilich ganz andere sind, als jene in jungen Jahren. Man nennt das Eiland die Friedensinsel.

Als schlichter Bürger lebt Hans zufrieden und in gemeinnützigem Wirken dahin. Als er endlich, ein uralter Greis, stirbt, legen sie den Leib prunklos, wie er es gewünscht, zur Ruhe unter den Felsen des Strandes. Um seine Seele zu holen, kommen drei Engel vom Himmel und tragen sie hinauf. Da läuten alle Glocken in der himmlischen Stadt, — die halb eingeschlummerten Eltern und Geschwister, sie schrecken auf und fragen, was sie denn läuten?

Da eilt zur Pforte der weißbärtige Petrus herein und mit

heller, fast jauchzender Stimme ruft er ihnen zu: Der Hans kommt! — Er hat geirrt, gekämpft und gesiegt. Er ist größer, als ihr in stetem Frieden des Herzens Vollendeten. — — —"

Nun weiß ich es nicht.

Ich weiß es nicht, war während dieser Erzählung meine kleine Martha eingeschlafen neben mir im dunklen Zimmer, oder war ich in der Dämmerstunde eingeschlafen und hatte die ganze Geschichte nur geträumt. Wahrscheinlich wohl das letztere, denn die Geschichte hatte sich nicht so entwickelt, wie sie für ein Kinderköpflein paßt, sondern eher so, wie ein zitterndes Vaterherz insgeheim hofft und betet für die Seinen.

Das Dirndl hatte sich auch gar nicht weiter gemeldet, und am nächsten Tage ist die Sache mit keinem Worte berührt worden. So daß mir Traum und Wirklichkeit gar nicht mehr unterscheidbar ist und ich tatsächlich nicht weiß, sind wir alle miteinander schon im Himmel, oder sind wir's nicht.

Jener schöne Traum des Vaters hat sich bisher gottlob nicht erfüllt. Zu dieser späten Stunde — mir bebt das Herz vor Dankgefühl — sind wir noch alle beisammen auf Erden.

Sepp, der Älteste, hat seine Paula genommen, hat von ihr bald zwei Buben bekommen und sich beeilt, ihnen ein Haus zu gründen. Als hochgestiefelter Landarzt hat er sich festgestellt in der Waldheimat seines Vaters, von der er nicht fortmag und die er seinen Söhnen vererben will. Dem ernsten Beruf hat sich die heitere Muse beigesellt, die Musik, die ihm ein Heiland ist, damit er gestärkt und froh einer der Leidenden sei. — Tochter Anna, die zweitälteste, erfreut sich und uns auch, wenn zwar selten, mit den schönen Künsten und hat schon auf den Gletschern Spitzbergens steirisch gejodelt. Aber noch lieber betätigt sie sich hierzulande im Dienste der Charitas und was Eltern und Geschwister von ihrem Wesen und Walten

übriglassen, das trägt sie hinaus zu den Armen und Verlassenen. — Hans, der drittälteste, hat sich beizeiten dem Garn der Abhängigen entwunden, ist freier Schriftsteller geworden und erfreut sich mit seiner kleinen Frau ebenfalls einer schlichten Häuslichkeit. Mir hat er die Last „des Heimgartens“ abgenommen, aber nicht die Freude daran. Er hat der Schule auf der Robinsoninsel nicht bedurft, um einzusehen, daß der Mann zwar zu seinem Volke stehen muß, daß sein Geist aber der ganzen Welt bedarf, um sich rein menschlich zu entfalten. — Tochter Gretl ist die resolute Frau eines österreichischen Marineoffiziers geworden, ihre zwei Kinder stehen sich ganz gut mit der italienischen und der kroatischen Jugend Polas oder den Großstadtkindern Wiens, begehren aber stets in die grünen Berge der Waldheimat zurück, wo wir uns jeden Sommer auf ein paar Monate lang alle wieder haben. — Martha, die jüngste, endlich ist Braut eines jungen strebsamen Musikers und sie scheint durchaus nicht die Absicht zu haben, den alten Herrn an der Himmelspforte zu ersuchen, für sie und die Ihrigen das große Tor aufzumachen. Einstweilen, meint sie, sei es auch auf dieser Erde noch schön, und ihr Bräutigam ist derselben Ansicht.

Geistige Wandergenossen.

In meinem Büchlein „Gute Kameraden“ habe ich einer Anzahl von Sangesbrüdern und Lebensgenossen gedacht, mit denen mich das gütige Geschick verbunden hatte und die zu jener Zeit schon entschlafen waren. Diesen sind seither andere — ach wie viele! — nachgefolgt, die mitbestimmend in meinem Geschicke geworden sind und denen in diesem Buche ein dankbares Nachgedenken werden soll. Für einige der älteren Reihe sind noch Ergänzungen nachzutragen, die seit etwa zwanzig Jahren in abgerundeten Skizzen entstanden. Das ist besonders der Fall bei unserem Stärksten und Größten, bei

Ludwig Anzengruber.

Bald nach Anzengrubers Tod fing ich an, Anzengrubererinnerungen niederzuschreiben. Wenn es dann manchmal schien, als seien sie erschöpft, so war das nur ein Fehler des Gedächnisses. Ein neunzehn Jahre langer intimer Verkehr mit solchem Menschen ist doch inhaltreicher und nachwirkender, als man anfangs selbst meint. Daß Gespräche nach vielen Jahren sich nicht immer wörtlich geben lassen, versteht sich. Für die Richtigkeit der Gedanken, der Charakteristik kann ich und jeder bürgen, der diesem Mann nahzustehen den Vorzug hatte.

„Herrjeses! Wenn ein Rezensent Stücke beurteilt,

die er nicht gehört und gesehen hat: wie soll er da ein Urteil abgeben können, das sich hören und sehen lassen kann!" So schrieb mir Ludwig Anzengruber nach Graz, als ein Theaterkritiker seinen „Meineidbauer" abgetan hatte. „Wieder die alte Leier von zwei Liebesleuten, die sich heiraten möchten, und von den Alten, die nicht wollen. Ein zweites Mal wird das Haus füglich leer bleiben, denn unsere Bevölkerung hat Besseres zu tun, als sich darum zu bekümmern, ob der Großknecht des Kreuzweghofbauers die Vroni kriegen wird oder nicht." So ähnlich hatte die Kritik gelautet, die von einem literarisch bestrebten Studenten, allerdings zur „Aushilfe" geliefert worden war.

Ein paar Wochen nach dieser kaltblütigen Hinrichtung eines der gewaltigsten deutschen Dramen kam Anzengruber nach Graz. Wir machten zusammen einen Spaziergang durch den jungen Stadtpark, der damals seine dünnen, schlanken Gerten aufreckte, wo jetzt die knorrigen Bäume stehen. Anzengruber war noch kurz vorher auch so ein Reis gewesen, das jenes Rezensentlein mit einem einzigen Handgriff im Garten der deutschen Literatur ausrupfen wollte. Aber siehe: schon stand die Eiche da, die den ganzen Dichterwald überragte.

Wir unterhielten uns lustig über die Rezension; aber weil ich damals magenleidend war, ging mir mitunter der Humor aus.

„Ärgerlich sind solche Zeitungsgeschwätze," sagte ich.

Er blieb stehen; durch die funkelnden Brillen, die ihm auf der scharfgebogenen Nase saßen, guckte er mich an und sagte: „Ärgerlich? Steht dieses Wort in Ihrem steirischen Volkswörterbuch? Ich glaub's nicht. Das

Wort sollte ein Volksdichter gar nicht kennen." Anzengruber war anfangs nicht gerade leicht zum Sprechen zu bringen; aber wenn er einmal sprach, langsam, mit seiner Fistelstimme scharf betonend und pointierend, dann war es der Mühe wert, ihm zuzuhören.

„Drei Dinge kujonieren uns," fuhr er fort: „physischer Schmerz, Kummer und Ärger. Die ersten sind Löwen; der Ärger ist ein Windhund. Und doch belästigt er uns am meisten, wenn man das Mistvieh nicht zum Teufel jagt. Nein, für das Beest muß man nicht zu haben sein. Man laßt was gehen. Sie ärgern sich da über einen grünen Jungen, der in Ermangelung eigener Fezung auf fremdem Felde Halme sammelt. Lieber Freund! Da kann man in Wien ganz andere Sachen erleben."

In Wien, meinte ich, könne er mit den Zeitungskritiken doch zufrieden sein. Dem Hamerling gehe es dort viel schlechter. Jedes neue Werk von ihm müsse durch die Wollzeile (Zeitungsgasse) Spießruten laufen.

„Die Zeitungen schaden nicht viel," antwortete Anzengruber; „höchstens macht das beständige Loben dem Publikum einen Autor langweilig. Das heißt man: einen Dichter auf warmem Weg auflesen. Übrigens hat die Lesewelt lange Hände und greift um den bissigsten Zeitungsrezensenten herum nach dem Buch. Beim Theater ist das anders; da kann Ihnen ein einziger Lump den ganzen Weg zum Publikum verstellen. Die Operettenleute jetzt: wie sie huschen und zischeln und Ränke schmieden, um den Volksstückdichter nicht aufkommen zu lassen! Was es beim Theater für Trugschleicherei gibt, davon haben Sie keine Ahnung."

„Wie halten Sie es mit einem Rezensenten, der Sie

so recht mit aller Bosheit oder Dummheit zersetzt?" fragte ich.

Er lachte. „Mit einem solchen halte ich's gar nicht. Es gibt unter den schlechten Kritikern ja zweierlei Gattung. Die ehrlichen und die hundsföttischen. Den ersten kann man, ist man just wohlgelaunt, einmal schreiben, ihnen ihre Mißverständnisse und Fehler vorhalten. Wenn man sie achtet. Ist aber besser, man tut's nicht. Niemand ist so empfindlich gegen Kritik wie der Kritiker. Die hundsföttischen, nun: Die schweigt man tot. Sie sind ja bald hin. Sie setzen schon auch instinktiv nichts anderes voraus als das Schweigen der Verachtung."

Während dieses und ähnlichen Gespräches ging von der Kaffeehauspromenade her ein junger Mensch an uns vorüber, der mich grüßte. Ich erkannte in ihm den grimmen Rezensenten des „Meineidbauer" und teilte das meinem Begleiter mit. Ob er nicht seine Bekanntschaft machen wolle, fragte ich neckend.

„Wenn Sie sich mit ihm unterhalten wollen," antwortete Anzengruber: „ich will derweil hinterdrein gehen mit meinem Freunde Gruber." Ludwig Gruber war anfangs nämlich des Dichters Deckname. Unter diesem Namen war er auch als fahrender Komödiant in den Schmieren zu erfragen gewesen. Ich überließ ihn also „seinem Freunde Gruber", machte mich an den kleinen Zeitungsschreiber und begann mit ihm ein Gespräch über das neue Bauerndrama. Anfangs wollte er auskneifen, um auf einen anderen Gegenstand überzuspringen. Ich aber ließ gerade einmal nicht locker. Da erklärte er rundweg, er sei kein Freund dieser rührseligen Schnupftücherdramatik; man habe schon an der Birch-Pfeiffer genug; wenn nun

auch diese Dorfgeschichtenverzapfer anfingen, mit ihren blöden Bäuerinnen und bigotten Bauern Stalldunggeruch auf die Bühne zu bringen, dann müsse man den Musentempel einmal gründlich ausräuchern, und zwar mit starkem Kraut. Hinter uns hörte ich ein Nasenschnauben, das wir später bei Anzengruber so oft zu hören bekamen, wenn ihn etwas Besonderes aufstieß. Ich ließ meinen Rezensenten weiter an. Ob denn dieser „Meineidbauer“ wirklich so unter aller Kritik sei. Da wäre man doch begierig, wenigstens die Fabel zu hören.

„Herr, es ist wirklich nicht der Mühe wert!“ versicherte der junge Mann.

„Aber die Wiener Presse hat ja diesmal mit Respekt, sogar mit Begeisterung das Stück besprochen.“

„Die Wiener Presse! Ich bitte Sie! Da ist ja alles Koterie untereinander.“

Hinten schnaubte es stärker.

„Im vierten Akt soll ja eine so großartige Szene sein,“ sagte ich.

„So lange bin ich gar nicht geblieben,“ antwortete der Rezensent leichthin. „Wissen Sie, ich sprang an dem Abend nur für den Doktor K. ein, der verhindert war. Und offen gesagt: nach den ersten Szenen hatte ich genug. Dann ging ich zu Kollegen ins Bierhaus.“

Nun war der von hinten uns an der Ferse. Der kleine Zeitungschreiber erschrak, als dieser Mann mit dem mächtigen Haupt und der auffallenden Adlernase neben ihm stand. Anzengruber hielt ihm die Hand hin und sprach sänftiglich: „Junger Mann, Ihre Aufrichtigkeit ist eines Handschlages wert. Sie waren gar nicht in meinem Stück, das Sie kritisiert haben!“

Nicht oft habe ich ein so jämmerliches Gesicht geschaut, wie das vom strengen Rezensenten jetzt war, als er merkte, vor ihm stehe der Dichter des „Meineidbauers". Eine Menge Sätze der Entschuldigung begann er zu sagen, kam aber bei keinem über die ersten Silben hinaus. Sein Antlitz spielte fleckig in allen Farben. Da befiel den Dichter ein menschlich Rühren. Er legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte freundlich: „Lassen Sie sich einen guten Rat geben, mein Herr: bleiben Sie beim Bier!"

Damit war der Kleine wohlwollend entlassen. Er scheint den Rat des Dramatikers beherzigt zu haben; wenigstens hat man auf geistigem Gebiet nichts mehr von dem Manne gehört. —

Ein anderes Mal mit Anzengruber auf einem Spaziergang. Wir verschmähten das „Fachsimpeln" nicht, weil ja der Mensch am liebsten davon spricht, wovon sein Wesen erfüllt ist, und uns die Poesie nicht Handwerk, sondern Lebensnerv war. Wir plauderten über dichterisches Schaffen und über dichterische Stoffe. Da äußerte ich, daß er in Oberbayern gelebt oder doch viel mit oberbayerischen Bauern verkehrt haben müsse. Seine Bauerngestalten erinnerten sehr an diesen Schlag.

Er setzte auf die scharfgebogene Nase seinen Zwicker und sagte: „Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher." Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche das nicht. Brauch' so einen nur von weitem zu sehen, ein paar gewöhnliche Worte zu hören, irgendeine Geste von ihm zu beobachten: und kenne den ganzen Kerl aus- und inwendig."

„Sonderbar!"

„Lieber Freund," sagte er, „Sie wissen es ja selbst. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. Was Bauern! Ich bin Großstadtmensch. Aber wenn ich, wie Sie sagen, besser Bauern dichten als Stadtleut' dichten kann, so mag das wohl im Blut stecken. Oder in irgendeinem Knochen, wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren von der Vaterseite sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach."

Da erinnerte ich, daß ein großer Teil Oberösterreichs vor langer Zeit noch zu Bayern gehört hat. „Da sind Sie am End' doch von bayerischer Abkunft."

„Von bayerischer oder von bäuerischer oder von beiden, ganz wie Sie wollen, alles in Gnaden bewilligt."

Ein ganzer Mensch, der er war, legte er auf „Abkunft" kein Gewicht. So einer stammt von allen und ist für alle. —

Anzengruber und ich waren in vielem ganz verschiedener Meinung. Wie es zwischen Freunden schon mitunter zu gehen pflegt. Die gleiche Meinung zweier Menschen in allem fördert keinen und wird nach beiden Seiten hin langweilig. Die Verschiedenheit der Anschauungen hatte zwischen Anzengruber und mir manches ernste, tiefergehende Gespräch zur Folge, aber auch manche neckische Plänkelei. Ernstlich ereifert haben wir uns nur in einem einzigen Fall.

Das war im Dezember 1881, am Tage nach dem Ringtheaterbrand. Ich hatte die rauchende Brandstätte gesehen und die schwarzen, verkohlten Gegenstände, die Polizeileute und Feuerwehrmänner aus dem Schutte hervorgeholt, in Schubkarren oder auf der Achsel davonge-

tragen hatten, Gegenstände, die nichts anderes waren als verbrannte Menschen. Ich hatte die furchtbar aufgeregte Bevölkerung von Wien gesehen, die wildleidenschaftlichen Reden im Gemeinderat gehört, bei denen ratlos und heftig unter gegenseitigen Anschuldigungen darüber verhandelt wurde, wie man die vielen Hundert Leichen bestatten solle. Wien war wie im Fieberdelirium. Mir bangte und ich wartete dem Abend entgegen, da eine Zusammenkunft mit ein paar Freunden in der Dreherischen Bierhalle (Operngasse) verabredet war. Diese Freunde waren Ludwig Anzengruber und Friedrich Schlögl. Schlögl saß schon hinter dem Pfeiler an dem für uns bestellten runden Tisch. Er konnte kaum sprechen, hatte Tränen im Auge und sagte ein- ums anderemal: „Armes Wien!“ Ich empfand ihm's nach; mich erbarmte Wien an diesem Tage unsagbar. „Was noch lebt, das zerfleischt sich,“ murmelte Schlögl, auf die erregte Gemeinderatssitzung und auf die leidenschaftliche Sprache der Presse hinweisend, die ihre furchtbaren Anklagen erhob gegen Behörden und Organe, deren Nachlässigkeit das unerhörte Unglück verschuldet hatte.

Dann kam Anzengruber. Langsam und behäbig schritt er zwischen den Tischen heran, den weichen, breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopf, den Stock fest in den Boden stemmend. Dann hing er seinen Hut und den braunen Überrock an den Ständer, putzte mit dem Sacktuch seine schwitzenden Augengläser, stülpte sie auf die scharfgebogene Nase und blickte fast trotzig um sich. Er setzte sich an unseren Tisch, bestellte Bier und ließ sich den Speisezettel geben, den er von oben bis unten aufmerksam studierte. Im übrigen war er wortkarg, bis Schlögl

ihn anließ mit der ganz leise gesprochenen Frage: „Was sagen Sie dazu?“ „Jetzt san mer fertig mit der Komödie-spielerei!“ rief Anzengruber. Düster starrten wir auf unsere Biergläser. Nach einer Weile fand er seinen ruhigen, sarkastischen Ton wieder und sagte mit hoher, dünner Stimme: „Da hätten mer a Krematorium für Theaterbesucher. Jetzt könnens alle ihre Buden zusperren.“

Schlögl ließ sich die Zeitungen kommen und machte auf mehrere Leitartikel aufmerksam, die in geradezu revolutionärer Weise Sühne forderten. Die Anklagen gegen die leitenden Persönlichkeiten, ja, selbst gegen die Bevölkerung von Wien waren so ungeheuerlich, daß ich mein Bedenken dagegen aussprach. „Soll denn die Bevölkerung, die ohnehin kopflos ist, an diesem Tag noch mehr aufgeregt werden?“

Da hieb Anzengruber mit schwerer Faust auf den Tisch und schrie: „Ja und tausendmal ja! Bis zum Wahnsinn sollen diese Leute getrieben werden, bis zur Empörung! Anders ist dieser österreichischen Schlamperei nicht beizukommen. Wenn die Zeitungen Schwefel, Petroleum und Feuer haben: jetzt sollen sie's über die Dächer dieser Stadt ausschütten. Natürlich meine ich's nur bildlich,“ setzte er in gutmütiger Weise, gegen mich gewendet, hinzu. „Das sei zum Trost unseres friedliebenden Freundes gesagt.“

„Also die Zeitungen sollen noch mehr zetern und hetzen?“ fragte ich.

„So viel sie vom Mund oder von der Feder bringen können. Den Herrschaften muß einmal die Wahrheit gesagt werden, aber so, daß sie ordentlich durch die hohlen Schädel schallt.“

„Das mögen sie ja tun; aber jeden Tag. Nicht nur heute und morgen.“

„Einverstanden.“

„Heute und morgen ist es ein ohnmächtiges Gejammer, das nur verwirrt. Heute ist Beruhigung am Platz . . .“

„Der Teufel hole alle Beruhigung!“ rief Anzengruber; „er kann Hofräte daraus kochen, aus der Beruhigung.“

Und ich: „Gestern haben wir ein Zeichen gesehen, das nie und mit nichts überboten werden kann. Glauben Sie, daß dieser Brand, dieser grausige Hekatombenherd keine Wirkung haben wird? Dann wirkt das Zeitungsgeschrei erst recht nicht. Jetzt ist alles auf, jetzt ist der Weckruf überflüssig. Wenn's wieder zur Ruhe gekommen sein wird — in wenigen Wochen wird ja alles vergessen sein und der Schlendrian schläfrig und dumm weitertrotten —, dann sollen die Zeitungen mahnen und warnen, jeden Tag, den Gott vom Himmel gibt.“

Nun schien auch Schlögl sein Mitleid mit den Wienern vergessen zu haben. Er stellte sich brummend auf die Seite Anzengrubers. Beiden konnte die journalistische Zuchtrute über Wien nicht heftig genug geschwungen werden. Da wurde ich plötzlich unangenehm, nannte sie Freunde der Krakeelerei zu unrechter Zeit, Leute, die in gewöhnlichen Zeitläuften leichtsinnig in den Tag hineinlebten, die Schlamperei als Wiener Gemütlichkeit priesen und nachher in den Tagen des Unglücks nicht genug räsonieren könnten. Dann stand ich auf und ging fort.

Am nächsten Tag kreuzten sich zwei Briefchen zwischen mir und Anzengruber. Wir baten einander um

Verzeihung wegen der „Heftigkeit“; aber wer recht hatte, ob keiner oder beide: Das wurde nicht entschieden. Die nächste Zusammenkunft war in alter Herzlichkeit und Fröhlichkeit. —

Eines Abends waren wir wieder einmal in der „Birne“ gesessen, einem Gasthaus in der Mariahilferstraße zu Wien. Anzengruber hatte sich zuerst eingefunden und, um die Zeit zu vertreiben, sich mit Manuskriptlesen beschäftigt. Als Redakteur des „Figaro“ mußte er allwöchentlich mehrmals einen „Schippel“ österreichischer Politik-, Juden- und Pfaffenwitze durchlesen und wohl auch selber fabrizieren; eine reizende Beschäftigung! Es war kein Wunder, daß wir später Ankommenden an unserem Freunde ein wütendes Gesicht mit geschwollenen Stirnadern, rollenden Augen und der zuckenden Nasenspitze vorfanden. Wir taten noch ein übriges und machten bittere Bemerkungen über die Plackereien eines Witzblattredakteurs, der seine Zeitgenossen mit dem Phosphoreszieren politischer Faulheit ergötzen muß, während er Blitz und Donner schleudern sollte. Der Dichter aß und trank und aß und trank. Dann beugte er sich nach vorn, stützte die Ellbogen auf den Tisch, rauchte seine lange dünne Zigarre, schnob manchmal durch die Nase und war schweigsam. Sonst hatte er in Freundeskreis seine Vergrämung scheinbar vergessen; heute blieb er in sich versunken und gab zu unseren Gesprächen nur selten seinen beistimmenden Brummer.

Spät nach Mitternacht gingen wir in ein Kaffeehaus. Dort griff Anzengruber nach einem Morgenblatt, das schon erschienen war, las die Theaterzettel und schnob. Dann nahm er das Blatt langsam in die Faust und schob

es über den Tisch hin, als wäre es ein Stein. Saß wieder schweigsam da und rauchte. Plötzlich hob er sein Glas Knickebein, trank es auf einen Zug leer, stieß das Glas auf den Tisch und rief mit scharfer Stimme: „Die Canaillen! Wenn sie's nicht wüßten!“

Bald darauf brachen wir auf, um nach Hause zu gehen. Mich begleitete ein Freund bis ans Hotel. Unterwegs sprachen wir über des Kirchfelders (so nannten wir ihn gern) schwere Verstimmung und ich fragte, was er denn mit seinem Ausruf im Kaffeehaus etwa gemeint haben mochte.

Mein Begleiter antwortete: „Anderen Dichtern passiert es, daß sie einfach nicht erkannt werden. Man weiß nicht, was sie bedeuten. Man läßt sie verkümmern und zugrunde gehen. Erst nach ihrem Tod rührt sich's; man sieht ihre Größe, man baut ihnen Denkmale, man reiht sie zu den Unsterblichen. Anders bei Ludwig Anzengruber. Schon mit seinen ersten Dramen hat er alle von seiner Größe überzeugt und die Blätter haben tausendmal seine Kunst gerühmt. Die Wiener besonders wußten, was sie an ihm hatten; aber die lüsterne Operette schmeckte ihnen allmählich wieder besser als die herbe Gestaltung und Weisheit Anzengrubers. Sie ließen ihn links liegen. Die Blätter fingen an, ihn geringschätzig zu behandeln, und vergaßen sein, während es bei ihrem Einfluß gewiß ein Leichtes wäre, ihn zu halten. Anzengrubers Stücke finden keine Bühne; als Zeitschriftenredakteur, wie es schließlich jeder Journaljüngel zusammenbringt, als Macher eines Witzblattes muß er sein Auskommen suchen. Die Witze, die er für den ‚Figaro‘ machen muß, dürften kaum je gesammelt werden. Wie viele herrliche Dramen hätte

uns dieser Mann in den letzten zehn Jahren geschrieben, wenn man ihm das Leben und Dichten möglich gemacht hätte! Ein verhängnisvolles Versäumnis, besonders von der Wiener Presse, von den Bühnenleitern, von jenen weitmäuligen Gesellschaftgrößen, die sich immer als Kunstfreunde, als Träger des liberalen Geistes ausspielen. Die Canaillen! Wenn sie's nicht wüßten!"

Ihn erkennen und doch fallen lassen! Das war an diesem Abend so bitter durch des Dichters Seele gegangen. —

Ein bedeutender Mensch, der sein Lebenswerk der Allgemeinheit dargebracht, hat kein Privateigentum. Nicht bloß, daß er seine Kraft und sein Gut dem Werke opfert, sein ganzes Fühlen, Können und Haben aufs Werk verwendet: auch nach dem Tode, wo andere Leute endlich ihre Ruhe haben — gehört der Unsterbliche den Menschen. Sie geben sich nicht zufrieden mit seinem Werke, sie wollen jede Spur seines Erdenlebens haben; jedes Kleid, das er getragen, jedes Werkzeug, das er gebraucht, jedes Blättchen Papier, das er vollgeschrieben, wird ihnen zur Reliquie. In Stein gräbt man seine Gestalt. Selbst an sein Grab legen sie Hand, exhumieren seine Überreste, um sie nach ihrem Sinne zu betten und zu ehren, oder reihen seine Knochen in anatomische Kabinette ein und schnürfeln in seinem fahlen Schädel nach dem Genius. Und über diesem persönlichen Gedächtnis- und Religionskultus wird leider recht oft des eigentlichen Werkes vergessen. Da gibt es Leute, die sich um eine Zeile Handschrift des Dichters abmühen, die Dichtungen selbst zu lesen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Da gibt es Leute, die mit Fleiß die Stirnknochen messen, die Höhlung des Totenschädels mit größter Wichtigtuerei durchforschen nach

Ursachen und Anzeichen jener Kraft, die sie im Leben so oft bekrittelt, bespöttelt, zurückgesetzt haben. Ach, der Tote kann sich nicht mehr zusammenpacken; anstatt sich aus dem Staube zu machen, ist es am besten, sobald als möglich in Staub zu zerfallen. Erst wenn alle Erdenspuren von ihm verweht sind, leuchtet sein geistiges Werk ruhig und rein über der Menschheit.

Aber es gibt doch auch Überbleibsel eines Lebens, die viel beitragen zum Verständnis der vergangenen Person und ihres bleibenden Werkes. Solche haben wir zu ehren und zu bewahren. Ich spreche nicht vom Spucknapf, den einer benützt, nicht von jedem Brennmaterialbestellzettel, den er geschrieben. Aber Briefe, Privatbriefe bedeutender Menschen gibt es, die der Literatur angehören und besonders bei Dichtern als Kommentare ihres Seins und Schaffens die besten Dienste leisten. Der Schlüssel zur intimen Persönlichkeit eines Dichters ist auch der Schlüssel zum gänzlichen Verstehen ihrer Dichtung. Das am meisten dann, wenn die Dichtung echt ist, das heißt mit der Person des Dichters sich deckt. Das stimmt bei Ludwig Anzengruber.

Dieser Mann wird immer lebendiger, je länger er tot ist. Oft lese ich in seinen Briefen, durch deren Herausgabe Anton Bettelheim der deutschen Literaturgeschichte einen unbezahlbaren Dienst erwiesen hat. Das sind wahre Röntgenstrahlen aus der und in die Dichterseele.

Es ist nicht dasselbe gleiche Gesicht, das Anzengruber jedem seiner Brieffreunde und -freundinnen zeigt, aber es ist stets ein echtes Anzengrubergesicht. Scheinbar herrscht in den Briefen alltägige Angelegenheit vor, aber dazwischen sprüht und glüht es, scherzt und neckt, geistert

und stürmt es, und zwar in einer oft ganz merkwürdigen Art. Ein kecker Humor spielt von Blatt zu Blatt, so daß die Bekenntnisse und Geständnisse von Sorge, Enttäuschungen, Krankheit und allerlei anderem Mißgeschick, an denen sein Leben so verzweifelt reich war, sich oft wie Humoresken lesen. Oder großes häusliches Elend, persönliches Leid wird mit einem Herzensseufzer blitzartig gestreift, dann nichts mehr davon — stolz und trotzig, vielleicht gar mit einem Clownsprung darüber hinweg. In den Briefen der ersteren Jahre an Lipka, Schlögl, Ada Christen und mich rumort zeitweise eine geniale Bummelwitzigkeit, die ihresgleichen kaum hat. Ernste Dinge besprach er mit den Freunden lieber mündlich; in den Briefen war er damals vorwiegend zum Scherze aufgelegt. Es waren eben die paar Jahre des Glückes nach seinen großen ersten Erfolgen. Wie anders ist die Stimmung, wenn er zum Beispiel mit seinem Freunde Gürtler spricht, der ein stets beklemmter und beklommener Theatermensch aus der Provinz war. Trostspendend, ratend, hilfebereit, wenn es möglich gewesen. Möglich war es freilich nicht immer. Alles, was glänzt, ist selbst bei einem erfolgreichen und berühmten Schriftsteller nicht Gold. Viele Leute wollen aber Gold, auch vom Dichter. Sie denken, einer, der gar so schön schreibt, gar so gute, edelherzige Menschen darzustellen weiß, müsse selber so sein. Sie übersehen, daß „Edelherzigkeit" nicht genügt, daß man mit der Phantasie zwar allerhand machen kann, nur nicht bares, wirkliches Gold! Und am allerwenigsten gelingt diese Alchimie einem österreichischen Dichter.

Als Geschäftsmann war unser Anzengruber ja großartig. Alle Achtung, da dachte er schon tüchtig an den

Vorteil. Aber an den — des Verlegers. Trotz des steten Dranges seiner wirtschaftlichen Not stellte er die denkbar bescheidensten Forderungen und fürchtete dabei immer noch, sein Verleger könnte zu Schaden kommen. In Österreich also ging ihm der goldene Stern nicht auf. Verleger im Reiche betteten ihn besser; doch um „Cotta" zu erleben, mußte er freilich erst einmal sterben.

Je geringere Anforderungen er stellte, sei es an die Geschäftsleute oder an die Freunde, je fester blieb er darauf stehen. Handeln ließ er nicht. Bei all seiner Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit war er gegebenenfalls der Unbeugsame — das ist Grundzug seines Charakters. Stark wie der Mann war sein Wort. Ein von ihm gegebenes Wort stand fest wie Granit im Gebirge. Viele der Briefe spiegeln klar diese Eigenschaften, die ihn schon an und für sich — abgesehen von seiner Begabung — zu einem bedeutenden Menschen machten. „Ein Nationalheiliger müßte es werden, dieser Anzengruber," schrieb mir eines Tages Bettelheim, als er in den hinterlassenen Papieren immer mehr Charakterwerte entdeckt hatte, „ein Volksheiliger, bar aller Ziererei und Verstellungskunst, ein herrliches Vorbild der Wahrhaftigkeit und Treue."

Mich verband ein gutes Geschick achtzehn Jahre lang mit Ludwig Anzengruber in Freundschaft. Wir standen uns so nahe, daß wir über Einzelheiten sehr verschiedener Meinung sein konnten, ohne uns zu entzweien. Besonders verband uns der Tropfen Chrisam, durch den die Moral seiner Werke erst die Weihe erhielt. Der Grundzug seiner Weltanschauung war christlich; gegen Kirchliches und manches dem Volke Heiliges ging er viel rücksichtsloser vor, als mir lieb war; mich warnte er vor der Ge-

fahr, „ein katholischer Jugendschriftsteller“ zu werden. Und trotzdem! Nicht daß ich mich prahlen wollte, aber gesagt muß es doch werden, daß die Ultramontanen mich immer weit mehr verlästert haben, als Anzengruber, der „als dramatischer Dichter nicht so gefährlich, weil an den Theaterbesuchern wenig mehr zu verderben sei.“ „Lassen Sö's halt bellen“, sagte Anzengruber einmal, und auf die Verschiedenheit unserer Art anspielend, „auf'n Tisch wern wir wohl beide g'hören, Sö als Öltegerl, ich als Salzfassel“. In solch schlagenden Vergleichen, wie auch die Briefe zeigen, war er stark. Ein anderer Zwiespalt zwischen uns bestand darin, daß er nicht aufs Land wollte, wo nach meiner Meinung seine Gesundheit zu finden und seine dichterische Kraft zu erhalten gewesen wäre. Er war ganz Großstadtmensch; nicht etwa der Stadtgenüsse wegen, von denen hatte er nicht viel, in seinen Verhältnissen hätte er auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt weit besser leben können. Doch den geborenen Wiener hielt das Heimatsgefühl fest und man darf überzeugt sein, daß seine Dramen und Romane auf dem Dorfe lange nicht so gut gediehen sein würden, als im Stadtfluidum. Was uns weiter entzweite und verband, unzertrennlich aneinander festhielt, das ist in meinem Büchlein „Gute Kameraden“ erzählt worden. Es ist schwer zu sagen, wie einem ums Herz wird, wenn Briefe des Freundes, die vor dreißig Jahren von einer Poetenkammer zu andern geflogen, die in kindlichem Spaß und trautem Ernst manche Herzensfalte auftaten, von der die Welt nichts zu wissen brauchte — wenn solche Briefe aus dem vergangenen Jahrhundert gedruckt vor einem liegen. Ein kühles Schauern gibt es, wenn der Freund, der längst verstorbene, wieder von den

Toten aufersteht und einem lachend kecke Scherze zuruft über den Zaun herüber — über den Friedhofszaun!

Seinen eigenen Spuren in den alten Urkunden begegnend, fühlt man mit leisem Weh sich der Vergangenheit gegeben, während unserem armen großen Dramatiker einst weh geschah, weil er — der Zukunft angehörte. Die Zukunft gewährt keinen Vorschuß und so mußte der Mann (der Familienvater) widerwillig taglöhnern, anstatt sich selbst leben und geben zu können.

Aber der Verfasser des „Meineidbauer" redigierte jahrelang das Wiener Witzblatt. Das verlohnte sich besser. Lustig wird es nicht sein, die Menge belustigen zu müssen mit ihren eigenen Torheiten, während man den Beruf des ernsten Reformers in sich fühlt. Anzengruber glaubte an sich. Ob er nach Ruhm gedürstet hat? Nach Ruhm und Ehre für seine Person? Nach meiner Meinung dachte er dafür von sich zu groß und vom Publikum zu gering. Aber nach Erfolgen verlangt die Kraft. Für das Talent, für den geistigen Führer wäre es geradezu unsittlich, nicht nach Erfolg zu streben. Nach jenem sichtbaren, kulturentwickelnden Erfolg, den von Millionen nur einer begehren darf. Daß er dabei auch sich nähren muß können, ist nebensächlich, aber selbstverständlich. Diese Stimmung durchzittert gar manchen der Anzengruberbriefe — eine recht unheimliche Geisterstimme, mahnend, was an ihm versäumt worden ist.

Der Anzengruberſche Briefſtil sucht seinesgleichen und — findet es nicht. Glücklich der Autodidakt, der kein Schulmeisterdeutsch zu vergessen hat! Wenn Anzengruber hergebrachte Wort- und Satzbilder braucht, so tut er's zumeist ironisch, einen andern Sinn hineinlegend. Und

wenn er dann wieder die niedlichsten und gemütlichsten Dinge in geschraubtem Pathos sagt, so wird damit stets die wohltuendste Komik erzielt. Hat er Leides zu sagen, so geschieht es stets in den einfachsten, schlichtesten Ausdrücken, ohne Phrase. — Man könnte ja wohl Proben geben, aber das taugt hier nicht. Die Knöpfe allein lassen noch lange nicht erkennen, wie der Rock sitzt. Wie das gemeint sein mag? Es ist nicht schwer zu verstehen. Ein Dichter ist nirgends so sehr in seiner Gänze und in seiner Tiefe zu finden, als in seinen Werken.

Karl Morre.*)

Die Welt ist ein Narrenhaus! In diesem Worte liegt ein Programm, mehr noch, eine Persönlichkeit. Es liegt darin eine große Philosophie, ein großer Humor, eine große Liebe. Und das zusammen heißt Karl Morre.

Freilich war auch er selber ein Inwohner dieses Narrenhauses gewesen, freilich war er so närrisch gewesen, er, der heiße Mensch, der Dichter, unter die Politiker zu gehen. —

Ihm, der das „Nullerl" geschrieben, war die Welt nicht Null, er konnte nicht gleichgültig bleiben gegen all das unverschuldete Elend und gegen all die prunkende Lumperei der Welt! Und so beging er im Jahre 1886 den Narrenstreich. Er wollte die Welt verbessern und stieg von der Volksbühne herab. Er wollte die Welt verbessern und ging ins Parlament! Das waren zwei ausgiebige Narrheiten auf einmal. Morre war einer jener Humoristen, die von der Welt ernst genommen werden, solange sie die Welt nicht ernst nehmen. Morre war weise,

*) Siehe „Gute Kameraden". Leipzig, L. Staackmann.

solange er in der Welt ein Narrenhaus sah, und war eben ein Mitnarr, sobald er sie gescheit machen wollte. Narren werden anders geheilt als dadurch, daß man ihnen sagt, man wolle sie klug machen. Überaus klug dünkt der Narr sich ohnehin, darin besteht ja eben seine Narrheit. Am liebsten nimmt er noch Vernunft an vom freiwilligen Narren, vom Phantasten, vom Seher, vom Dichter. Ein Dichter, der das Buch, der die Bühne hat, wirkt still und fruchtbar fort in allen Kreisen, in vielen Ländern, durch lange Zeiten. Sein Lauf wird, unter Ausnahme vielleicht von einigen Kritikastern, nicht angefochten, nicht verwirrt, nicht gehemmt, und nach hundert Jahren ist das Wort Fleisch geworden. — Diesen vorteilhaften Posten hatte Morre aufgegeben. Ins Parlament ließ er sich schicken, wo der Streit des Tages wütet, wo der Eigennutz der Mächtigen schreit, wo bar der Menschenwürde und Vernunft die Parteien sich balgen im wüsten Rausche des Erfolges oder im haßerfüllten Knirschen der Ohnmacht! Wo bisweilen eine meutenhafte Hetze sich entfaltet zu einem öffentlichen Hohn der Gesittung.

Und dahinein ließ sich der Dichter schicken!

Wir haben das Schauspiel erlebt, wie er von leidenschaftlicher Überzeugung durchdrungen auftrat für die Rechte der Armen, für die Rechte des arbeitenden Volkes — und wie er dafür ausgelacht wurde. Wenn Morre von einer Altersversorgung der ländlichen Dienstboten sprach, wurden sogar die „Bauernfreunde" schwerhörig. Wir haben es gehört, wie Morre gegen den Sportsübermut der Reichen, gegen das Jagdunwesen, gegen das tolle Pferderennen, überhaupt gegen den Luxus der Bevorzugten und gegen die systematische Niederdrückung des

Bauernstandes wetterte — und wie er dafür verhöhnt wurde! Das haben wir gehört und werden es nie vergessen. Wir haben vernommen, wie Abgeordnete aus derselben Bank sich geringschätzig äußerten über „dieses Nullerl" und mit Achselzucken sagten: Er ist kein Diplomat! — Wahrlich, das war er nicht. Aber ein Volksfreund war er, ein redlicher Kerl war er, der sich in dem, was er vertrat, nicht verbandeln sollte und wollte mit Klubs und Fraktionen.

Er war ein Abgeordneter, wie das Volk sich ihn denkt, das da wählt, und trotzdem hat er unter den herrschenden Zuständen nicht mehr durchgesetzt, als andere. Aber auch nicht weniger. — Solange es ging, wollte man ihn nicht ernst nehmen; daß man ihn schließlich aber ganz kurios ernst genommen hat, das zeigt das Wachsen seiner Gegnerschaft und ihre Wut gegen ihn. Es ist vielleicht ein wenig pathetisch gesprochen, wenn ich sage, seine Gegner haben ihn in den Tod gehetzt! Aber es ist daran etwas Wahres. Der Humor blieb unserem Morre treu, solange es möglich war, aber endlich mußte der Hetze pariert werden, und hierin mutete er sich zu viel zu. Die Anstrengungen der Wahlagitation, die Anfeindungen, die Aufregungen waren zu groß, er brach unter ihnen zusammen, sank aufs Krankenbett.

Auf dem Krankenbette nun wäre Zeit gewesen, einen Rückblick in die bunte frohe Vergangenheit zu werfen, aber die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sein Gemüt zu arg mitgenommen, um noch beschaulich sein zu können.

„Trachte nur, daß du aus diesen Geschichten wieder herauskommst!" sagte zu ihm ein Freund.

„Ich werde bald heraus sein aus diesen Geschichten",

antwortete er mit einer wehmütigen Lustigkeit, „zu Weihnachten bin ich schon beim Christkindl.“ Damals auch war's, daß er mich an der Hand nahm: „Das geht schon über den Spaß, wie ich leiden muß! Im Wald ist es finster, aber um mich wird's bald noch finsterer sein. Oder ganz licht. Der Himmelvater wird doch sein Wort halten. Lebe wohl, Freund! Lebe den Deinen und denke, die Welt ist ein Narrenhaus!“

Es war ein Abschiednehmen, so fühlte er den Tod im Herzen. Doch der Himmel war ihm einige Wochen des Glückes noch schuldig. Als die Weihnachten kamen, lebte er noch bei seiner ihn treu pflegenden Gattin. Als das Neujahr kam, und die ganze Zeit über, strömte ihm eine Flut von Teilnahme, von Beweisen der Freundschaft und Verehrung zu aus aller Welt. Als der Januar war, fand sein Volksstück „Der Glückselige“ in Wien einen großen Erfolg. Damals schrieb er an den Direktor des Raimundtheaters, der besonders durch Frödens Darstellung der Titelrolle eine gute Einnahme erzielt hatte: „Am Samstag war Fröden der Glückselige, gestern waren Sie es, und heute bin ich es.“ — In dieser Glücksstimmung habe ich ihn bei meinem letzten Besuch gefunden. Er lehnte im Sofa, er wollte mir zeigen, daß er auch schon wieder durch das Zimmer gehen könne; allerdings wies er mir auch die weite Weste vor, die an seinem eingefallenen Leib schlotterte: „Siehst du, zwei Morres hätten jetzt drinnen Platz, und selbst wenn sie noch größere Narren wären, als ich es gewesen.“

„Ich habe,“ so fuhr er fort, „dem Himmelvater die großen Schmerzen schier für übelnehmen wollen, aber er hat nur das wilde Fleisch herausgebrannt. Jetzt danke

ich ihm für die Krankheit, sie hat mir wieder sonnenklar gezeigt, was ich für ein braves Weib habe, und wie viele treue Freunde!"

„Und denke dir," so erzählte er, „was mir vor einiger Zeit passiert ist. Madeleine! sage ich zu meinem Weib, jetzt kannst mich im Feldhof (Irrenanstalt) anmelden, jetzt bin ich wirklich verrückt geworden. Kommt's mir vor, es hätte mir jemand jetzt zehntausend Gulden geschenkt für arme ländliche Dienstboten! Nein, das ist nicht, so was gibt's ja nicht!" — Es war wohl doch so, es geschehen noch Wunder, wenn ein Dichterwort ans rechte Herz klopft. Das eine „Nullerl" hatte es erwirkt, daß ein tapferer Einser mit seinen vier Nullen fröhlich heranrollte. Ein hochherziger Edelmann hatte dem Freunde der Armen die genannte Summe wirklich bar zur Verfügung gestellt, und Morre hat sie noch vor seiner Erkrankung ihrem Zwecke sichern können.

Und auf diesem meinen letzten Besuche bei Morre (es war im Winter 1897) erzählte er mir auch noch sehr angelegentlich einen Traum, der ihn in einer seiner Fiebernächte geängstigt hatte. „Willst du ihn merken?" sagte er, „den kannst ja in den ‚Heimgarten' hineindrucken, er ist närrisch genug. — Höre zu. Ich ging den Hafen entlang spazieren, vor mir lag das Meer, lag auch ein großes Schiff. Da kam aus dem Schiffe ein Herr im Jagdanzug und fragte mich, ob ich den Bauernknecht Michel kenne? Er sei dem Michel sechs Gulden schuldig, und ob ich so gut sein wollte, sie ihm zu übermitteln. — Ja, das wolle ich gerne tun, er solle mir das Geld nur geben. — Dann möchte ich die Freundlichkeit haben, ihn auf das Schiff zu begleiten, dort würde er mir das Geld einhändigen.

— Ich ging mit auf das Schiff und sagte zu dem Herrn, er solle schnell machen, die Glocke habe schon das zweitemal zur Abfahrt geläutet. Ich möge doch nicht so ungeduldig sein! sagt der Herr und sucht in seinen Säcken, in seinen Truhen und überall herum nach dem Gelde. Endlich habe ich die sechs Gulden in der Hand, aber wie ich zurück aufs Land will, schwimmt das Schiff schon auf der hohen See. Ich bin überlistet, denke an mein verlassenes Weib, stürme wie rasend umher und sehe, von welcher Gattung das Schiff ist, auf das ich geraten bin. Endlich komme ich zum Kapitän, das ist ein brauner, rotbärtiger Kerl und hat einen großen Mund mit blinkweißen Zähnen. Herr Kapitän! rufe ich ihm zu, ich bin auf das Schiff gelockt worden, Sie müssen mich zurückführen aufs Land! — Sagt der Kapitän: Wer bist du denn, daß du so keck auftrittst? — Sage ich: Reichsratsabgeordneter bin ich! — Sagt der Kapitän: Na, da bist du auch was Rechtes! Dann wird dir eine kleine Luftveränderung nicht schaden. Wir fahren nach Neuseeland. — Sage ich: Um Gottes willen, nächsten Samstag geht das ‚Nullerl‘ neu in Szene und da muß ich dabei sein. — Sagt er: was geht dich das ‚Nullerl‘ an! — Sage ich: Das geht mich viel an, Herr Kapitän, weil ich's geschrieben habe! — Was? ruft der Braune aus, du bist der Dichter des ‚Nullerl‘? Na, warum hast du das nicht gleich gesagt! Beim ‚Nullerl‘ habe ich mich schon oft sehr gut unterhalten. Alsogleich sollst du zurückgeführt werden auf dein Land. — Hat darauf zwei Matrosen befohlen, mich auf einen Kahn zu nehmen und ans Land zu rudern. Mir gab der brave Kapitän noch einen ganzen Schinken mit und eine Flasche Wein. — Die Matrosen

ruderten mich schnell hinaus, und als sie vom großen Schiffe so weit entfernt waren, daß man es nur wie einen schwarzen Punkt sah und den Rauch darüber, da nahmen sie mir Schinken und Flasche weg, und dieweilen ich mich drum wehrte, wollten sie mich ins Meer werfen. In schrecklicher Not ringe ich mit den beiden Kerlen, schon biegen sie mich über den Rand hinaus, da höre ich eine traute Stimme: Karl! — Ich erwache. — Mein Zimmer, mein Weib! — Du hast schwer geträumt, sagt meine Madeleine. Ich war am ganzen Leib wie übergossen vor Schweiß."

So hat er erzählt, und das war die letzte Phantasie, die ich aus diesem reichen Dichterhaupte vernommen. Und wenn man in die letzten Worte eines Menschen tieferen Sinn zu legen gewohnt ist, dann ahne ich wohl, was hier dahintersteckt. — Ob das große Schiff, auf das er wegen des armen Bauernknechtes gelockt wurde, nicht am Ende die — Politik ist? Ob der Kapitän nicht das Volk sein soll und die beiden Matrosen — die Parteien?

Mit keinem Worte hat Morre mich darauf geführt, möglich, daß er sich selbst der Bedeutung unbewußt war, die seine Fieberphantasie ihm vorgedichtet!

Weil er bei der Traumerzählung erregter geworden war, als das bei einem Rekonvaleszenten zu wünschen ist, so wendete ich das Gespräch auf den Champagner, den wir im vorigen Sommer gewettet: er daraufhin, daß er sich nicht mehr wählen lassen werde, ich daraufhin, daß er doch wieder kandidieren wird! Die Tatsache hat mir recht gegeben. Den Champagner aber, meinte er nun, dürfte wahrscheinlich ich zu zahlen haben, weil er sich nicht mehr „hineinsetzen" werde. Jedenfalls nahmen wir

uns vor, ihn demnächst miteinander zu trinken, wobei wir nicht von Politik plaudern wollten, sondern von Poesie.

„Gib dem Perikles den Abschied und halte dich wieder an den Homer. Was macht dein Volksstück: Pater Jakob?“

„Mein Pater Jakob!“ antwortete er mit einiger Wehmut. „Du hast recht, mit dieser Komödie hätte ich jedenfalls mehr ausgerichtet, als in — der anderen.“

„Du wirst es nachholen, Karl!“

Mit solcher Zuversicht haben wir uns fröhlich die Hand geschüttelt — das letztemal.

Sein Volksstück ist Fragment geblieben, ein Schwarm prächtiger Ideen ist unausgeführt, ein reich talentiertes Leben ist größtenteils ungenützt geblieben. Was das Volk im großen ist, das ward der Volksmann im kleinen — ein Opfer der Politik.

Hans Grasberger.

Folgende Aufzeichnung ist noch bei seinen Lebzeiten gemacht worden, anläßlich des 60. Geburtstages. Da seither auch dieser Freund heimgefahren ist, so bekommt er seine Gedenktafel. Also schrieb ich im Jahre 1896:

Mit den Bürgern von Krieglach sitze ich ruhig beisammen im Lesezimmer des Hauses Höbenreich. Gelesen wird wenig, aber auch nicht gerade leidenschaftlich gesprochen. In den Jahren unseres Beisammenseins haben sich die Ideenfluten und entgegengesetzten Meinungen hübsch ausgeglichen. Das Gespräch rieselt über Alltägliches gelassen dahin. Da kommt das Fräulein Grete zur Tür herein, aber nicht in der gewöhnlichen Behendigkeit

der umsichtigen, für alles freundlich sorgenden Hauswirtin, als die sie weitum bekannt ist, nein, in diesem Augenblicke nimmt sie eine gar würdige Miene an, öffnet weit die Türe und ruft heiter: „Da sehen Sie, wer jetzt kommt!"

In der Dämmerung des Vorhauses steht eine Gestalt. Langsam tritt sie über die Schwelle, da schreit alles auf: „Grasberger!" Es ist wie ein Jauchzen. Der Eingetretene, ein behaglich breitgestellter Mann mit frischrotem Gesicht, leuchtenden Augen, wallender Mähne und langem, silberig schimmerndem Barte, steht schmunzelnd da und breitet langsam die Arme aus. Wer hinein will, der soll kommen! Einer ist da, der eilt ihm an die Brust, dem Treuen, dem Ersehnten. Alle Hände strecken sich ihm entgegen, jeder hascht nach einem Ankunftswörtlein von ihm, nach einem guten Blicke. Jeden kennt er ja, und von allen ist er gekannt. Und wie der Mann vielleicht einen Tag vorher in der Kaiserstadt im Rate hochangesehener Würdenträger, berühmter Künstler und Schriftsteller gesessen, so sitzt er nun zwischen den schlichten Dorfleuten und plaudert mit ihnen wie einer der ihren. Das Gespräch hält sich nicht lange bei dem Wetter auf, bald sind reiche Geistesfelder angepflügt, es wird heiter in der Stube, wärmer in den Herzen, als es die liebe gute Dorfwoche hindurch der Fall gewesen.

Grasberger ist da! Am nächsten Morgen weiß man's im ganzen Orte. Man hat ihn ja auch schon vor Sonnenaufgang hinwandeln sehen zwischen den tauigen Wiesen, hat ihn gegrüßt und ein gutes Wort eingeheimt. Man hat ihn stehen gesehen beim ackernden Landmanne und bei der sichelnden Schnitterin. Sinnend stand er am schat-

tigen Waldrande und am glitzernden Bache, und wie er sonst in der Kunst den Geheimnissen der Natur nachtrachtet, so sucht er nun in der Natur die Geheimnisse der Kunst. Dann setzt er sich wohl auch hin an eine Lindenbank und liest aus einem Büchlein oder er —. Nein, schreiben hat ihn noch niemand gesehen. Beten und Dichten soll man im verschlossenen Kämmerlein.

Wenn jemand nun fragen sollte: Wer ist Grasberger? so ist das keiner, der sich umgesehen hat im vaterländischen Schrifttum. Er ist auch fremd in Künstlerkreisen. Seit langem wird kein Literatur- und Kunstbeflissener mehr fragen: Wer ist Grasberger? Aber wenn eines verdienten Mannes sechzigster Geburtstag kommt, da gibt man ungefragt Antwort und Auskunft, und sie ist allen lieb. Nicht daß es des Herkommens wegen wäre, vielmehr unsere Seele verlangt's, unsere Zuneigung, unser Hang, ein Zurückerinnern festlich mitzubegehen, und das um so freudiger, je strammer und frischer der Jubilar noch mitten im Leben steht.

Hans Grasberger stieg aus den Alpen herab. Er ist ein Steiermärker, geboren zu Obdach 1836. Sein Vater, Weißgerber, war durch der Zeiten Ungunst verarmt, doch wurde es dem kleinen Hans möglich gemacht, in die „Studie" zu gehen. Und fuhren im Spätherbste 1849 eines Morgens auf dem klappernden Steirerwäglein zwei Knaben hinaus gegen das Stift Sankt Lambrecht. Dieselben hießen Hans Grasberger und Rudolf Falb, ebenfalls ein Obdacher. Sie haben im alten ehrwürdigen Stifte als Schüler und Sängerknaben ihre erste und grundlegende Ausbildung gefunden. Grasberger spricht heute noch mit warmherziger Dankbarkeit vom Stifte und

nennt es sein zweites Heimatshaus. Hätte er diesem auch äußerlich treu bleiben können, so möchte Hans heute leicht Prälat von Sankt Lambrecht sein. Er betrat jedoch einen anderen Weg, und der ist auch kein schlimmer gewesen. War zeitweilig gleichwohl Frau Kummer seine Begleiterin, so schritt er doch beherzt fürbaß. Nach vierjährigem Verbleibe im Kloster kam unser Hans nach Klagenfurt und später nach Wien an die Universität. Durch die Verwendung eines Freundes war es ihm als dreiundzwanzigjährigen Jüngling möglich, eine Pilgerreise nach dem Oriente mitzumachen. Damals fuhr man noch nicht auf der Eisenbahn nach Jerusalem hinein, sondern es mußten die Steinberge Palästinas noch auf dem Maultiere überschritten werden. Und dürfte es der sechzigjährige Grasberger kaum vergessen haben, wie damals unterwegs durch Judäa der junge Hans die Reisekasse der Gesellschaft verlor, über die er zum Hüter gestellt worden war. Die Not währte nicht lange, ein entschlossenes Zurückreiten, ein kluges Zurechtfinden im Wüstensande, und die Tasche war wieder gefunden. Über die Erlebnisse, Gedanken und Stimmungen jener Reise hat der junge Poet getreulich Buch geführt und seine „Sonette aus dem Orient" sind ein Denkmal dieser Reise. Der fröhliche, sinnige, fromme Dichter taucht unter in die Welt und steigt empor zu Gott. Ein wahres Sonntagsbuch!

Nach jener Heimkehr aus dem Oriente fing freilich die Prosa an. Hans mußte sich zu Wien ins Zeitungsjoch einspannen lassen, dem er aber bald die erträglichste Seite abgewann. Er wurde Feuilletonist und Kunstreferent. Als solcher ward er wiederholt nach Italien entsendet. Von da brachte er manches Schöne mit heim,

so Nachdichtungen von M. Angelo und eigene Poesien, die in „Singen und Sagen“, „Aus dem Karneval der Liebe“ mit enthalten sein mögen. Dann erschienen die Gedichtesammlungen „Licht und Liebe“ und „Ein Triptychon“, in denen klassische Schule mit moderner Art eine glückliche Ehe geschlossen haben.

Daß Hans in den Weiten nicht der Heimat vergaß, ja daß er mit dem Herzen ein kerniger Älpler geblieben, das bewies er drastisch und klassisch durch seine Gedichte in steirischer Mundart. Die Sammlungen „Zan Mitnehm“, „Nix für ungut“, „Ploderſam“ sind an Wahrheit der Volksseele, an Knappheit und Richtigkeit der Form kaum übertroffen. Grasbergers Vierzeilige sind nicht mehr Nachahmung des älplerischen Schnaderhüpfels, sie sind das Schnaderhüpfel selbst; die Lebensweisheit in ihnen entstammt nicht etwa literarischer oder philosophischer Klügelei, sondern unmittelbarer Erfahrung eines regen Gemütes. Man könnte unseren Dichter vielleicht den Mirza Schaffy in der Lodenjoppe nennen. Einmal hörte ich Grasberger — er ist schwer genug dazu herumzukriegen — etwelches aus seinen „Geistlingschichten“ lesen. Die Leute hielten den Atem ein, lauschten und lachten auch, aber der anwesende Ortspfarrer erhob sich und ging davon. In harmlos heiterer Weise hat der arglose Dichter einen Leutpriester charakterisiert, durchaus nicht allzumenschlich, bloß menschlich — aber das verträgt mancher nicht. Unsere Mundart ist in solchen Sachen doch so gutmütig und treuherzig, sie pflegt auch kleine Fehler und Schwächen anmutig zu machen und beklemmende Seelenzustände mit einem guten Spaß zu lösen. Die Herren sollten uns Volkspoeten das nicht so schwer aufmessen.

Bezeichnend nach dieser Richtung hin ist die Einleitung zu Grasbergers „Ploderſam. Geiſtlingſchichten“:

„Ich breche nicht, Hochwürden,
Als Wolf in Eure Hürden,
Der ich von Ketzerei
Mich fühle frei.

Ich weiß, was Eures Amtes,
Der Bürden angeſtammtes,
Sowie, wo noch dazu
Euch drückt der Schuh.

Ich ziel' auf Euer Keinen,
Doch ſitzt, ſo darf ich meinen,
Der ein' und and're Zug,
Das iſt gnug.

— — — — — — — —

Mein Volk iſt mir zu teuer,
Ich lieb' der Wahrheit Steuer,
Drum weder finſt'ren Haß,
Nach ſeichten Spaß.“

Vielleicht hält es der Dichter, heimlich ſchmunzelnd, ein klein bißchen mit den Leuten, von denen er ſagt:

„Hätt's aniabs gern prowiert,
Wia ma Wort halt in Herrgott,
Und 'n Pfarrer anſchmiert.“

Grasberger dürfte zu jenen langſam wachſenden Naturen gehören, die erſt in ſpäteren Jahren jung werden. Bei unſerem Hans kam zuerſt der Philoſoph, dann der Dichter und dann der Bräutigam! Heute mit ſechzig Jahren erfreut er ſich eines jungen glücklichen Familienlebens.

Als Geſchichtenerzähler hat Grasberger etwas lange auf ſich warten laſſen. Die erſten Erzählungen des Dich-

ters kamen in einem recht schwerfälligen Schritte daher, die Sprache war zu gesättigt mit Gedanken, zu tiefgründig und würdevoll. Man kam beim Lesen nicht weiter, jeder Satz gab zu denken, und das will heute die Lesewelt nicht mehr so, wie zu Jean Pauls Zeiten. Doch ist Grasbergers Philosophenfeder bald künstlerisch geworden und ich tue Paul Heyse nicht weh, Gottfried Keller nicht und auch Theodor Storm nicht, wenn ich manche Novelle Grasbergers, was formliche Vollendung angeht, diesen Klassikern des Stiles an die Seite setze. Das Bereich unseres Dichters geht von Orient zu Okzident. Die Novellen „Aus der ewigen Stadt" bieten den Sonnen- und Künstlerhimmel Italiens, während die Erzählungen „Auf heimatlichem Boden" und „Ein neues Novellenbuch" frische Alpengeschichten enthalten. Der Dichter beherrscht zwei Volksherzen, das italische wie das deutsche, er beherrscht zwei Welten, die des Salons und die der Hütte. Und im Bürgershause, in der Gelehrtenstube, in der Künstlerwerkstatt ist er erst recht daheim. Die reizendste aller Grasbergergeschichten betitelt sich „Maler und Modell". Es ist eine Barockgeschichte, so zierlich, so leuchtend und so herzig, wie unsere vaterländische Literatur ähnliche wenig aufzuweisen hat.

Und nun fällt mir das Wort eines Krieglacher Sommerfrischlers ein. „Grasbergers Sonette, seine Mundartschriften, seine Novellen sind reizend, aber wissen Sie, was mir von ihm noch das Liebste ist?" — Nun! — „Er selbst."

Er selbst! das stimmt. „Wir freuen uns schon allemal," fuhr jener fort, „wenn es heißt, der Hans kommt. Überall, wo er sich zeigt, gibt's Anregung und Frohsinn.

Sein Wesen ist die Gemütlichkeit, die Reinheit, die Güte. Er ist selber ein Gedicht."

Ja, aber sein Auge kann auch in Kampflust leuchten, wenn er ein Ideales verteidigt mit beredtem Munde, mit deutsamen Sätzen, die sich gerne in Gleichnissen ergehen, dann gleichsam mit einem Gedankenstriche abzucken, dem Hörer noch etwas zum eigenen Ausdenken übrig lassend. Den Mann als Festredner zu hören! Das ist mehr als rhetorischer Erguß, es ist das volle, warme Ausleuchten einer Persönlichkeit. Einst hörte ich ihn sprechen gegen die Korruption in der Kunst. Ich habe einmal bei nächtlicher Stunde den Ausbruch des Vesuvs gesehen, diese Rede hat mich daran erinnert.

Aber auch dort, wo es sich um vaterländische Interessen, um gemeinnütziges Wohltun handelt, reißt die Beredsamkeit des sechzigjährigen Feuergeistes andere mit sich, und der Idealist wird zum praktischen Rater und Tater. — Unentschlossen, säumig zurückstehend und schließlich gelassen verzichtend ist unser Hans nur dort, wo es sich um seine persönlichen Vorteile handelt, oder um Anerkennung seiner Schöpfungen. Aber gerade durch diese Schlichtheit seines Wesens, durch die opferfrohe Selbstbescheidung, durch die Freude an anderen ist er das geworden, was jener meinte mit dem Ausspruch: Mir das liebste an seinen Werken ist er selbst.

Hans Grasberger hat seinen sechzigsten Geburtstag nur um ein Jahr überlebt. Er hat sterben müssen ohne seine poetischen Werke literarisch geborgen zu sehen. Zukünftige Forscher dürften sich wundern, daß er so rasch vergessen werden konnte.

Friedrich v. Hausegger.

Vor ungefähr vierzig Jahren sah ich ihn das erste=mal in der Herrengasse zu Graz. Er fiel auf durch sein reiches, langes Haargelocke, das über Nacken und Schulter wogte, und durch sein leidendes Aussehen, vor allem aber durch sein scharf durchgeistigtes Gesicht. Wer er sei? Ein Doktor der Rechte und Musikkritiker der „Tagespost". Aber er würde weder das eine, noch das andere lange mehr sein — es sitzt ihm der Tod in der Brust. Wer seine kurzatmige, umflorte Stimme vernahm, der glaubte es willig, das Todesurteil, das hinter seinem Rücken damals über ihn gefällt worden war.

Der erste Anlaß meiner Bekanntschaft mit ihm ist mir nicht mehr erinnerlich; eines Tages wurde ich zu einer Abendunterhaltung bei ihm eingeladen. Da gab es Wagnermusik und eine vegetabilische Mahlzeit. In beiden Fächern galt er bei Eingeweihten als Autorität, bei Fer=nerstehenden und Flachlingen als „Narr". Das war noch zur Zeit, da in Graz jeder Verehrer der Richard Wagner=schen „Zukunftsmusik" für einen Menschen angesehen wurde, der weiter nicht gefährlich war, den man aber ins=geheim belächeln und öffentlich verspotten durfte. Wir hatten deren damals so ein halb Dutzend. Der weitaus schlimmste jedoch war mein Doktor mit den langen Locken, denn er verehrte die Wagnermusik nicht bloß, er förderte sie auch, er verschaffte ihr Eingang in die Konzerte, in die Oper, er arbeitete in Wort und Schrift unermüdlich, um ihr im Publikum Verständnis zu verschaffen, und wenn heute Graz eine bedeutende Musikstadt ist, wenn sie besonders die besten und besuchtesten und bejubeltsten

Wagneraufführungen bietet weitum, so ist das hauptsächlich jenem musikalischen Doktor zuzuschreiben.

Die Wagnermusik hatte mir an jenem Abende durchaus nicht geschmeckt, wohl aber die köstlichen Gemüse, Eier, das Obst, vor allem Apfelstrudel, Käse und das Gefrorene. Allerdings war auch Braten vorhanden gewesen, aber jeder hielt sich an das Seltenere, das man kaum irgendwo anders so gut zubereitet finden konnte. — Es wurde zu jener Zeit umhergetragen, daß der echte Wagnerianer auch Vegetarier sein müsse. Unser damaliger Gastherr war es aber nicht darum, sondern weil er seiner Kränklichkeit wegen ganz und gar die Lebensweise hatte ändern müssen.

Wer nach wenigen Jahren den Mann wieder begegnete, der hielt ihn leicht für einen anderen. Er schritt stramm aufrecht, elastisch und rasch dahin. Seine Wangen waren voll, sein Auge klar und munter. Er hatte sich verjüngt, er war genesen — und das hatte wohl die veränderte Nahrung, die überaus mäßige Lebensweise getan, an der er strenge festhielt. Dezennien lang erfreute er sich völliger Gesundheit, bis mit zweiundsechzig Jahren in dem scheinbar gesunden Körper sein Leben fast plötzlich verlosch.

Ein Grazer müßte es schon erraten haben, daß hier von Friedrich von Hausegger die Rede ist, einem Manne, dessen körperliche Erscheinung allen, die ihn kannten, in Erinnerung haftet, dessen geistige Persönlichkeit freilich in der Ferne mehr erkannt und geschätzt wurde, als in der Nähe. Seltsam bei hohen Menschen und Bergen, wenn es anders wäre! Ich will aber nicht sprechen von seinen philosophischen Schriften,

die den Geist eines originellen Denkers, eines tief- und großangelegten Menschen spiegeln, nicht von seiner Tätigkeit als Musikreferenten, nicht von seinem Lehramte an der Universität in Graz, zu deren allerbedeutendsten Männern dieser schlichte „Privatdozent" gehört hat. Die Professur haben sie ihm versagt; dazu war er — wie einer der Lustigsten dieser Hochschule bemerkte — nicht unbedeutend genug. Seine Eigenschaften sind ja weithin gesehen worden. — Einige persönliche Erinnerungen will ich hervorrufen. Denn mir ist dieser Mann wie ein Schicksalsgeschenk in mein Leben getreten und zum Segen geworden.

Er war in vielfacher Weise mein Herzensvertrauter und Ratgeber.

Gleich ein an und für sich geringes Beispiel von der Art seiner Einflußnahme. Als damals giftige Federseelen mich verdächtigten, eilte ich in kindischer Aufregung auch zum Advokaten Hausegger und fragte ihn, ob er so etwas glauben könne? Er lachte mich aus und meinte: „Laß es gut sein. Wenn man seine Gegner ruhig laufen läßt, und sie sind im Unrecht, dann tappen sie selber in die Blamage. Der deine läuft ja schon, scheint mir, schnurstracks darauflos."

Im ganzen war er durchaus nicht dafür, daß der Mensch von seinen Gegnern sich alles gefallen lassen solle. Das sei unmoralisch. „Je bereitwilliger du Unrecht leidest, je mehr gibst du andern Anlaß, Unrecht zu tun," pflegte er zu sagen. In einer Verlagsrechtsangelegenheit, die er mir leitete und in der ich, des Haders müde, schon immer nachgeben wollte, wußte er mich standhaft zu halten und führte sie mit solcher Klugheit durch, daß ich zum Rechte kam. Da konnte man sehen, daß selbst mit

dem größten Idealismus sich praktischer Sinn und Weltklugheit recht gut vereinen läßt.

Seit vielen Jahren versammelten wir mehrere Freunde uns mit Hausegger jeden Freitag beim „Krug im grünen Kranze" zu einer Tischgesellschaft. Da gab es Musiker, Bildhauer, Maler, Architekten, Poeten, Schulmänner, Schauspieler, deren Weltanschauungen miteinander oft in muntere Wortgefechte kamen, die — falls sie zu temperamentvoll werden wollten — durch Hausegger leicht in gutes Gleichgewicht gestellt zu werden pflegten. In den ersteren Jahren haftete das Gespräch der Majorität vorwiegend an Musik, dadurch entstand eine kleine Oppositionspartei, die allmählich anhub, zynisch ihre antimusikalischen Gefühle auszulassen. Zu dieser gehörte auch ich, mich besonders über die Wagnersche Musik ereifernd, die, schlecht zu Gehör gebracht, einen auf Gassen und Straßen, in Haus und Konzertsaal verfolge, ohne daß man sich vor ihr schützen könne. Einer der anwesenden Wagnerjünger glühendster Gattung wurde durch solchen Frevel ins Herz getroffen. Entrüstet verließ er die Tischgesellschaft und ist jahrelang nicht wieder erschienen. Anders Hausegger. Er bestrebte sich mit aller Milde und Güte, mit allen bildlichen und geistigen Mitteln der Belehrung, mich dem Verständnisse Richard Wagners näher zu bringen. Ich wurde ungeduldig, unwirsch, und was ich dafür könnte, daß mein Ohr anders geartet sei, als das seine? und daß mir die Wagnersche Musik nur allzuoft in den Ohren weh tue. Er ließ sich nicht anfechten, arbeitete Woche für Woche, Jahr für Jahr gelassen an meiner Bekehrung und behauptete, meiner ganzen Natur nach stünde ich Wagner weit näher, als

ich selber wisse oder zugestehen wolle; manche glaubten weit von ihm entfernt zu sein, bloß weil sie ihn nicht sähen; es sei aber nur eine papierene Scheidewand dazwischen und plötzlich könne sie fallen. — Ja, und plötzlich war sie gefallen. Bei einer ausgezeichneten Aufführung der „Meistersinger" ging mir das Licht auf. Als ich noch am selben Abende an Hausegger schrieb: „Das Loch ist offen, ich sehe in den Himmel hinein!" kam er zu mir und dankte freudig, als wäre ihm eine große Wohltat erwiesen worden.

Seit dieser Zeit war die Herzlichkeit, die er mir stets geschenkt, zur völligen Zärtlichkeit geworden und er meinte, auch meine frühere Abneigung gegen Wagnermusik sei reiner Wagnerianismus gewesen — es hätte mich einfach die schlechte Wiedergabe empört. Immer verdächtig seien ihm jene Leute, die bei jedem Musikstück verzückt die Augen aufschlügen, nur weil sie wüßten, es wäre von Richard Wagner. Vollkommen könne man Wagner nur in Bayreuth kennen lernen. — Trotzdem mir meines Brustleidens wegen das Reisen und die Anstrengung des Verkehrs mit Leuten in der Hochsommerhitze schier unmöglich ist, hatte ich doch die Absicht, Hausegger zuliebe Bayreuth einmal zu besuchen, schon um so sein Bekehrungswerk an mir zu besiegeln. Dazugekommen ist es freilich nicht.

Seine Anregungen und Gespräche beim „Krug im grünen Kranze", sowie auch in seinen Briefen waren oft köstlich. In allen Windrichtungen der Wissenschaften, der Philosophie wußte er Bescheid, ging aber nirgends ausgefahrene Straßen, stets nur seine eigenen Wege, die er sich kühn und frei gebahnt hatte. Die allerhöchste Ach-

tung — sei es im Leben oder in der Kunst — hatte er vor der Persönlichkeit. Der freien, sich selbst auslebenden Persönlichkeit, und vor dem Werke, in dem eine solche Persönlichkeit zum Ausdrucke kam. Er war ein Gegner der Theorie und dessen, was man in der Kunst Schule nennt. Ihm allein maßgebend war das Können. Allerdings war er in seiner Art selbst Theoretiker von strengster Logik. Er war durchaus Künstlernatur, aber nicht schöpferisch, nur verstehend und deutend. Das Schöpferische kommt in seinem genialen Sohne Sigmund zur Geltung. Und doch löste sich auch sein Leben völlig in Musik auf. Man könnte sagen, er genoß eine Marmorstatue musikalisch, er empfand eine Dichtung musikalisch und wo er irgendeinen künstlerischen Eindruck zu erklären suchte, tat er's mit Beispielen aus der Musik. So hatte sich die Musik zur Harmonie seines Lebens, seiner Weltanschauung gestaltet, und von diesem Brennpunkte aus blickte er in die Geheimnisse des Daseins. Seltsam brachen sich die Lichtstrahlen des Lebens im Prisma seiner Seele, und heller kamen sie hervor.

Ich beklagte mich einmal über unsere unruhige, alles zersetzende, aus allen Geleisen brechende Zeit, die mir gar nicht gefalle.

„Doch, doch!" antwortete er, „es ist ja ganz köstlich, jetzt zu leben. Alles regt sich, alte Formen platzen, die Geister befreien sich, halten frische Turniere, setzen sich neue Aufgaben, neue Ziele. Denke dir, wenn alles tot wäre, wie noch vor sechzig Jahren! Nicht wahr, du erschrickst?"

Ich erschrak wirklich.

„Ja," fuhr er fort. „Dann wären wir beide nicht.

Keine geistige Persönlichkeit wäre möglich, alles verstumpft und versumpft. Eine Kirchhofsruhe. Sie könnte dir gewiß nicht gefallen. Jetzt geht Frühlingsluft, es ist ein neues Werden."

Oft muß ich seither an diese Worte denken. Es ist ja wahr, alles regt sich, als sei ein noch nie dagewesener Weltfrühling angebrochen, und, doch wie wenige gibt es, die mit solchem Optimismus in die geheimnisvolle Zukunft blicken können, als Hausegger es konnte.

Am wohlsten fühlte er sich in der Mystik. Das ist ein dunkles Bereich, doch seine Geistesblitze warfen oft so helles Licht hinein, daß auch wir andern zu Sehern wurden. Viel beschäftigte ihn die menschliche Traumwelt, in der er ein Leben für sich erblicken konnte, ein Doppelleben, in welchem gerade jene seelischen Kräfte sich entfalten, die von der Wirklichkeit nicht aufgebraucht werden. Einen reichen Gedankenschatz wußte er uns zu eröffnen über die Beziehungen zwischen Genie und Wahnsinn; er konnte es prächtig begründen, daß ein schöpferisches Genie und die Phantasie eines Wahnsinnigen vielfach eins und dasselbe wären.

Manchmal schien mir diese Persönlichkeit, als lebe sie am liebsten entkörpert in einer übersinnlichen Welt, die eben nur in der Musik ihren Ausdruck findet. Und da konnte Hausegger behaupten und beweisen, daß nicht das Körperliche und nicht das Sinnliche das Wirkliche sei, vielmehr das, was der Mensch sich einbildet, die Idee, die, allen Fährlichkeiten entrückt, ein unzerstörbares Leben für sich ist. Einmal sprach er die Vermutung aus, daß der Mensch immer das Bewußtsein seines Daseins habe, auch im Schlafe, nur vergesse er das beim

Erwachen; auch in dem Zustande, wo er für andere tot gilt, habe er irgendwie das Bewußtsein von sich und es gebe keine Zeit und keine Ewigkeit, in der er sich nicht fühle oder wisse. — In diesem Punkte verstanden wir uns allein. Die übrige Tafelgesellschaft war ratlos. — Dann beschäftigte er sich gerne mit sinnfälligen spiritistischen Dingen und Kräften, deren Existenz er nicht bestritt, die ihm aber so ziemlich als die niederste Stufe der großen Geisteswelt galten. „Je weiter etwas den menschlichen Sinnen entrückt, je größer und göttlicher ist es!" — Er ließ für eine solche Welt die Bezeichnung „vierte Dimension" recht gerne passieren, weil eben eine bessere Bezeichnung nicht vorhanden wäre und weil man sich doch schon einmal gewöhnt hätte, unter dem Worte sich etwas Unfaßbares, Unbegreifliches vorzustellen. Es müsse deshalb, weil es unbegreiflich sei, nicht auch unnatürlich sein.

Wären solche Dinge in dozierendem Tone vorgebracht worden, so hätte er uns wahrscheinlich bald verscheucht. Nein, er sprach stets in schlichter, bescheidener Weise, stets auf Einwände gefaßt, nie einen Einwand ignorierend. Er hatte es nicht wie eingelernt fertig in sich, in der Anregung der Gegenseitigkeit entwickelten sich spontan seine Gedanken und wuchsen oft zu ungeahnten Geistesbauten. Im Wortgefechte persönlich, oder gar verletzend zu werden, das konnte man sich bei Hausegger gar nicht vorstellen, es lag außerhalb seiner Natur. Er verstand auch zuzuhören. Manchen Abend saß er bei seinem Eiersalat, oder seinem Pfannenkuchen, oder seiner Limonade behaglich da und er schwieg uns sein reiches Innenleben zu, während wir anderen laute Weisheiten sprachen. Gab es Spaß, so tat er auch mit und hatte Bemerkungen, die

ebenso lustig als geistreich waren. Es gibt kaum einen Gipfel, kaum einen Abgrund des Lebens, den wir nicht zusammen betrachtet hätten und kaum einen Ulk, an dem wir uns nicht nebenbei ergötzten. — Diese Freitagsabende im „Krug" werden uns wohl unvergeßlich bleiben. Sie waren uns zum Bedürfnis geworden, wir hatten uns im Laufe der Zeit aneinandergelebt und in freimütiger Kernhaftigkeit zusammengestritten, und Hausegger, der nie fehlte, wenn nicht ein wichtiges Abhalten war, gab mitten unter Stürmen, oder bei Gefahr der Versandung den milden leuchtenden Pharus ab. — Und einmal vertraute er mir, daß er über die Tischgesellschaft, ihre Gespräche und Absonderlichkeiten nachher fleißig Buch führe. Es mochte wohl der Mühe wert sein. In dieser Freundestafelrunde befanden sich unter anderen illustren Persönlichkeiten die Schriftsteller Emil Ertl, Ernst von Gnad, Franz Goldhann, der Bildhauer und Maler Hans Brandstetter, F. Schrötter, Komponist Wilhelm Kienzl und manch anderer Geistesblitzer.

Und dann nahte bei Hausegger das Ende mit seinen vorauseilenden Schatten.

An einem Dezembersonntage des Jahres 1898 war's, als Hausegger zu mir kam. Ich las augenblicklich in seinem Gesichte, daß etwas Besonderes war.

„Grasberger geht's nicht gut," sagte er. Ich wußte wohl, daß unser gemeinsamer Freund in Wien krank lag.

„Also nicht gut?" fragte ich entgegen.

„Doch," antwortete er sehr leise, „es geht ihm ganz gut. Ich habe dir die Nachricht zu überbringen. Heute nachts ist er gestorben."

Als er fortging, blickte ich ihm durch das Fenster

nach. Ernst und aufrecht schritt er die Gasse entlang. Daß mir Gott die wenigen Freunde erhalte, die noch da sind! so dachte es in mir. — Dann kamen zwei Freitagsabende, die sehr heiter waren. „Naturvölker kennen keine Todestrauer,“ sagte Hausegger, „je degenerierter die Menschen sind, je größer der Schmerz um Verstorbene.“ Er kam wieder auf sein Lieblingsthema, das Überirdische, die freien Seelen. „Wenn sie vom Leibe abgelöst sind, so treiben sie wohl gerne manchmal noch ein bißchen Allotria bei ihren Bekannten auf Erden.“ Der so heitere Todesgedanken hegte, war unter uns der Frischeste. Der Vegetarismus — so behauptete er stets — habe ihn gesund gemacht. Gesund, arbeitsstark und lebensfroh. Auf körperliche Nahrung legte er ja nie viel Gewicht; ihm schien geistige Speise auch für den Körper nahrhaft zu sein. Während er manchmal noch um zwei Uhr mittags nüchtern war, nahm er schon vom frühen Morgen an schwere, tiefsinnige Lektüre in sich auf, und sein Tag war bis in die späte Nacht hinein eine strenge, ununterbrochene Geistesarbeit. So war es seine starke Seele, die den Körper aufrecht hielt, und da sagte er: „Unter normalen Verhältnissen stirbt der Mensch nicht, so lange er leben will. Erst wenn durch Krankheit oder Alter, oder eine moralische Depression die Lebensenergie aufhört, dann wird's aus.“

Der Mann, der so sprach, ein gesunder Sechziger, konnte bei seiner glühenden Lebensenergie hundert Jahre alt werden. — Zwei Monate später war er tot.

„Ich bin ein glücklicher Mensch, wenn's nur so bleibt! Laß dich an mein Herz drücken, du weißt ja auch, was das heißt, glücklich sein, und daß, wer so recht unglücklich sein kann, auch das Talent hat, glücklich zu

sein. — Aus Anlaß verständnisvoller Anerkennung seiner Schriften, die ihm geworden, besonders aber der künstlerischen Erfolge seines geliebten Sohnes Sigmund wegen, hatte er diese Worte mir geschrieben am heiligen Abend 1898, ein paar Stunden, bevor er sich zu Bette legte, von dem er nicht mehr aufstand. Das letzte helle Aufflackern war es gewesen der Flamme, die, des Öles bar, dann „ohne Willen zum Leben" jählings verlosch. An Vergeistigung ist er gestorben, hieß es in einem der Nekrologe.

Bei den allermeisten Leuten kann ich mir's recht wohl denken, daß ihre Seele mit dem Leibe dahin ist, bei Friedrich von Hausegger kann ich mir das nicht denken. Ich fühle zu oft, wie sein Geist mich umweht. Es ist zu oft, daß meine Gedanken seinen Aussprüchen, seiner Weltanschauung begegnen und je abstoßender mir der Alltag erscheint, je heimlicher fühle ich mich in dem, worin er lebte, im Reiche der Ideale, — der „vierten Dimension".

Rudolf Baumbach.

Rudolf Baumbach lebte zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, als schlichter Privatlehrer in Triest. Aber er war schon berühmt, hatte den „Zlatarog" schon geschrieben und sang den drei köstlichen W, dem Weibe, dem Weine und dem Wandern gar liebliche Lieder. Man besuchte ihn in seiner Weinstube um die Vormittagszeit. Es war ein schlechtbeleuchtetes, rauchiges Lokal, das eher einer geräumigen Küche ähnlich sah, als einer Wirtsstube. Es war auch schlecht besucht. Nur an einem Nebentisch saß ein Mann in schwarzer Kleidung, mit dunkelblondem Bart und einem kahlen Vorderhaupt. Es mochte wohl ein evan-

gelischer Pastor sein, dem Aussehen nach. Er saß zurückgelehnt in den Winkel und schien behaglich vor sich hinzuträumen. Das war Rudolf Baumbach.

Bei der Vorstellung machte er nicht viel Umstände, ruhig reichte er mir seine Hand und hielt sie ein wenig fest. Da mußten die Sympathien ineinander geströmt sein, denn wir waren uns wohlgewogen von diesem Augenblicke an. Gesprochen wurde bei dieser ersten Begegnung nicht viel, bloß ein wenig über den Wein. — Welchen Wein ich mir bringen lassen sollte?

„Natürlich, diesen!" antwortete er, auf das irdene Töpfchen weisend, das vor ihm stand. Es war braun glasiert und ähnlich den Geschirren, aus welchen arme alte Frauen ihren Kaffee trinken. Als das meine kam und ich den ersten Trank tat — na, da guckte ich einmal hinein, ob das auch Wein sei. Eine dunkelrote Flüssigkeit war's, aber leicht erholte ich mich nicht von der Überraschung. Es war ein feindlicher Überfall in der Kehle, den ich lange nicht überwinden konnte. Baumbach schlug mir lachend die Hand auf den Rücken, bis ich mich erfing.

„Freilich wohl wird er kratzen," sagte er, „weil Sie zu wenig getrunken haben. Der kleine Schluck reizt, der große gleicht's aus. Trinken Sie nur ritterlich, es wird schon gut werden."

Und der Mann hatte recht. Beim zweiten Krug war's schon leidlich, beim dritten war's fein. Das ist der berüchtigte Ostraner, auch Terraner, der jeden festnagelt, so er nach dem ersten Zuge nicht auskneift. Und dann saßen wir, tranken und — schwiegen. Baumbach verstand so geistreich zu schweigen. Wenn einen sein

schönes ernstkluges Auge anschaute, da dichtete es ordentlich daraus hervor. Und war einem: Wenn er jetzt den Mund aufmacht, so springen die Verse fix und fertig auf den Tisch. Aber er machte ihn nicht auf. Als ich einer Einladung zum Mittagessen wegen fortgehen mußte, stießen wir an, dann schüttelte er mir derb die Hand und blieb sitzen.

Später habe ich schnöden Undank verlauten lassen. „Nimm eine Maß gute Gallapfeltinte und eine Maß echte Essigessenz, menge das gut durcheinander und du hast zwei Maß Terraner."

Das konnte Baumbach auf seinem Lieblingstrank nicht sitzen lassen. Zu mir kam der folgende Sang:

Ihr habt meinen Terran geschmäht,
Dafür werdet Ihr angekräht.

Sitzt am Meer ein Liederschmied,
Durstig wie ein Hummer.
Der vertreibt mit Wein und Lied
Sich des Lebens Kummer,
Singt wie Spatz und Ammerling
Auf dem Kirschbaum droben;
Selbst Herr Robert Hamerling
Tät ihn einst beloben.

Diesen jüngst ein Fremdling traf,
Gleichfalls ein Poete,
Ruhmbekannt bei Fürst und Graf
Wie bei Hans und Grete.
Und der Erste freudenreich
Zog vom Haupt die Kappe;
Vorzulesen griff er gleich
Nach der Dichtermappe.

Sprach der Gast mit ernstem Ton:
„Fort mit den Gedichten!

Eure Lieder kenn' ich schon,
Euren Wein mit nichten.
Nach des Malvasiers Genuß
Bin ich längst schon lüstern,
Den Ihr Eurem Pegasus
Träufelt in die Nüstern."

Nach der Schenke im Verein
Zogen sie von dannen,
Wo des Karstgebirges Wein
Schäumt in irdnen Kannen.
Dunkelrot, rubinenklar
Rann er aus den Spunden. —
Nach dem ersten Krüglein war
Jäh der Gast verschwunden.

Nordwärts ihn das Heimweh trieb,
Denn es ward ihm graulich.
Was er von dem Karstwein schrieb,
Klingt nicht sehr erbaulich;
Und im stillen spricht er so:
„Sagt nicht ein Genie wo:
Tales versus facio,
Quale vinum bibo?"

Solches schreibt er freilich nicht,
Denn er will nicht kränken
Einen, der beim Karstwein dicht't,
Doch er tut sich's denken.
Seine Feder spritzt er aus,
Putzt sich klar die Brille,
Und zu einem andern Haus
Zieht der Dichter stille.

Zu dem Krug im grünen Kranz
Trägt er seinen Ärger,
Seinen Groll versenkt er ganz
In den Luttenberger
Und vergißt den Karstweinkrug

Bei dem Kleinoschegger —
Wohl bekomm' Euch jeder Zug,
Wackerer Rosegger!

Triest, 12. Jänner 1885. Rudolf Baumbach.

In diesen Versen fand ich eine persönliche Ehrenbeleidigung. Es wird dreist gedichtet, daß „nach dem ersten Krüglein war jäh der Gast verschwunden". Das hat der Mann wider besseres Wissen geschrieben, denn beim dritten Krug hat er mit mir angestoßen, schweigend aber klirrend. Da war ich doch tapfer dabei! Mißlich ist es schon, daß ich erst jetzt, da der Gegner nicht mehr lebt, meine Rechtfertigung vorbringe, um so mehr, als die Tischgesellschaft beim „Krug im grünen Kranz" zu Graz, wo ich wöchentlich einmal Tiroler trinke, sich nicht zu erinnern weiß, wie ich je einmal drei Krüge hintereinander überwältigt hätte.

Baumbach selbst ist später seinem „Terraner" untreu geworden. Der Dichter übersiedelte nach Meiningen, wo er an dem Großherzog einen kunst- und literaturfrohen Gönner gefunden hatte. Ich glaube, er hat am Meininger Hofe die Bibliothek verwaltet und war des edlen Fürsten wohlberatener Hausliterat. Seine weltheiteren Dichtungen, wovon jedes Jahr ein Bändchen erschien, waren mittlerweile so allgemein beliebt geworden, daß jene Mächte, die es sich zur Aufgabe gemacht, keinen Baum in den Himmel wachsen zu lassen, emsig einsetzten, um den beliebten Dichter möglichst niederzuarbeiten. Da sich über die lebensfrischen, jauchzenden Lieder nichts anderes sagen ließ, so sagten sie, es sei „Butzenscheibenlyrik". Man wollte damit wohl das künstlich Gemachte der modernen „altdeutschen" Poesie bezeichnen, womit

man freilich gerade bei Baumbach nicht das Richtige getroffen hat. Ich wäre vielmehr geneigt, die Butzenscheiben der Ähnlichkeit wegen auf die Bodenscheiben der Weinflaschen zu beziehen. Und daß bei einem echten Deutschen die Trinklieder nicht künstlich gemacht, sondern tief empfunden sind, das unterliegt keinem Zweifel. Auch mit den Liebes- und Wanderliedern dürfte es so sein.

Meine zweite Begegnung mit Baumbach war in Thüringen. Ich hatte in Meiningen eine Vorlesung zu halten. Auf der Hinreise kam mir in Koburg ein Brief Baumbachs entgegen. Er sei vom Großherzog beauftragt, mich am Tage meiner Vorlesung bei Hof zu Tische zu laden. Nun stand ich wieder einmal dort, wo ich mein Lebtag so manchmal gestanden. Ich besitze kein höfisches Kleid. Und weiß, wie schwer der Verstoß ist, wenn man ohne Frack und weiße Krawatte in den Salon tritt. Ich berichtete dem Baumbach sofort zurück, in Ermangelung eines Frackes könne ich die Einladung nicht annehmen. Aber der Bescheid ließ nicht lange warten: der Großherzog habe nicht den Frack zu Tische geladen, sondern den Rosegger, und der werde um fünf Uhr desselben Tages auf dem Schlosse erwartet. Auf dem Bahnhofe in Meiningen angekommen, war schon Rudolf Baumbach da, dessen behaglich rundliche Gestalt mir rasch entgegenkam. Er geleitete mich ins Hotel und half mir dort — die Stunde drängte — Toilette zu machen. Den schwarzen „deutschen Rock“ fand er ja ganz gut, auch das übrige; nur der Bürste bedurfte es. Auch eine weiße Krawatte hatte er in Bereitschaft, die er mir eigenhändig umband. „So! Und jetzt noch das Haar ein bißchen glatt. Sie haben noch eins. Und nun, Jüngling, voran! An den Fürstenhof!“

Wir marschierten zu Fuß die Höhe hinan. Durch das erste Tor tretend, begann mein Begleiter einen weißen Handschuh anzustreifen und als er merkte, daß ich nichts dergleichen hätte, blieb er stehen. „Handschuh haben Sie auch keinen? Das ist nun ein bißchen fatal. Warten Sie, dafür habe ich ihrer zwei. Genehmigen Sie gütigst meinen rechten; die hohen Herrschaften werden uns hoffentlich mehr ins Auge schauen als auf die Hände. Verzeihen Sie mal!“ Er streifte mir den Handschuh an. „Sehen Sie, Bruder in Apollo, das geht ja spielend leicht. Aber wo ist denn —? Sie haben ja keinen kleinen Finger!“

„Hau,“ rief ich erschrocken, „der ist ja beim Ringfinger drinnen!“

„Nein, es geht nicht,“ sagte er resigniert. „Es geht nicht. Das Futteral ist ungefähr um das zweifache zu groß,“ und nahm den Handschuh wieder an sich.

Es ist auch ohne gegangen. Und zwar sehr gut. Es hätte mir leid getan, wenn des Großherzogs markiger Händedruck durch Katzenleder abgeschwächt worden wäre. Der Kreis war ein kleiner: Der Großherzog, seine Gemahlin die Baronin Hellburg, die Prinzessin Marie, Baumbach und Peter ohne Frack. Gesprochen wurde von der Kunstwandertruppe „Die Meininger“, ein für die deutsche Bühne so bedeutungsvolles Institut, das bekanntlich das großherzogliche Paar ins Leben gerufen hatte. Die „Meininger“ waren kurz zuvor in Graz gewesen und der Großherzog äußerte seine Freude über den großen Erfolg, den sie in der steirischen Hauptstadt gehabt hatten. Dann kam bei Tische das Gespräch auf Vorlesereisen, auf Literatur und endlich auf den Deutsch-Fran-

zösischen Krieg, aus welchem der Großherzog manche packende Episode, manch heiteres Geschichtchen zum besten gab. Baumbach schwieg die ganze Zeit, nur wenn er um irgendeine Auskunft befragt wurde, gab er klipp und klar wie ein Konversationslexikon Antwort. Sein Gesicht blieb ein stets ruhig ernsthaftes, das sich auch bei den lustigen Anekdoten zu keinem Lächeln verzog. Baronin Hellburg bemerkte scherzend, daß der Doktor sicherlich wieder an einem Schelmenliedchen dichte, weil er ein gar so ernsthaftes Gesicht mache.

Am Abende dann, nach der Vorlesung, gab es lustige Tafelrunde im Künstlerkreise. Baumbach blieb schweigsam, war schließlich aber der, so am längsten beim Becher saß. Erst auf dem Wege in mein Hotel wurde er heiter plaudersam. Mir scheint, er war einer, „der sich nur gab zu zweien, weil mehrere Gemüt und Red' so leicht zerstreu'n". Auf jeden Fall hatte er gut geschwiegen, weil ja seine Dichtungen für ihn sprachen.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber seine weiße Krawatte war an mir hängen geblieben, so daß sie am nächsten Tage unter Kuvert und Siegel zurückgeschickt werden mußte. Er bestätigte den Empfang mit einem launigen Vers. Noch einige Jahre, dann war, wie sein Mund, auch seine Feder schweigsam geworden — für immer. Bei meiner nächsten Anwesenheit in Triest suchte ich, nach vielen Jahren, jene Osteria wieder auf, unter lärmenden Welschen die einzig deutschfühlende Brust, trank ich ein Krüglein „Terran" und gedachte des schweigenden Sängers.

Adolf Pichler.

Es gibt Männer, hinter denen nichts als ein Buch steht, aber es gibt Bücher, hinter denen ein Mann steht. Das Buch will überreden, der Mann überzeugt. So ein überzeugender war's, von dem ich hier sage. Das Buch war gut und der Mann noch besser.

Man muß diesen Mann persönlich gekannt haben, um manche seiner Schriften so zu verstehen, wie sie gemeint sind. Ich wäre beinahe um diesen Vorteil gekommen. So viele Briefchen und Kärtchen im Laufe der Jahre auch hin- und herflogen zwischen Steiermark und Tirol, so oft wir uns auch Stelldichein gaben, persönlich begegnet sind wir uns doch nur dreimal. Das erstemal vor einem viertel Jahrhundert in München. In ein Kaffeehaus hatten wir uns zusammenbestellt, beide trafen wir genau zur Stunde ein, fanden und erkannten uns aber lange nicht. Ich hatte mir den Professor als greisen Stadtherrn gedacht und er sich den Waldpoeten als bärtigen Bauernkerl. In der Tat: den Verfasser der „Hymnen", der „Tarquinier", der „Marksteine" usw., der in den Revolutionszeiten die Freiheitsfahne schwang, der dann so lange als Naturforscher in den Bergen herumhämmerte und in den Lehrsälen dozierte, und dessen Name mir seit Kindheit bekannt als Halbvergangener erschien, — diesen Mann stellte ich mir vor als gebrechliches Greislein mit weißem Haar und eingekniffenem Mund. — Aber der Recke, der dort am Pfeiler saß, wo die Mäntel hingen, den breiten Schlapphut auf dem Kopf, das Gesicht oft nach dem Eingange wendend — er kam mir doch nicht recht vor. Das braune Gewand, mehr Bauernloden als

Herrentuch, war gebirglerisch, das Glas Milch, das er vor sich hatte und in das er vorhin sein Brötchen getaucht, wies weniger auf einen Bergbauer als auf einen Poeten. Kurz, ich stand auf und ging langsam gegen seinen Tisch hin. Er faßte mich ins Auge, erhob sich ebenfalls und sagte: „Sind wir's oder nicht?"

„Ich denk', wir sind's."

Und wir waren es. Ein stattlicher, aufrechter Mann mit breiten Schultern und mächtigen Haupte, das noch dunkle Haar reich über den ein klein wenig vorgeneigten Nacken wallend, das längliche, markige Gesicht mit schlichtem Bart, das Auge buschig und mild, der Mund zart, voller Zähne, die sich bei seinem Lächeln zeigten — so stand er da, und der alte Tiroler Dichter Adolf Pichler. — Er hatte sich an mir wohl in der umgekehrten Weise getäuscht. Solche Überraschung hatte uns beide einigermaßen gedämpft und wir nebelten längere Zeit mit banalen Redensarten umher, von der Reise, vom Wetter, von der Gesundheit. Dann fielen Bemerkungen über Anzengruber, den er einen Hauptkerl nannte, und über Hamerling, dem er nicht gerecht wurde. Dann kam das Gespräch auf die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Tiroler und Steirer, auf den ewigen Kampf der freisinnigen und klerikalen Elemente in Tirol, auf die Vor- und Nachteile des Fremdenzuflusses. Der Achensee, wo er bei der Scholastika die Sommer zuzubringen pflegte, war ihm bereits verleidet worden. Er gehe nicht auf Sommerfrische, um den Berliner Schöngeistern und den Wiener Juden die Honneurs zu machen oder von Dresdener Blaustrümpfen angestaunt und um Autographen angebettelt zu werden. Er gehöre zu den Tirolern, und

auch da wieder nur zu den Steinschädeln, die Funken geben, wenn man auf sie schlägt. Ja, der alte Pichler war einer von denen, deren trotzige Kraft durch Anfeindungen geweckt wird, einer der Feuersteine, die in der weichen Hand kalt bleiben und erst sprühen, wenn sie geschlagen werden. Im Grunde friedfertige Menschen, aber der unbändigsten Opposition fähig, wenn ihre geraden Wege tückisch durchkreuzt werden.

Nach etwa einer Stunde trennten wir uns und jeder mochte nachher gesagt haben: Ich habe mir ihn anders gedacht. Die Briefe und Karten, die wir wechselten, waren seit dieser Begegnung nicht länger geworden. Die seinen, oft mit Bleistift auf Papierschnitzeln geschrieben, waren schwer zu entziffern, aber es lohnte sich der Mühe. Irgendeine treffende Bemerkung über Zeitfragen, ein Kernspruch, ein Zuruf, manchmal auch ein kräftiger Fluch über moderne Dummheiten. Dem „Heimgarten" war er ein ständiger Mitarbeiter, besonders auch als Vertreter der jungen Tiroler Poeten, denen er ein verehrtes Vorbild und ein herzhafter Ermutiger gewesen. „Unsere jungen Leute dürfen nicht auf Abwege kommen," schrieb er einmal, „was wir begonnen, müssen sie vollenden. Es ist unsere Rebe, es ist unser Gären, es wird unser Wein." Er hat die Freude gehabt, eine junge, kräftige Tiroler Literatur um sich erstehen zu sehen, die sich nur erst selber bändigen mußte.

Meine zweite persönliche Begegnung mit Adolf Pichler war 1897 in Innsbruck. Er lag auf dem Krankenbette an einem gichtischen Leiden. Aber sein Geist, obschon nahe dem achtzigsten Lebensjahre, kam mir frischer, munterer vor, als damals in München. Er hörte noch

gut und verstand zu hören; sein Sprechen hatte nichts Greisenhaftes, es war lebhaft, deutlich, klar, bestimmt. In leichter Tirolerbetonung gab er von den Gedankenschätzen, den Erfahrungen, den überzeugten Meinungen, die ein langes, reiches Leben in ihm gezeitigt hatte. Wir waren übrigens beide aufgeregt, denn es war nach den beispiellosen Vorgängen im Abgeordnetenhause, an dem Tage nach dem Sturze Badenis. Ich war zu einer Innsbrucker Vorlesung gerade aus Graz gekommen, wo die Menge durch die Straßen tobte und wo von bosnischen Soldaten auf das Volk geschossen wurde. „Österreich so weit!" murmelte Pichler. Dann richtete er sich, mit dem Ellbogen stützend, ein wenig auf, und das Donnerwetter, das aus ihm losbrach, darf ich nicht beschreiben! — Mit rücksichtsloser Schärfe bezeichnete er die Grundursachen solch politischer Katastrophen in Österreich. Niemals zuvor hatte ich an einem Greise diesen wilden Zorn gesehen. Die loderndsten Proteste und Kraftreden seiner Gedichte, hier waren sie, ins Grandiose gesteigert, in wenigen Sätzen zum Ausdrucke gekommen! —

In dieser schlichten Poetenstube, deren einziger Schmuck die Sonne war und die Bilder des Hochgebirges, die zum Fenster hereinleuchteten, wohnte das Feuerherz, an dem die jungen Poeten des Alpenlandes sich entzündeten.

Daß er mit den Deutschen, die er doch so sehr liebte, gar besonders zufrieden war, kann man nicht behaupten. Auf den Absatz seiner Bücher anspielend, sagte er: „Gibt es einen schundigeren, launenhafteren Herrn als den deutschen Michel? Seine angebliche Verehrung für Poesie — nur Heuchelei, in seinem Herzen kniet er nur vor zwei

Göttern: dem hohen Titel und dem Geldsack. Ich verdanke mein bescheidenes Einkommen dem Hammer des Geologen." Er hatte außerdem noch in seinen letzten Jahren schlechte Erfahrungen mit Verlegern gemacht. „Die Schriftstellerei," schrieb er mir schon früher einmal, „verleidet's mir nach und nach, man muß nur der Mode huldigen und dazu habe ich nicht das Zeug. Liegt mir auch nichts dran, ich treibe lieber geologische Allotrias." Ein anderesmal, als ich ihm vorgehalten, daß der „Heimgarten" wieder lange nichts von ihm bekommen, antwortete er: „Was haben Sie denn zu klagen, Sie alter Bär! Ich bin alt, ein Schlagfluß hat mich heimgesucht. Kommen Sie lieber nach Tirol! Müssen Sie denn immer an der Schürze der Mutter Styria hängen?" — Nun, so hatte ich ihn endlich vor mir, und in dieser einen Stunde des persönlichen Verkehres zeigte es sich, wie traut wir uns unvermerkt geworden waren. Seine Tochter Mathilde, die ihm das Haus besorgte, die ihn pflegte, man merkte ihr's an, wie froh sie war über die geistige Frische und Wärme ihres Vaters. „Wir wollen auch was zu lachen haben," sagte er plötzlich und zeigte mir ein klerikales Tiroler Blatt, in welchem er heftig angegriffen war. „Solche Ergötzlichkeiten fehlen auch mir in Steiermark nicht," darauf meine Bemerkung, „sie können uns nur stärker und zielbewußter machen. Besonders ich habe von Zeit zu Zeit solche Gifttraktätlein nötig, um nicht in Vertrauensseligkeit einzuschlafen." Er lachte und zitierte einen bekannten Spruch Mephistos. Als ich mich verabschiedete, sagte Pichler: „Allzulang dürfen Sie nicht ausbleiben, wenn Sie mich noch einmal sehen wollen."

Und zwei Jahre später, da sah ich ihn noch einmal.

Er hatte die Ehren des achtzigsten Geburtstages hinter sich; das deutsche Volk, besonders aber die Tiroler, hatten sich erinnert an Adolf Pichler. Er hatte noch einmal die Fahne umarmt, unter der er einst den Freiheitskampf mitgerungen, er war begeisterter Mitarbeiter des deutschnationalen Kampfblattes „Der Scherer" geworden — er fühlte sich wieder jung. Schlank aufrecht im bequemen Hausrock mit lustigem Willkommgruß empfing er uns, als wir, der Tiroler Wallpach, der Dichter der „Sonnenlieder" und ich, bei ihm eintraten. Mit teils mildem, teils scharfem Humor leitete er das Gespräch, in seinem Wesen lag eine ebenmäßige Überlegenheit über Welt und weltliche Werte. Aber die Glut für das deutsche Vaterland und seine Freiheit war noch vorhanden. Mancherlei brennende Tagesfragen wurden besprochen, darunter der Hirtenbrief gegen den „Scherer". Pichler machte gleich ein paar Epigramme über die „Los von Rom"-Bewegung und blitzenden Auges sagte er: „Nun, nun, Freunde, ich wollt' schon noch dreinschlagen! Aber das Gerüst ist morsch."

Als ich mich erhob, um wieder der Steiermark zuzutrachten, stand er hochaufgerichtet vor mir und bei dem Händedrucke sagte er: „Leben Sie wohl! Wiedersehen? Auf dieser Welt nicht mehr — gewiß aber in einer anderen."

Die Berufung auf dieses Stelldichein war sein Glaubensbekenntnis. So unversöhnlich Adolf Pichler gegen den Ultramontanismus stand, so innig war er im Herzen Christ. Sein Beruf als Naturforscher hinderte ihn, wie er mir einmal schrieb, nicht einen Augenblick, an ein ewiges Leben der Menschenseele zu glauben.

Karl Wolf.

Im März 1898 packte ich wieder einmal mein Handtaschel, faltete den Regenschirm und ging auf Reisen. Gen Meran, um die zurzeit von Karl Wolf veranstalteten Volksschauspiele zu sehen. Der Himmel war voller Regen, so daß ich Überschwemmungen fürchtete unterwegs. Aber die Befürchtung wurde zu Wasser, denn das Wasser wurde zu Schnee. Im Pustertal bohrte vor unsrer Maschine der Schneepflug dahin; ein paar Stunden später, in Bozen, blühte der Frühling.

Zu Meran auf dem Bahnhof hat Freund Wolf mich schon erwartet. Sein Auge leuchtete vor Befriedigung, denn das Werk war gelungen. Anfangs hatten seine Volksschauspiele gerade im Lande Gegner gehabt, weil es immer Leute gibt, die alles, was an Gutem und Schönem geschieht, zuerst ersticken wollen, und wenn es nicht umzubringen war, es nachher über den grünen Hut loben. Bald war es so, daß man die Tiroler Spiele neben den oberammergauischen nannte. Übrigens hatten sie diesen etwas voraus; es war der geschichtliche Boden, auf dem die Dramen des Tiroler Freiheitskampfes spielten; es war das geschichtliche Volk, von dem sie gespielt wurden. Karl Wolf hatte sie verfaßt und eingerichtet und dann für die Aufführung eine Truppe von nicht weniger als dreihundert Mitgliedern zusammengebracht. Gewerbsleute und Bauern der Umgebung. Zur Frühjahrs- und Herbstzeit, an Sonntagen, wenn auf dem Meraner Pulverturm die Fahne winkte, kamen sie zur Probe daher und zum Beginnen, die beispiellosen Heldenkämpfe vor aller Welt darzutun. Mit mehreren dieser Leute bin ich vertraut

geworden. Besonders mit dem Darsteller Peter Mayrs, einem Kernmenschen, stramm wie seine Gestalt auch sein Herz, voll Begeisterung für die Geschichte seines Heimatlandes. „I spiel's nit, i leb's," sagte er mir, mit der Faust an die breite Brust pochend; „wenn ih's da drin amal nit mehr find', nachher hör' i auf." Sie leben es uns vor und können das, weil's ihnen im Blut liegt, weil sie die Enkel und Urenkel sind der Männer von 1809, weil sie die Botschaft ererbt haben. Sie spielen ihre Natur, ihre Alltäglichkeit, ohne alltäglich zu wirken. „Aber es gibt eine Grenze," sagte mir Wolf. „Sobald ihnen das Herz matt wird, ist's aus mit ihrer Kunst. Und bei den vielen Wiederholungen kann es schon vorkommen. Dann fangen sie an zu übertreiben, zu extemporieren, Witze zu machen, und wir müssen das Stück absetzen und ein andres anpacken." Ferner erzählte er mir, wie seine Truppe auch streiken könne. Sie verlieren ja ihre Zeit bei den Proben, versäumen Arbeit, müssen im Wirtshaus sein. „Umsunscht isch der Toad!" sagten sie und verlangten Spielhonorar. Also bekommt jeder Hauptspieler für eine Aufführung fünf Gulden, jeder Nebenspieler einen Gulden. Jener Leutpriester wird wohl das erste- und das letztemal getadelt haben, als er zu einem Spieler sagte: „Seit du Geld nimmst, Mensch, glaub' ich dir's nit mehr, daß du mitlebst, wie du sagst;" und der andre die Antwort gab: „Han ih dih g'fragt, Pfarrerbua, was d' dir denkst, wannst deine Funfzigkreuzer-Mess' lest?" Gelobt werden diese Spieler von aller Welt, und die Kurdamen zu Meran reißen sich um die Buben und gesetzten Männer. Die aber nix! Keiner läßt sich fangen, keiner verleugnet seinen Stand. Ist

vor paar Wochen, erzählte Wolf, der Hofschauspieler Sonnenthal dagewesen, und er hat den Darsteller des Andreas Hofer angesprochen: „Na, wie geht's, Herr Kollege?“ Der schaut ihn eine Weile an und sagt: „Ah so — san Se ah a Schuaschter?“

Derlei wußte Wolf mir von seiner Truppe zu sagen. Ich, der ewig Brennende für den Tiroler Freiheitskrieg, konnte den nächsten Tag kaum mehr erwarten, da die „Tiroler Helden“, von Karl Wolf verfaßt, aufgeführt werden sollten. Meran war festlich belebt. Herrschaften waren da, hohe, höchste und allerhöchste. Aber mancher, der durch die beflaggten Gassen wandelte, sah besorgt gegen Himmel. Es ging der schlechte Wind, und wässerige Wolken krochen über die Berge herein. Und das Schauspielhaus hatte — kein Dach. Vom Fuße des Küchelberges herüber winkten uns bunte Fahnen zu. Dort war es. Das schlechte Wetter, meinte Wolf, habe ihm bisher weniger getan als die Zensur. Der Andreas Hofer hatte zu sagen: „Das hätt' ih mir nit denkt, daß uns Österreich im Stich laßt!“ Dieses Wort bedrohte nicht bloß Österreich, sondern auch das Stück. Die Zensur wollte es streichen, da zeigte Wolf sich entschlossen, es gar nicht aufzuführen, wenn der Satz gestrichen würde. Darauf hat der Beamte gemeint: „Tun mer halt amal nit Weltgeschichte korrigieren. Lass'n mer'n steh'n.“ Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, der sich von den Franzosen lieber erschießen ließ, als daß er log, hatte zu sagen: „Die Lug isch 's größte Unglück seit der Schlang' im Paradeis bis auf diesen Kaiser!“ Es hätte geändert werden sollen: „bis auf Bonaparte“. Da hat der Verfasser höflich einmal nachgeben wollen und den ganzen Satz gestrichen.

Der nächste Morgen war trüb, die Nebel hingen tief an den Bergen herab, aber auf dem Pulverturm wehte die Fahne. Da kamen die Spieler heran über Berg und Tal, in ihrer Passeirertracht. Und um $^1/_2$3 Uhr nachmittags krachte auf dem Küchelberg ein Kanonenschuß, daß ganz Meran schütterte. Dann noch einer — und noch einer. Das erste Zeichen zum Beginn. Eine ganze Völkerwanderung über die Wiesen hin, dem Schauplatz zu. Die Stätte war so: Wir sitzen in den rohen Bretterbänken, in einem großen, mit Holzzaun abgegrenzten Garten. Rückwärts sind gedeckte Kammern, die Logen. Vor uns, an Stelle der Bühne, steht ein großes Tiroler Bauernhaus mit Nebengebäuden, vor und zwischen ihnen freier Raum für die Spielenden. Am diesseitigen Rande des Hofes eine Art Straßengraben, da unten sitzen die Musikanten. Alles von ungesuchter Einfachheit und Zweckmäßigkeit, nach Natur und Leben. Nichts erinnert an ein Theater. Kein Vorhang, keine Rahmenhänge, kein Einsagkasten. Für Szenen in geschlossenen Räumen geht die Wand des großes Hauses auseinander nach links und rechts.

Ich hatte einen rückwärtigen Platz gewählt, des weiten, freien Umblickes wegen. Über den Bretterverschlag herein leuchten die schneebedeckten Bergriesen. Gerade vor uns, gleichsam wie zur Dekoration, ragt oben auf grünem Berghang die uralte Burg Tirol, das geschichtliche Hauptschloß des Landes. Uns zur Rechten, nahe aufsteigend, die steilen Lehnen des Küchelberges, zu dieser Jahreszeit noch grau und kahl, und braune Felswände, von denen weiße Täfelchen herabblinken. Das sind Merkmale zur Erinnerung an jene Kämpfer, die 1809 an denselben Stel-

len gefallen sind. Alles natürlicher Schauplatz des großen Dramas, das sich einst zugetragen hat. Welch eine Stimmung für das dramatische Spiel, das jetzt beginnt!

Die Menschenmassen im Zuschauerraum sind ruhig geworden. Ich glaubte, es käme durch das Gehöft her verspätet noch eine ländliche Zuschauerin, die aber dort vor dem Hause stehen bleibt und laut in Versen ein „Grüaß Gott!" spricht. Dann kommen französische und bayerische Soldaten daher, auch Landsleute, Männer, Weiber und Kinder; sie beleben Straße und Platz. Bauern werden gefesselt als Geiseln vorübergeführt, weil ihre Söhne sich vor der Rekrutenaushebung geflüchtet haben. Das Geschick ist im Gange. Da — plötzlich Unruhe im Zuschauerraum. Die Leute stehen auf von den Bänken, ich sehe über die Köpfe hin, wie Karl Wolf herbeieilt und sich geschäftig wieder verliert. Dann setzen sich die Leute gelassen wieder auf die Bretter. Was ist denn geschehen? — Der Erzherzog ist gekommen.

Die Spieler hatten sich nicht unterbrechen lassen. Der Mahrwirt Peter Mayr wird vor die französischen Richter geführt. Angeklagt der Empörung nach dem Friedensschluß. Den französischen General hatte der arme Mann, der doch nichts andres tat, als sein Vaterland befreien zu wollen, gedauert; dem Mahrwirt ward beigebracht, daß er freigesprochen werden würde, wenn er sage, daß ihm bei der Revolte der Friedensschluß nicht bekannt gewesen sei. Man erwartet nun, daß er vor Gericht dieses angebe; aber Peter Mayr sagt ruhig und fest, der Friedensschluß sei ihm wohl bekannt gewesen, und mit einer Lüge erkaufe er sein Leben nicht. So wird er zum Tode verurteilt. — Ein zweiter Held des Dramas

ist Peter Siegmayr. Er ist Soldatenflüchtling; weil er sich nicht stellt, so nehmen die Feinde seinen Vater gefangen und drohen, ihn zu erschießen, wenn er das Versteck des Sohnes nicht angeben wird. Der Alte sagt: „Lieber den Tod, als den Sohn verraten!“ Der Sohn erfährt das, stellt sich selbst, um den Vater zu retten, und wird erschossen. — Diese antiken Heldenzüge hat Karl Wolf in einer dramatischen Bilderreihe dargestellt. Recht, Freiheit, Vaterlandsliebe, Lebensverachtung, Treue und Großmut, auch gegen den Feind — das sind die Grundzüge des Stückes. Nebstbei werden auch Werke des Friedens vorgeführt, Bauernleben, Hirtenleben in seiner Arbeit und Idylle, kirchliche Aufzüge und Bauernfeste, alles voll Naturwahrheit. Unter der Volksmenge glaubte ich sogar Sixt und Hartl zu bemerken, Karl Wolfs lustige Tiroler Buben. — Die Hauptwirkung liegt in der Schlacht an der Mühlbacher Klause. Die Streiter in Lodenjoppen und Hemdärmeln. Die heiligsten Kriege werden nicht in Uniform geführt. — Erst in der Ferne Trommelwirbel. Der Wächter aus dem Dachgiebel zeigt die Bewegung des Feindes. Dorf und Gasse sind menschenleer, unheimliche Ruhe. Da kracht oben am Küchelberg ein Kanonenschuß. Vom gegenüberstehenden Felsen auch einer und ein zweiter, dritter, vierter. An den Berglehnen Kleinfeuer. Der Schauplatz hat sich nach außen verlegt. Über den Platz laufen einige Franzosen, von Bauern verfolgt. Von mehreren Seiten springen sie zusammen, es entspinnt sich ein Gefecht. Von den Fenstern des Hauses wird herabgeschossen, von den Dachluken herab. Dort und da stürzt ein Mann zusammen, wird fortgetragen. Während draußen in der Umgebung fort und fort die Kanonen krachen,

aus den Berghängen das Gewehrfeuer knattert, daß schon das ganze Tal in Pulverdampf gehüllt ist, kommt der Parlamentär und bittet die Bauern um Waffenstillstand. Da legt sich allmählich der Schlachtenlärm, Gefangene werden abgeführt und Musik fällt ein.

Die Wirkung war gewaltig. Die Entwicklung der Schlacht, bei der plötzlich der historische Boden lebendig ward und das ganze Meraner Tal mitspielte, war etwas so eigenartig Packendes, wie es in der Schauspielerwelt sonst wohl nirgends vorkommt. Wenn es um Menschenrecht und Heimat geht, da wird Kanonendonner und Gewehrgeprassel zur Musik. In mir zuckten alle Muskeln, jauchzten alle Sinne. Nein, das war kein Schauspiel, das war ein Erlebnis.

Der trübe Himmel war mittlerweile dunkler und dunkler geworden, es begann sachte zu regnen. Das Schauspiel nahm seinen Verlauf, den letzten Hochszenen entgegen. Die Zuschauer aber begannen fortzugehen, einer nach dem andern. Vor mir lichteten sich die Reihen. Auch ich erhob mich, ging aber nur nach vorn, um des besseren Hörens wegen in einer dort fast leer gewordenen Reihe Platz zu nehmen. Dort spannte ich meinen Regenschirm auf, und nun konnte es meinetwegen dauern bis Mitternacht. In derselben Reihe saß noch ein Mann, der keinen Schirm hatte; wie fröstelnd stülpte er seinen Rockkragen um den Hals auf; auch er war von dem Stück so sehr gefesselt, daß er seiner Gesundheit vergaß. Ich rückte ihm näher, um ihn unter mein breites Familiendach einzuladen, wollte schon den Schirm über ihn heben, da stand er auf und ging davon.

Zum Schlusse des Stückes waren unter dem regnen-

den Himmel kaum mehr zehn Zuschauer da, ich unter ihnen. Und dann gewann mein großes Paraplui doppelte Bedeutung. Unter seinem Schutz und Schirm schritt ich Arm in Arm mit Karl Wolf der Stadt zu, nachdem er das Spiel geleitet und ordnungsgemäß geschlossen hatte. Er war mißmutig wegen des Wetters, mein Herz stand in hellem Sonnenschein unter dem, was ich erlebt, was wir diesem Manne zu verdanken hatten. Mir war, als käme ich just aus südlichem Himmelsstrich des klassischen Volkes. Was tut unter so herrlichen Eindrücken das bißchen Regen einer germanischen Haut!

„Etwas verregnet, Herr Wolf!" so wurde er angesprochen unter den Lauben von einem Herrn, den mein Begleiter unter Verneigung mit „kaiserlicher Rat" flüchtig bezeichnet hatte. Es war derselbe, der vorhin in meiner Bankreihe gesessen war mit aufgestülptem Rockkragen. Er sprach jetzt, während ich etwas fröstelnd daneben stand, mit Wolf über etliche Neuerungen, die dieser bei der Vorstellung angebracht hatte; er mußte das Stück schon wiederholt gesehen haben und zeigte dafür lebhaftes Interesse. „Ich wünsche, Herr Wolf, daß es das nächstemal bei besserem Wetter wieder so gut geht. Es hat mich gefreut."

Als der Fremde davon war, bemerkte ich meinem Begleiter, wie ein so junger Mann schon kaiserlicher Rat sein könne!

„Kaiserlicher Rat? Wer?"

„Dieser Herr, Sie haben ihn doch so angesprochen."

„Ich?" fragte Wolf auf, „ich hätte den Erzherzog . . ? Ich habe doch wohl kaiserliche Hoheit gesagt! Sie kennen

doch . . .? Das war ja der Thronfolger Franz Ferdinand!"

Und ich! Ich hatte mich zu ihm setzen und meinen Regenschirm mit ihm teilen wollen!

„Hätten Sie es nur getan," sagte Wolf, „ein Volksdichter darf es sich schon erlauben, den Fürsten unter den Schirm des Volkes zu laden."

Friedrich Spielhagen.

Persönlich habe ich ihn nur einmal gesehen, gelegentlich eines Besuches in Berlin, im Jahre 1897. Ich fand einen ruhigen, vornehm sich gebenden alten Herrn. Während des Speisens sind wir nicht arg über die Gewöhnlichkeiten eines Tischgespräches hinausgekommen. Bei der Zigarre kamen schon Funken, kam die heimliche, behagliche Wärme. Uns damals wohl noch unbewußt hatte sich in jenen drei Stunden ein seelisches Band zwischen uns gewoben, das nicht mehr riß, das im Briefwechsel von Jahr zu Jahr vertraulicher und inniger geworden ist. Von seinen Briefen an mich darf ich eine Anzahl hier mitteilen; sie kennzeichnen den Verfasser und unsere Beziehungen weit besser, als ich es mit eigenen Worten tun könnte.

Charlottenburg, 6. I. 97.

Hochgeehrter Herr!

Wie unser dahingeschiedener unvergeßlicher Freund*) Ihnen von mir, so hatte er mir von Ihnen oft und oft in liebevoller Wärme gesprochen und geschrieben. Wir haben an ihm Unersetzliches verloren. Er und ich sind Freunde gewesen über vierzig Jahre, ohne daß auch nur der Schatten eines Mißverständnisses

*) Verlagsbuchhändler Ludwig Staackmann in Leipzig.

den Himmel unserer Freundschaft getrübt hätte. Das ist nicht mein Verdienst, der ich, nicht gar gesund und nervös überreizt, ungleichmäßig in meiner Stimmung und nicht selten von schweren Launen heimgesucht bin; sondern seines, der immer, immer konziliant war, und dessen Herzensgüte nicht übertroffen werden konnte. Und war er doch noch mehr als nur ein guter Mensch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel ist — ich habe nie einen verständnisinnigeren, feinsinnigeren Berater in poetischen Dingen gehabt. Er lobte so gern; glaubte er aber, zu finden, daß die Sache nicht in Ordnung sei, sprach er es mit schönem Freimut aus und — er hatte immer recht.

Sie haben ihn ja so sehr viel kürzere Zeit nur gekannt; aber lange genug, ihn schätzen und lieben zu lernen. So wollen wir über das, was wir an ihm verloren haben, nicht rechten. Es ist hinüber und herüber ein Unermeßliches.

Er hätte meinen Aufsatz über Ihr „Ewiges Licht" gut und gern noch lesen können. Seit Wochen schon befand sich der Artikel in Wien*); aber die Redaktion wollte ihn durchaus für die Weihnachtsnummer reservieren. Hätte ich ahnen können, das Furchtbare! Aber ich war so überzeugt, daß er mich um viele Jahre überleben würde. Und auch er dachte — im echt spinozistischen Sinne des Tapferen — an nichts weniger als den Tod.

Glücklicherweise ist ihm in seinem Sohn Alfred ein Nachfolger erwachsen, der seiner durchaus würdig zu werden verspricht. Der Zufall will, daß ich, kaum daß sich das Grab über den Heimgegangenen geschlossen, höchst wichtige Geschäftsangelegenheiten mit Alfred verhandeln mußte. Ich habe ihn so klar, besonnen, klug gefunden — ich hätte wahrlich glauben können, er habe seine Briefe nach dem Diktat des Vaters geschrieben. Das läßt mich geschäftlich ruhig in die Zukunft blicken. Ich zweifle nicht, daß Sie unserem jungen Freunde dasselbe Vertrauen entgegenbringen. Freilich, eine ungeheure Verantwortung ist auf seine Schultern gewälzt. Was an mir liegt, sie ihm tragen zu helfen, soll gewiß geschehen.

Ich höre, daß wir die Freude haben werden, Sie demnächst in

---

*) „Neue freie Presse."

Berlin zu sehen. Dann werden wir uns persönlich kennen lernen, und damit wird ein Herzenswunsch unseres herrlichen Freundes erfüllt werden.

Leben Sie inzwischen recht wohl!

In treuer Verehrung

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg (Berlin), 16. II. 97.

Hochverehrter Herr!

Es ist die höchste Zeit, daß ich mir einen Bruchteil der Zeit, die Sie in Berlin verbringen werden, zu sichern suche. Um gleich mit der Sprache herauszukommen: glauben Sie es möglich machen zu können, daß Sie am 26. (am 25. sollen Sie nicht belästigt werden) bei uns zu Mittag speisen, ganz en famille (zu der ich auch Alfred und Wilhelm Staackmann rechne) zu jedweder Stunde, die Sie bestimmen wollen. Ich glaube, Ihnen Stille und Behaglichkeit garantieren zu dürfen; von Aufregung 2c. keine Rede, und irgendwo zu Mittag speisen müssen Sie ja doch. „Großstadtgeister", ich versichere Sie, spuken bei uns nicht.

Muß und soll es bei einem kurzen Besuch sein Bewenden haben — was ich tief bedauern würde — so bin ich für Sie den ganzen Vormittag des 26. bis 2 Uhr zu Hause. Vorläufig halten wir an der Hoffnung fest, Sie als lieben Gast bei uns zu haben.

Das Haus wird an Ihren beiden Abenden „ausverkauft" sein. Ich habe uns und den jungen Staackmanns nur mit Mühe Billetts verschaffen können.

Mit der Bitte um eine Zeile freundlicher Zusage, Empfehlungen seitens meiner Frau und meiner Töchter

in herzlicher Verehrung

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg (Berlin), 14. 5. 97.

Verehrter Freund!

Ich weiß, Sie verstatten mir diese Anrede. Meine Verehrung für Sie habe ich öffentlich ausgesprochen; meine freund-

schaftlichen Gefühle haben Sie mir vom Gesicht abgelesen — davon wäre ich überzeugt, auch wenn es Ihr letzter Brief nicht bestätigte. Sie nennen sich und mich, literarisch genommen: „richtige Gegenpole". Ich kann das nicht unterschreiben. Mir deucht, nur unsre Stoffe sind verschieden. Aber das hat der Zufall so mit sich gebracht, der Sie im Gebirge, mich an der Meeresküste groß werden ließ. Läge die Sache umgekehrt, ich weiß nicht, ob ich nicht wie Peter Rosegger, Peter Rosegger nicht wie ich geschrieben und gedichtet hätte. Gott, der in die Herzen sieht, würde vermutlich über die Gegenpolarität, die Sie zwischen uns konstruieren wollen, lächeln. Auf das Herz kommt es an. Und da will mich doch bedünken, als ob unsere Herzen in seltener Weise auf denselben Grundton gestimmt sind: dasselbe Mitleid mit aller leidenden Kreatur; derselbe Widerwille gegen Gemeinheit und Niedertracht; dieselbe Andacht vor dem Guten und Schönen. Ich suche diese Grundempfindungen in der Behandlung der Stoffe auszudrücken, die mir bekannt und handlich sind; Sie in den Ihren — das ist der ganze Unterschied.

Das Thema ließe sich sehr vertiefen und bis in die Einzelheiten verfolgen. Die Absicht habe ich nicht. Ich wollte nur aus der Wahlverwandtschaft unsrer seelischen Naturen den zureichenden Grund für meine Anrede konstruieren.

Leider daß diese Wahlverwandtschaft sich auch auf unsre physische zu erstrecken scheint. Sie hatten nach der Seite zu klagen, und ich habe einen miserablen Winter durchgemacht. Ein Katarrh löste den andern ab. Jetzt bin ich wieder seit drei Wochen nicht aus dem Zimmer (resp. aus dem Bett) gekommen. Seltsam glücklich ist es, daß diese Leiden meine Arbeitskraft kaum beeinträchtigen; freilich nicht ohne des alten Kant Anweisung, durch die Kraft des Gemütes über krankhafte Empfindungen Herr zu werden. Mit der und der spartanischen Gewohnheit eines langen Lebens habe ich es fertig gebracht, per tot discrimina rerum mir nach Faustulus bereits wieder einen starken Einbänder zu leisten, der fix und fertig vor mir liegt. Außerdem ist eine Reihe zum Teil längerer Gedichte entstanden, die ich in den Westermannschen abdrucken lasse und Ihnen dann zukommen lassen werde. Ich würde viel mehr Lyrisches im Leben produziert haben, hätte

ich so viel Freiheit und freie Zeit gehabt, wie das Glückskind Goethe, das am bösen Tage ruhte, um (es an) den guten doppelt gut zu haben. Ich habe nie ruhen dürfen.

Sobald mein Zustand es erlaubt und das Wetter ein Einsehen hat, gehe ich nach Karlsbad. Bis dahin werden wohl immer noch 1—2 Wochen ins Land gehen. Wenn mir das Glück hold ist, habe ich inzwischen wieder einen Brief von Ihnen.

Meine Damen empfehlen sich Ihnen bestens. Ich verbleibe

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, 24. 12. 97.

Hochverehrter Herr und Freund!

„Wenn die frohen Weihnachten kommen" gedenkt der bessere Mensch nicht bloß seiner nahen Lieben, sondern auch der fernen Guten, die er sich wohlgesinnt weiß und an deren Wohl und Wehe er selbst herzlichen Anteil nimmt. Zu den letzteren zähle ich Sie, aber nicht in letzter Linie. Nun haben wir uns freilich unsre gegenseitige Sympathie coram publico versichert. Das kann mich aber nicht abhalten, Ihnen privatim zu sagen, wie wohl mir wieder Ihre letzten Bücher getan haben, und wie dankbar ich Ihnen für die köstliche Besprechung meines Faustulus im „Heimgarten" bin. Sie hat mich um so freudiger berührt, als das Buch sonst zwischen die Dornen gefallen zu sein scheint, von denen nicht wenige in den mir zugesandten Rezensionen hangen geblieben sind. Ich kann es nun einmal den jungen Leuten nicht recht machen. Mögen sie! wenn auch der Selbsttrost des alten Auerbach: „Sie werden schon einsehen, was sie an mir gehabt haben, wenn ich nicht mehr bin," bei mir nicht verfangen will. Ist doch seine Prophezeiung so gar nicht für ihn in Erfüllung gegangen! Woran nebenbei gewisse Leute, die ich nicht nennen will, mehr schuld sind, als sie vielleicht Wort haben möchten. Aber wer bürgt mir dafür, daß auch hinter mir andre kommen, welche die Sache besser machen, als ich?

Hat Ihnen unser Freund Alfred meine „Beiträge" geschickt? Ich wäre begierig, zu hören, wie Sie darüber denken. Nicht

immer gut, vermute ich. Es dürfte da so manches sein, was Sie nicht unterschreiben können. Aber das sind Nebendinge, die den Salustschen Hauptsatz von dem „dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen“ der Freundschaft nicht aufheben.

Sie haben Ihr Zimmer so genau beschrieben. Ich weiß, es ist voll bis auf das letzte Eckchen. Aber so ein Stück vorn mit einem Sonnen-Schattenriß versehener Pappe findet am Ende doch noch einen Unterschlupf. In meinem Zimmer wenigstens wäre für so etwas noch immer reichlich Platz.

Übrigens ist das Stück Pappe beauftragt, Ihnen die herzlichsten Grüße zu überbringen von meinen Damen und

Ihrem treu ergebenen

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg-Berlin, den 3. I. 98.

Hochverehrter Herr und Freund!

Halten Sie mich nicht für einen Troglodyten, oder europäischer Höflichkeit unkundigen Kanadier, wenn ich mich in dumpfes Schweigen seit so langer Zeit gehüllt zu haben scheine. Ich stand im strengen Dienst, ja in der Sklaverei der Muse. Wenigstens kann kein Galeerensträfling härter zu arbeiten haben (aber es gibt hoffentlich solche arme Teufel nicht mehr), als ich vom Frühsommer bis zum letzten Tage des vergangenen Jahres mich abrackern mußte. An einem Roman, der mir seit — ich weiß nicht wie lange — auf der Seele lag. Und an den ich mich seiner ungeheuren Schwierigkeiten wegen nicht heranwagte. Es dann aber doch tat, bedenkend, daß ich mich noch im Grabe ärgern würde, hätte ich ihn nicht geschrieben, und, wenn man sich dergleichen sagt und siebzig Jahre zählt, keine Zeit zu verlieren ist. Ob die Kritik mir hinterher ein bedauerndes Si tacuisses singen wird, soll mich nicht weiter kümmern. Ich habe meine Pflicht und Schuldigkeit mir selbst gegenüber getan. Das ist im Leben doch schließlich die Hauptsache.

Natürlich haben sich inzwischen die so schon klaffenden Lücken meiner literarischen Bildung beträchtlich erweitert. Heines kranker Sohn klagt:

Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh' —

So geht es mir mutatis mutandis, wenn ich an einem neuen Werk schaffe. Bei Ihnen wird es nicht anders sein. Es wird ja auch sonst nichts.

Hoffentlich hat Ihre Grippe das Einsehen ihrer völligen Ungehörigkeit gehabt und ist beschämt aus Ihrem edlen Leibe gefahren. So werden wir das Vergnügen haben, Sie im März hier zu sehen. Es ist ein allgemeines Gerede: die Welt sei so klein. Im Interesse von uns zwei beiden, die wir einander so viel sein könnten, kämen wir öfter und oft zusammen, ist sie viel zu groß.

Leben Sie inzwischen recht wohl und seien Sie meiner treuen Anhänglichkeit versichert.

Ihr Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, Berlin, 5. III. 99.

Liebster Rosegger!*)

Doch hat man keinen guten Magen,
Sag selbst: wie soll man es vertragen:
Das Angestoße mit jedwedem
Und ach! das viele, viele Reden!
(Jedwedem-reden? Gott, gerechter,
Das ist ein Reim ein herzlich schlechter!)
Du siehst, im Capitolium,
Da geht es mir ein wenig um.
Doch werde mal erst so gefeiert,
Wer weiß, ob's bei dir besser leyert.
Von je auch trugen Schusterleute
Die schlecht'sten Stiefel bis auf heute.
Nun aber hör' ich wirklich auf,

*) Auf einen humoristischen Gruß gelegentlich seines 70. Geburtstages.

Sonst gibst du wahrlich mir den Lauf-
Paß bis zur allerfernsten Thule,
Stößt grausam mich vom Dichterstuhle;
Und sagst: ich kann wohl viel vertragen,
Den hab' ich gründlich nun im Magen,
Nennt er sich zehnmal auch
Spielhagen.

Berlin-Charlottenburg, 2. II. 00.

Verehrter lieber Freund.

Erwarten Sie keinen Brief, wie ich ihn sonst wohl schreibe. Zwischen Sonst und Jetzt klafft eine fürchterliche Lücke.*) Mit 71 Jahren erträgt sich solcher Verlust nicht mehr. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre warme Teilnahme! Sie haben sie ja kaum gekannt. Aber, die sie kannten! — Und ich Unseliger, der die Gattin, die Geliebte, die Freundin 40 Jahre nicht von seiner Seite gelassen, die über mich gewacht hat, wie die Mutter über ihr Kind — es ist nicht auszudenken —

Sprechen wir von der Sache, welche die Veranlassung Ihres Schreibens v. 17. v. M. war, das mir erst gestern zu Händen gekommen ist. Ich bin gern bereit, Herrn Neuber entgegenzukommen. Er möge nur die Freundlichkeit haben, mir seine Wünsche ausführlich mitzuteilen. Nur in einem Punkte kann ich Ihrem Beispiele nicht folgen: ich kann nichts verschenken. Ich darf es nicht. Ob ich auch nur einen Teil meiner Kraft wieder gewinne — ich fürchte, ich bin ein gebrochener Mann; und, da ich zeitlebens eine offene Hand hatte, habe ich nicht zurückgelegt. So muß ich auf meine alten Tage anfangen zu geizen.

Leben Sie wohl, lieber Freund, wie es in diesem grausamen Leben immer möglich ist!

Und schreiben Sie mir wieder einmal! Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist so bald allein.

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

*) Der Tod seiner Frau.

Berlin-Charlottenburg, 20. II. 00.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren letzten herzlichen Brief. Sie möchten mir so gern helfen; aber für mich gibt es keine Hilfe. Wenn man einundsiebzig ist, hat die Natur ihre Selbstheilkraft eingebüßt: man verblutet an der Wunde, langsam vielleicht, aber sicher. Als Sie die Geliebte Ihrer Jugend verloren, lebte in „Ihrem Marke noch die schaffende Gewalt, die sprossend eine Welt aus sich gebären“ mußte. Sie wußten das nicht und konnten keinen Trost daraus saugen. Aber es war der Fall, und in der Arbeit, der Sie sich nicht entziehen konnten — denn sie war Ihnen bedürftig, notwendig wie das Atmen — kam der Trost. Was kann mir noch die Arbeit sein? Ich habe die, die mir das Schicksal zuwies, getan. Sie liegt hinter mir. Und ich bin müde! so müde! Wenn ich es recht bedenke, war ich es längst. Und ich arbeitete nur noch für sie, der ein äußerlich behagliches, mit einem bescheidenen Luxus umgebenes Leben zu schaffen, mein Ehrgeiz war. Jetzt, da sie dahin ist, ich durch die leeren Räume irre, an deren Ausstattung sie ihre Freude hatte — was soll mir das, was nun in meinen Augen zum Trödel geworden ist? Die Literatur aber — daß Gott erbarm! Ich wünschte, ich brauchte von ihr nichts zu hören und nichts zu sehen. Sie widert mich an, wie eine Speise, an der man sich übersättigt hat. Mögen andre, die hungrig zum Mahle kommen, sich daran ergötzen! Ich räume ihnen gern den Platz. Und sie warten ja nur darauf; und die besonders Gierigen tuen, als ob mein Platz bereits leer sei. Ich kann's ihnen nicht verdenken. In meinen jungen Jahren habe ich es nicht anders und besser gemacht.

Dazu kommt noch eines. Wer erfahren hat, was ich jetzt erfahren mußte; wer des Daseins fürchterlichste Bitternis gekostet hat; wer endlich weiß, wie brutal kalt, wie grausam scharf das wirkliche Leben in unser zuckendes Herz schneiden, es zerreißen kann, dem kommt seine sogenannte Poesie, von der man glaubte, daß sie, alles in allem, doch ein Spiegelbild der Realität sei, vor wie ein an der Wand verhuschendes Schattenspiel. Und, endlich wissend, was das Leben wirklich ist, das Schattenspielerkunst-

stück weiter treiben — es erscheint mir lächerlich, unwürdig, blasphemisch.

Und werd's doch weiter treiben müssen als ein geschminkter Komödiant, dem das geliebte Weib hinter der Bühne kalt und bleich und starr im Sarge liegt. Denn ich lebe ja noch und habe Kinder, die auch leben wollen, leben sollen. Aber gibt es ein elender Handwerk! Dürfte ich Steine karren, Holz sägen, Dung fahren, wie Ihr Bauernknecht in „Erdsegen" — das ginge noch. Eine Welt anerkennen, herausputzen, die einem entgöttert ist, die einem zertrümmert ist —

Und die Kinder! Ihr war ich alles; ihre Sonne; die überschwengliche Liebe zu mir hatte für die Kinder nur ein Pflichtteil übrig. Und jetzt muß ich erfahren, daß es mit mir, ohne daß ich es wußte, nicht anders stand. Die Guten, sie tun, was in ihrer Kraft steht, über ihre Kraft. Und ich Undankbarer empfinde wie einer, der aus der weichen, warmen Atmosphäre des Zimmers in die Winternacht hinausgejagt ist — hilflos, nackt.

Verzeihen Sie den Ausbruch meines Jammers! Sie ist heute erst fünf Wochen tot. Heute vor fünf Wochen um diese Stunde stand das edelste Herz für immer still — für immer!

Ihr

Fr. Spielhagen.

Charlottenburg, 27. 4. 1906.

Verehrter Freund,

auch ich kann versichern, daß ich in dieser Zeit oft und oft an Sie gedacht und die weite Entfernung beklagt habe, die uns trennt. Es ist ja vieles in meinem Leben anders geworden, und, wie das im Leben zu sein pflegt, nicht zum Besseren. Ich lebe, alles in allem, wie die Lessingsche Windmühle, zu der niemand kam und die zu niemandem kommt; die paar guten — wenigen, sehr wenigen Freunde ausgenommen, die den Weg zu mir finden. Es geht mir im ganzen leidlich, wenn ich die Gebrechen abziehe, die von dem Alter unzertrennlich zu sein scheinen. Ich gehe wenig, sehr wenig aus, mein weitester Spaziergang ist nach dem glücklicherweise nahegelegenen zoologischen Garten. Noch habe ich

jedes Jahr einen Ausflug nach dem Harz gemacht, natürlich in ein Sanatorium, auf das ich ein für allemal angewiesen bin. Dahin wird mich auch in diesem Jahr mein Weg führen, trotzdem das Vergnügen, das mich dort erwartet, ein recht mäßiges zu nennen ist. Meine Kinder betreuen mich auf die liebevollste Weise und sie sind mein bester, nicht hoch genug zu schätzender Trost. Von Arbeiten ist natürlich keine Rede mehr und ich darf gestehen, daß ich das nicht beklage. Die Welt hat künftig vor mir Ruhe.

Und nun, verehrter lieber Freund, möchte ich denn doch etwas Ausführlicheres von dem hören, was Sie tun und treiben. Daß ich Ihre Schriften mit Andacht verfolgt habe, ist selbstverständlich. Ich schicke Ihnen hierbei zur Auffrischung Ihrer Erinnerung eine meiner letzten Photographien. Es ist kein großes Kunstwerk, aber den Zweck, meine Züge in Ihr Gedächtnis zurückzurufen, wird es wohl doch erfüllen.

Und nun leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald einmal wieder an den Einsamen!

Ihr herzlich ergebener

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, den 4. 6. 1906.

Lieber verehrter Freund,

es ist gar brav von Ihnen, daß Sie mir noch immer schreiben, trotzdem Sie wissen, daß ich gar wenig oder nichts zu antworten habe. Andere sind nicht minder gütig, und so unterhalte ich denn eine Korrespondenz, die wirklich nur von der Gnade meiner Freunde lebt. Nicht daß mein körperliches Befinden mich so einschränkte; ich befinde mich für meine Jahre ganz leidlich, aber der Schaffenstrieb ist völlig verschollen. Es sind nur noch spärliche Funken, die unter der Asche glimmen. Doch ich will nicht klagen. Es können nicht alle so begnadigt sein, wie der Altmeister, der bis zur letzten Stunde an seinem Faust weitergedichtet hat. Auch ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß meine Spannkraft jemals erlahmen könnte, und nun ist es doch eingetreten. Manchmal ist es mir, als sei es nur ein schwerer Traum, der mich bedrücke und den ich jeder Zeit abschütteln

könnte, so ich nur wollte. Dann aber muß ich über meine Träumereien wieder wehmütig lächeln und weiß: meine Kraft ist erschöpft. Ein Trost ist, zu wissen, daß, was ich etwa zu sagen hätte oder sagen könnte, sicher nicht besser wäre, als was ich hundertmal gesagt habe. Und damit will ich dies leidige Kapitel für heute schließen.

Aber Sie! Sie sind noch lange nicht fertig mit Ihrer Lebensarbeit und dürfen es nicht sein. Im Verhältnis zu mir sind Sie ja noch ein junger Mann, und soviel ist gewiß, daß ich in Ihrem Alter noch nicht daran dachte, die Feder aus der Hand zu legen. So frage ich denn ruhig an, wie steht es mit dem Roman, an dem Sie jetzt schreiben oder den Sie geschrieben haben? Wohl das erstere, sonst hätte mir Freund Alfred doch wohl Näheres mitgeteilt oder das Werk geschickt.

Daß die Schar Ihrer Enkelkinder sich bereits so ansehnlich vermehrt hat, freut mich zu hören. Auch ich habe es in dieser Beziehung nicht fehlen lassen. Mir sind bereits deren fünf erblüht, von denen der älteste bereits einen Anflug von Bart bekommt und die älteste zu einem gar lieblichen Mädchen herangewachsen ist.

Aber genug für diesmal! Wenn Sie von dem Geschwätz eines alten Mannes mehr zu wissen wünschen, soll Ihr Verlangen prompt und gern erfüllt werden.

Und nun noch alles Gute und Beste von Ihrem

Ihnen treu ergebenen

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, 6. III. 1909.

Verehrter Freund,

es ist mir immer sehr schmerzlich gewesen, daß unsere Lebenswege sich bis jetzt nur einmal geschnitten haben, und daß ich, der einen wahren Abscheu vor Reisen hat, Ihnen, trotzdem Sie so viel rüstiger und beweglicher sind, vielleicht nicht wieder begegnen möge. Sie verweisen mich auf die Bücher, und ich habe allerdings eifrig gelesen, aus ihnen Sie herzlich lieb gewonnen, hätte unsere einmalige persönliche Begegnung dazu nicht schon hin-

gereicht. So lassen Sie uns denn in Gedanken Freunde bleiben; und wenn unser Freund Alfred Sie einmal besuchen sollte, soll er Ihnen sagen, wie herzlich ich Sie liebe und verehre.

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

So viel nun der Gestalten aus dem Totenreiche, die noch einmal still an mir vorübergezogen sind. Jede hat ihr Gesicht nach mir gewendet: Erinnerst du dich noch? —

Wie gerne möchte ich auch von denen meiner Freunde plaudern, die der Himmel mir noch dagelassen hat. Aber sie leben — da darf man sie nicht verrufen.

Obschon meine Natur für alle Welt freundlich gestimmt ist, für Menschen und jegliche Kreatur — so habe ich kein Verlangen nach vielen persönlichen Freunden. Aber einiger bedarf ich, und die habe ich. Da geht's nur nach der Qualität. Als einer der höchsten Lebenswerte erschien mir immer der Umgang mit bedeutenden Menschen. Man kann unter den Millionen seine Freunde ja nicht wählen, sie sind ein Geschenk der Verhältnisse, des Zufalls, und ich möchte doch beifügen, des Himmels. — Eine größere Anzahl von persönlichen Freunden würde mich zersplittern, denn an jedem bleibt ein Teilchen von mir hängen, und dem ich mich einmal angelebt habe, von dem komme ich nicht mehr ganz los. Ich habe mein Lebtag einen oder den andern Kameraden besessen, zwischen dem und mir das innige Band entzweiriß. Und doch — mit etlichen Faserchen hänge ich immer noch an ihm. Um wieviel mehr an solchen, die zum Zeugen meines Lebens geworden sind — Genossen meiner Freuden und

Leiden, denen ich mich in meiner Sonderart so wie in meiner Alltäglichkeit, in meinen Unarten vertrauend hingebe, denen ich kleine Fehler zu vergeben, an denen ich große Vorzüge zu bewundern habe und von denen ich mir manches Gute, das mir abgeht, anzueignen suche.

Mit heimgegangenen Freunden wandelt man noch in segnender Erinnerung. Aber glücklicher bin ich über solche, die mir nicht Gelegenheit geben, ihre Nekrologe zu schreiben.

Nachsommer-Erlebnisse und -Ergebnisse.

Aus der Arbeitszeit eines halben Jahrhunderts sind 50 Bücher gedruckt worden. Ungefähr der vierte Teil dessen, was ich geschrieben. Zählen kann ich; wägen sollen andere. Auch hat sich in den letzten zwanzig Jahren sonst manches um mich zugetragen, was andere besser vorbringen können, als der, so es selber erlebt hat. Ich erzähle nur das, was gerade ich am besten wissen muß, um so mehr, als es während des Geschehens aufgeschrieben wurde. Und ich darf beim Erzählen mich freuen der Erfolge, die mir meines deutschen Volkes liebevolle Mittat hat erreichen helfen. So folgt hier noch die Geschichte von der Heilandskirche in Mürzzuschlag, die Geschichte von der Waldschule in Krieglach-Alpel, die Geschichte vom Kirchenbau in St. Kathrein und die Geschichte der Millionenspende für den Deutschen Schulverein.

Die Heilandskirche.

Wie es gekommen, daß „der Katholik Rosegger den Protestanten zu Mürzzuschlag in der katholischen Steiermark eine evangelische Kirche gebaut hat?“ hörte man oft fragen.

Diese Frage ist leicht zu beantworten, doch muß vor allem gesagt werden, daß ich die evangelische Kirche nicht

„gebaut habe", sondern nur durch günstige Umstände beitragen konnte, daß sie entstanden ist. — Die Grundursache lag in der religiösen Bewegung der Zeit, von der auch solche erfaßt wurden, für die keine Kirche da war.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die evangelische Bewegung in Steiermark, die sich um das Jahr 1897 erhob, vielfach nicht religiöse, sondern nationale Gründe hatte. Für mich waren die religiösen Verhältnisse bestimmend.

Seit der Reformationszeit waren in Obersteiermark die Evangelischen nie mehr ganz verschwunden. Besonders auch in den Gegenden der oberen Mürz hatten sie sich erhalten, obschon die längste Zeit ohne kirchliche Organisation, ohne Kultus. Von den niederösterreichischen evangelischen Nachbarsgemeinden Naßwald und Mitterbach, an die sie sich wohl teilweise angeschlossen haben mochten, trennte sie eine zu große Entfernung. Die steirischen evangelischen Gemeinden waren noch weiter entfernt. In ihren entlegenen Kleinbauern-, Hirten- und Holzknechthütten pflegten die armen Familien ihren Glauben in langen Zeitläuften heimlich doch um so inniger. (Seit 1861 erst genießen die Evangelischen in Österreich die Gleichberechtigung mit der römisch-katholischen Kirche.) Hernach als im Tal die großen Eisenwerke und andere Industriestätten entstanden, deren Gründer und Besitzer zumeist Reichsdeutsche waren, als mit diesen auch evangelische Arbeiter ins Land kamen, und als endlich die religiöse Bewegung unser Land erreichte, da war die Zeit gekommen zur Sammlung der weitverstreuten evangelischen Bekenner in dieser Gegend. Auf Bemühen der Beteiligten kam aus Württemberg ein Pastor, Adolf Kappus, nach Mürzzu-

schlag, als dem passenden Mittelpunkt; und dieser Mann, mit klarem Wollen und frischer Tatkraft ausgestattet, begann ein segensreiches Arbeiten für die Gemeinde, in welcher ihm die Werksbesitzer und besonders auch die Arbeiter, die entlegenen Gebirgsbewohner mit opferwilligem Vertrauen entgegengekommen sind. Aber die Hauptsache, die Erfüllung des Herzenswunsches, stand noch in weitem Felde; die Erbauung einer Kirche. Die größtenteils arme Gemeinde allein konnte nicht daran denken, eine solche zu stiften. Pastor Kappus hielt, ein wahrer Wanderprediger, einmal weit unten in der Stadt Bruck seinen Gottesdienst, einmal ganz oben im Hochgebirge, dann wieder in Mürzzuschlag selbst. Hier war es die Turnhalle, der Kursaal, der Kindergartensaal, die zeitweise überlassen werden konnten. Es traten immer wieder Hindernisse auf, obschon von einer Opposition von seiten der katholischen Bevölkerung gegen die junge Gemeinde allerdings nichts zu spüren war.

Ein Jahr vorher hatte es im Mürztale Kirchenstreit gegeben. Bei Kindberg auf einem Hügel steht die alte St. Georgen-Kirche. Sie ist Privateigentum eines evangelischen Gutsbesitzers, dessen Hof unmittelbar hinter der Kirche steht. Die katholische Pfarre Kindberg hat seit altersher das Recht, in dieser Kirche jährlich mehrmals Gottesdienst zu halten, doch geschieht das fast nie, da ohnehin zwei katholische Kirchen in nächster Nähe sind. Die etwas entlegene St. Georgen-Kirche steht unbenützt da. Als nun im Mürztale sich eine evangelische Gemeinde zusammenfand, die keine Stätte hatte, um ihren Gottesdienst halten zu können, stellte der evangelische Eigentümer diese Kirche zur Verfügung, daß darin das Evan-

gelium gepredigt werden könne. Das geschah einmal, dann klagte die katholische Kirche bei Gericht. Sie habe das Recht, in der Georgen-Kirche jährlich sechsmal Gottesdienst zu halten und dürfte deshalb auch die übrige Zeit den evangelischen Kultus darin nicht dulden, weil er die Kirche entweihe und sie dann nicht mehr ihren katholischen Gottesdienst darin halten könne. Das Landgericht entschied zugunsten der Evangelischen, aber die oberste Instanz erklärte endgültig, daß der Eigentümer der Kirche nicht das Recht habe, sie seinen Glaubensgenossen für die Zeit, da sie von den Katholiken unbenützt bleibe, zur Verfügung zu stellen. Denn durch die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes würde die Ausübung des katholischen in derselben unmöglich, die katholische Kirche also in ihrem Rechte gestört.

Zu jener Zeit war schon von dem Baue einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag die Rede, doch schien es eine Weile, als sei der Ausgang des Kindberger Prozesses dafür bestimmend. Und ich glaube, daß, wenn die katholische Kirche jene auch in anderen Ländern vorkommende Duldung geübt und das Georgen-Kirchlein den Evangelischen zeitwilig oder ganz überlassen hätte, in Mürzzuschlag heute die schöne Heilandskirche nicht dastünde. Eins ergibt sich aus dem andern.

Als ich nun hier — in der Nähe meines Wohnortes — einerseits das begeisterte Bemühen der Leute sah, zu einem Gotteshause zu kommen, andererseits die großen Widerwärtigkeiten, da dachte ich, ob man denn nicht irgendwie helfen könnte. Und fiel mir ein, daß man draußen im Reich die evangelische Bewegung mit großem Interesse verfolge und daß ich dort Freunde hätte, die

meiner Waldheimat stets eine warme Neigung entgegenbringen. Wie wenn ich mich an die Evangelischen des Reiches wendete, um sie zu bitten, ihren Volks- und Glaubensgenossen an der Mürz eine Kirche bauen zu helfen? Im Einverständnis mit der Gemeinde, oder vielmehr der evangelischen Vereinigung, habe ich also einen Aufruf verfaßt zur Geldsammlung für eine Heilandskirche in Mürzzuschlag. Der Name Heilandskirche war mir eines Tages in den Kopf gekommen und ist nachher von der Gemeinde angenommen worden.

Der Aufruf hat folgenden Wortlaut:

„An unsere Freunde im Reich.

Mit dankbarer Freude der Teilnahme gedenkend, die wir Deutsche in den Alpen oft von Euch erfahren, komme ich heute mit einem besonderen Anliegen. Es betrifft meine Waldheimat in einer uns allen wichtigen Sache.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist größtenteils katholisch, doch lebt — besonders im Mürztale — unter den Katholiken zerstreut eine Anzahl evangelischer Christen, teils noch aus der Reformationszeit stammend, teils seither aus Deutschland eingewandert, oder in neuer Zeit übergetreten. Sie waren jedoch bisher nicht mitsammen verbunden durch eine Kirchengemeinde, sie hatten keinen Führer, keinen Gottesdienst, lebten für sich so dahin, in der Gefahr sich zu verlieren und zu erkalten. Aber die Gottessehnsucht unserer Zeit hat auch diese Einsamen erfaßt, es überkam sie das Heimweh nach einem christlichen Gemeinleben. So haben sie nun aus Deutschland einen evangelischen Geistlichen berufen, der bereits mit treuem Eifer tätig ist, die im Mürztale und Umgebung lebenden 500 Protestanten zu einem Gemeinwesen zusammenzufügen. Er wandert in die entlegenen Täler und Wälder, steigt auf Alpenhöhen, um die einschichtigen Bekenner aufzusuchen. Er unterrichtet die evangelische Jugend, predigt den Erwachsenen, tröstet die Leidenden. Volk und Behörde erkennen, daß es sich hier nicht etwa um eine politische Propaganda han-

delt, vielmehr um eine große sittliche Aufgabe für die Einzelnen und die Gesellschaft. Hocherfreuend ist es ja, daß die Menschen sich abzuwenden beginnen von dem seelentötenden Materialismus und zurückverlangen zur christlichen Botschaft. Wie in anderen Alpengegenden werden die beiden Konfessionen doch auch hier friedlich nebeneinander bestehen, jede in ihrer Art ein Bedürfnis und ein Segen für das Volk.

Also ist in dem waldumkränzten Tale die junge evangelische Gemeinde in bester Bildung begriffen. Die Leute schicken sich an, heimzukehren ins Vaterhaus, aber — es ist keins vorhanden. Es fehlt der sichtbare Mittelpunkt, die Kirche. Eine solche soll nun erbaut werden im Hauptorte des oberen Mürztales, im herrlich am Fuße des Semmerings gelegenen Marktflecken Mürzzuschlag. Dort, von freier Anhöhe aus soll die Heilandskirche leuchten weithin in die Alpentäler. Die zum Teile sehr armen Gemeindegenossen, aus Holzknechten, Almern und Werkarbeitern bestehend, sind im hohen Grade opferwillig; die wenigen Wohlhabenden steuern kräftig bei, auch der Evangelische Bund wird Mithilfe leisten, allein — das will noch nicht langen auf ein würdiges Gotteshaus, das auch künftigen Jahrhunderten geweiht sein soll.

Ich bin von Haus aus Katholik, finde es aber mit meinem christlichen Gewissen vereinbar, den evangelischen Stammesgenossen bei ihrem Kirchenbau ein wenig zu helfen. So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Kraxe auf den Rücken und gehe betteln um Bausteine für die neue Heilandskirche in Mürzzuschlag. Zu Euch ins gesegnete Deutsche Reich komme ich mit allem Vertrauen; Ihr habet Brüder, die heldenhaft für Heimat und Evangelium kämpfen, noch nie verlassen. Ich bitte Euch, Ihr Freunde und Gesinnungsgenossen in der weiten Welt, um milde Beiträge zu diesem Kirchenbau im Waldlande für Euere Glaubensgenossen. Ihr habet ja gewiß auch schon oft erfahren, daß alles, was im Sinne des Christentums getan wird, einen wunderbaren Segen in unser Leben bringt.

Peter Rosegger.

In der Waldheimat, Anfang des Jahres 1900.

Gaben sind zu senden an den Herrn Adolf Kappus, evang. Vikar in Mürzzuschlag, Steiermark. Der Empfang wird in der Berliner „Täglichen Rundschau“ bestätigt.“

Am 2. Jänner desselben Jahres habe ich den Aufruf an 72 unterschiedliche Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und der Schweiz verschickt. Am 6. Jänner, als dem Feste der heiligen drei Könige, kamen aus dem Norden bereits die ersten Gaben. Es waren drei Spenden schlichter Leute aus dem Volke — uns muteten sie an wie die Opfergaben der Hirten an das Jesukind. Und dann begannen sie zu rieseln, zu fließen, zu strömen, die Silber- und Goldbäche von allen Seiten her über alle Erwartung. Selbst aus Amerika, aus der Türkei sind Spenden gekommen, manche Post brachte auf einmal Dutzende von Briefen und Anweisungen, die Beträge meistens begleitet von glühenden Worten des Glaubens, der Liebe, der Freude. Die kleinste Gabe, eine Mark, kam aus Königsberg von einer armen Dienstmagd, die größte, sechstausend Kronen, von einem treuen Mann aus Koblenz. Beide Gaben sind gleich gewesen vor dem Herrn. — Mein Aufruf war es aber nicht allein, der die Früchte trug. Vikar Kappus hatte gleichzeitig einen die Verhältnisse näher beleuchtenden warmen Aufsatz versandt, er hatte in verschiedenen Blättern Deutschlands Stimmung gemacht für die Heilandskirche, er hatte seine Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten geltend gemacht und für die Sache im Reiche Vorträge gehalten. Diese Tätigkeit des eifrigen Mannes durfte nicht übersehen werden, wenn man staunend sich des Erfolges freute. — Auffallend viel ist uns aus Sachsen, Thüringen und der freien Schweiz

zugegangen. Vereine sammelten, Zeitungen sammelten für unsere Heilandskirche, aus Schulen, aus Krankenhäusern kamen Spenden. Arbeiterfamilien, wie fürstliche Personen gaben. Der evangelische Bund förderte das Unternehmen mit ausgiebiger Beihilfe. Besonders viele Spenden kamen aus evangelischen Pfarrhäusern; doch auch Katholiken, obschon bei diesen prinzipiell nicht gesammelt wurde, trugen hochherzig bei, — nicht zu Trutz, nur zu Liebe. Einzelne Personen, die nicht mit Gütern gesegnet sind, verkauften Bücher, Bilder und manchen Hausrat, um für die Heilandskirche Geld schicken zu können. Ein mittelloser Künstler schickte ein selbstgemaltes Bild, daß wir es verwerten sollten. Aus Bochum kamen von einem Ungenannten monatlich 5 Mark, wahrscheinlich aus einem geringen Monatsgehalt. Aus Basel schickten drei Kinder 15 Franken, die sie vom Onkel für einen Osterausflug erhalten hatten. In einem Orte Thüringens verordnete ein Knabe auf dem Sterbebette, daß der Inhalt seiner kleinen Sparbüchse für die Heilandskirche in Mürzzuschlag gespendet werde. Eine arme kranke Frau schickte für die Heilandskirche ein Altartuch. Andere machten sich schon erbötig, einzelne Teile der Kircheneinrichtung zu stiften. — In wenigen Monaten war das sehr ansehnliche Kapital von mehr als 60000 Kronen für die Heilandskirche beisammen.

In Mürzzuschlag, in der nächsten Nähe des Ortes, auf einem Hügel, von altersher der Ölberg geheißen, ist ein überaus schöner und passender Platz für die Kirche erworben worden. Nachdem die junge evangelische Pfarrgemeinde Mürztal von der Regierung sanktioniert worden war, wurde am 17. Juni — also kaum ein halbes Jahr

nach Beginn der Sammlung — in Gegenwart geistlicher Würdenträger vom Superintendenten Herrn Winkler aus Arriach in Kärnten (evangelischem Bischof für die österreichischen Alpenländer) der Grundstein zur Heilandskirche mit großer Feierlichkeit gelegt. Viele Hunderte von Menschen, davon mindestens die Hälfte Katholiken, wohnten dem stimmungsvollen Feste bei, die Katholiken nicht mit geringerer Andacht und Ehrerbietung als die Evangelischen.

Am 18. November 1900 ist die Heilandskirche eingeweiht worden.

Die Kirche ist 25 Meter lang und 15 Meter breit, recht stattlich und würdig. Der gotische Bau mit seinem schlanken Turm leuchtet hinaus in das Fröschnitztal bis zu den Höhen des Semmerings, in des Mürztales waldreiche Berge und in das Neubergertal, wo die Felsen gegen Himmel ragen. Vier helle Glocken klingen über Berg und Tal und sollen — wie ich hoffe — mit dem Geläute der katholischen Kirche zu Mürzzuschlag keine üble Harmonie geben. Ich sehe im neuen Gotteshause nicht eine „protestantische", nur eine christliche Kirche. —

Für mich ist es eine Freude, daß meine geringe Mitarbeit zur Heilandskirche so reich gesegnet worden. Weil es aber nicht alle Tage vorkommt, daß ein Katholik für ein evangelisches Gotteshaus Steine trägt, so habe ich mir auch ein kleines Denkmal dessen ausgebeten. Ich bin ein Freund der Marien-Minne, und weil Maria, die Heilandsmutter, ja doch auch eine evangelische Person ist, so habe ich gesagt zu den Evangelischen im Mürztal: Wenn ich mittue, so müsset ihr mir ein schönes Marienbild in die neue Kirche stellen. Man will das Bild der Mutter, die einen s o l c h e n Sohn geboren, bisweilen mit

Blumen schmücken und man will der Johannes sein, zu dem der Herr am Kreuze gesprochen: Siehe deine Mutter! Also ist das rührend schöne Defreggerbild, die heilige Familie, unter des Meisters Leitung von einem seiner talentiertesten Schüler reproduziert, für die Heilandskirche gestiftet worden. — Wenn nun auch meine katholischen Landsleute, die Bauern und Holzer und Halter, die Eier- und Hühnerträgerinnen aus dem Jakellande, vom Gebirge kommen und vorübergehend einen scheuen Blick werfen in die Kirche, so sollen sie ein wenig angeheimelt sein von diesem Bilde und sollen bei den zwei christlichen Bekenntnissen denken nicht an das Trennende, nur an das Einigende.

Die Waldschule.

„Mariel — Hansel!" ruft die Mutter schon seit fünf Minuten an dem Bettchen der Kinder. Sie soll diese Kinder wecken für den Schulweg, aber sie ruft es so flüsternd, so ängstlich, um mit ihren Weckrufen die Kleinen aus dem süßen Schlafe am Ende doch nicht zu — stören. Aber es ist sechs Uhr, die Not gebietet der Liebe. „Mariel! Hansel! Auf! Es muß sein!" Derb muß sie an der Decke rütteln, bis die Kinder wimmernd erwachen. Ganz schlaftrunken müssen sie aus dem warmen Nest in die spröden Kleider, sollen dann ihr kleines Frühstück verzehren, aber der Schlaf wäre viel süßer als die Milchnocken. Dann die Schulsachen in den Zegger, die zwei Stück Brot als Mittagsmahl dazu, dem Knaben noch den Wettermantel des Vaters umgehangen und dem Mädel das große, alte Wollentuch der Mutter und hinaus in die dunkle, kalte, stöbernde Winterfrühe! So weit die

Mutter in der blassen Dämmerung den Kindern nachblicken kann, tut sie's. Sie empfiehlt ihre kleinen Lieblinge in den Schutz Gottes — man weiß nie, wenn sie so mühsam fortstapfen im tiefen Schnee, ob sie wieder heimkommen!

Denn die Schule liegt hinter dem hohen Bergjoch in der Waldwildnis drüben; an zwei Stunden werden sie zu tun haben, wenn Wind und Schneetreiben heute überhaupt den Übergang nicht unmöglich macht. Zehn Stunden dann der Erwartung und Angst, bis sie zur Abenddämmerung voller Schnee und Hunger doch wieder, aber erschöpft nach Hause kommen.

Das war ein Schultag in Krieglach-Alpel — ein gewöhnlicher, keiner von den besten, keiner von den schlimmsten! Es kam vor, daß die Schulkinder unterwegs zu den Schülern von weitzerstreuten Nachbarhäusern stießen; wenn aber die meisten schlechten Wetters wegen daheim blieben, dann mußten die paar Kindlein allein vorwärts durch den Wald, über die Schluchten, über die sturmumbrauste Höhe, jenseits über kahle Blößen und Buschbestände hinab den Weg zu finden suchen, bis sie glücklich das einsame Schulhaus erreicht. Es war mitunter, daß die Kinder nicht nach Hause kamen in der Abenddämmerung, daß man ihnen entgegengehen mußte mit Schneeschuhen und Schaufeln und daß man sie fand unter Baum oder Busch enge aneinandergeschmiegt und mit wirbelndem Schnee bedeckt — zum süßen Hinüberschlafen.

Unter sotanen Umständen war es kein Wunder, daß die meisten Familien ihre Kinder nicht in die Schule schickten, auch solche, die den Wert der Schule eingesehen hatten.

So war es in der weit zerstreuten Ortschaft, die von dem verkehrsreichen Mürztale stundenweit entfernt hoch oben im Gebirge zwischen großen Wäldern liegt.

Zu jener Zeit begann ich wieder einmal Mittel und Wege zu suchen, meinen Heimatsgenossen eine ordentliche Volksschule zu stiften.

Und mein Bemühen war gesegnet. Bald war ein passender Bauplatz gefunden, ziemlich im Mittelpunkt der Gemeinde, auf sonniger Matte am Waldrand, bei den frischen Wässern des Tales, aber geschützt vor Überschwemmung und Sturm. Ein Fahrweg aus Krieglach führte nahe vorbei und die Poststraße ist eine Viertelstunde weiter oben an der Berglehne. Ein hochherziger Anrainer hatte das Bauholz zugesichert. Die „Waldheimatgesellschaft" in Mürzzuschlag sollte einen bedeutenden Teil der Baukosten decken. Ein uneigennütziger Baumeister war auch gefunden. Eine Großbuchhandlung im Deutschen Reich hatte die passende Schulbibliothek zugesagt. Das weitere lag noch auf meiner Schulter.

Da hub ich an — nach Geld zu streben.

Und ein Jahr später weihten wir es ein, das Waldschulhaus in Alpel. —

Weil mir die Sache große Freude machte, so will ich ein wenig davon plaudern.

Von Krieglach im Mürztale aus die waldreiche Alpsteigstraße gewandert kommt man nach zwei Stunden zu dem Kreuze auf dem Höllkogel-Passe, wo von der Straße zur Rechten ein Weg abzweigt, der durch hohen Wald talwärts führt und nach zwanzig Minuten in ein enges Wiesental ausmündet, das von klaren Bächen durchrauscht und von dunklen Waldbergen umgeben ist. Der

Wanderer, der etwa des Weges kommt, hört in den Wipfeln ein Glöcklein hallen. Es ist Mittagsstunde. Der Weg biegt um eine Böschung und knapp vor uns, links in der sachte aufsteigenden Wiesenmulde steht ein stattliches Haus im Salzburger Stil, über Steinsockel aus Holz gezimmert, mit rötlichen Wänden und grünen Fensterbalken. Es steht auf ebenem Platz behaglich da und lacht mit seinen spiegelnden Fenstern freundlich übers Tal hin. Von seinem Giebeltürmchen kommt der Glockenklang. An der Giebelwand steht das Wort „Waldschulhaus" und über der Eingangstür, zu der einige Stufen hinanführen, die Inschrift: „Dieses Haus wurde im Jahre 1902 aus Liebesspenden erbaut und zur Lehr und Ehr den Bewohnern der Waldheimat gewidmet." Durch die feste Tür treten wir ins geräumige Vorhaus, wo uns an der Wand ein Spruch auffällt:

„O Waldheimat traut,
Von Ahnen bebaut,
Von Kindern betreut,
Von Enkeln erneut:
Gott segne dein Erdreich,
Gott segne den Fleiß,
Erleuchte den Landmann,
Auf daß er es weiß,
Und oft bedenkt
Und nimmer vergißt,
Wie treu und heilig
Die Heimat ist."

Links die Tür zum vierfensterigen, sonnseitig gelegenen Schulzimmer, mit allem Zugehör versehen, für vierzig Kinder eingerichtet. Daneben ein Raum für Lehrmittel und die Volksbibliothek, der fast reichlicher als

manche Stadtschule ausgestattet ist. Rechts vom Vorhause die Lehrerswohnung mit Küche, Vorratskammer und drei Zimmern, wovon sich eines im Dachraume befindet. Alles durch die Güte eines Berliner Hauses gediegen und geschmackvoll eingerichtet. Ein zweites großes und lichtes Zimmer im Dachraume ist für den müden Wanderer bereit.

Das Haus, obschon an 1000 Meter hoch gelegen, ist geschützt vor Wind und Sturm und hat trotz der nahen Berge viel Sonne. Drei Täler laufen in diesem Wiesenkessel zusammen, jedes bringt seinen lustigen Bach aus den hinteren Waldgegenden herab und durch jedes führt ein Weg hin zu den weitum verstreuten Bauernhöfen, Jägerhäusern, Holzknecht- und Köhlerhütten.

Am 28. September 1902 vollzog sich auf der sonst so einsamen Waldstraße nach Alpel eine Völkerwanderung. Fußgeher in zahllosen Reihen und Gruppen, Bauernkarren und Herrenwägen in langen Schneißen bewegten sich hinan, heiter und froh unter der Herbstsonne, die von leichten Wolkenzügen manchmal flüchtig verdeckt war. Diese Menschenwanderung strebte dem wiesenfrischen Alpentale zu und hielt vor dem Waldschulhause. Das war mit Fahnen geschmückt, und im leichten Winde flog von den Birken und Ahornen manches gilbende Blatt über seinen Giebel.

Nachdem am 5. Mai des gleichen Jahres der Grundstein gelegt worden war, sollte an diesem Herbsttage das Schulhaus eingeweiht und eröffnet werden. Die Bewohnerschaft der Gegend war da und umlagerte das Schulhaus in Erwartung dessen, was da kommen sollte. Manchem fiel eine weiß-rote Fahne auf, die am gegen-

überstehenden Berghange auf Mattengrün einsam wehte. Die Kinder, in ihren dürftigen Kleidlein, aber reinlich herausgeputzt und mit Feldblumen geschmückt, standen in der vorderen Reihe. Bei der Schlußsteinlegung deutete der Erbauer mit dem Spruch: „Beständiger Wille führt zum Ziele", auf die langjährige Bemühung an, die endlich mit einemmale Erfolg hatte. Dann war die kirchliche Einweihung, ein Weihegesang der Krieglacher Kapelle und die Übergabe des Schlüssels, den der Bauherr mit einem Danke an den uneigennützigen Baumeister entgegennahm. Den Schlüssel hielt der „Bauherr" nicht lange in der Hand. Kaum eine Viertelstunde lang war er Eigentümer des schönen, fertigen Hauses, und auch in dieser Viertelstunde wohnte er nicht darin, sondern stand vor dem Hause der Menschenmenge gegenüber und sagte:

Geehrte Anwesende!
Liebe Freunde!

Heute ist ein Freudentag, den ich nicht mehr hoffte zu erleben. Ein Jugendideal, das mich seit fünfzig Jahren begleitet hat, ist in Erfüllung gegangen. Krieglach-Alpel hat eine Schule und ein Schulhaus. Ein kurzer Rückblick auf die Schulverhältnisse von Alpel wird meine Freude recht verständlich machen. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hat diese Gegend nie eine Schule gehabt. Im Revolutionsjahre 1848 kam ein alter Schullehrer, der wegen eines Konfliktes mit der Kirche existenzlos geworden war, nach Alpel und machte den Bauern den Vorschlag, gegen Kost und Dach ihre Kinder zu unterrichten. Das ist angenommen worden und der arme Mann, Michel Patterer war sein Name, hat in den verstreuten Bauernhäusern herum, wo die Kinder zusammenkamen, Schule gehalten. Wir Alpelkinder haben von Michel Patterer nicht bloß lesen und schreiben gelernt, sondern auch Rechtschaffenheit und Wohlwollen für die Menschen. Dort drüben am Berghang, wo heute eine Fahne

weht, ist ein kleines Haus gestanden, in welchem Michel Patterer zuletzt Schule gehalten hat, und dort ist er auch am 31. März 1857 einsam gestorben. Auf diesem Weg, den wir heute heraufgekommen, haben wir seinen Leib dahin nach Krieglach getragen. Sein Geist, hoffe ich, ist geblieben und wird einziehen ins neue Waldschulhaus. Nach Patterers Tode sind einige provisorische Lehrer dagewesen, aber bald wieder fortgegangen. Ums Jahr 1870 habe ich in Graz an dem damaligen Landesausschuß Dr. Fleckh einen einflußreichen Mann gefunden, der mir helfen wollte, in Alpel eine ständige Schule zu gründen. Aber es war gerade zu Beginn der Neuschule, und zu der hatten die guten Leute kein Vertrauen, die Schule ist abgelehnt worden. Zwölf Jahre später wollte mein nun seliger Schwiegervater Knaur, der hier einen Besitz gehabt hat, den Alplern ein Schulhaus errichten, mir war schon eine tüchtige Lehrkraft zugesagt — allein auch diesmal haben die Alpler sich ablehnend verhalten. Die kleine Gemeinde kam immer mehr herab. Von der Not belehrt war seither in der Gegend ein jüngeres einsichtsvolleres Geschlecht aufgestanden, das erkannte den unermeßlichen Nachteil, keine Schule zu haben. Nun endlich haben sie eine. Durch einige öffentliche Vorlesungen, die für diesen Zweck mehrere tausend Kronen einbrachten, ist man auf die Angelegenheit aufmerksam geworden, und es begannen — ohne daß eigentlich gesammelt worden wäre — von vielen Seiten Gelder einzulaufen für ein Schulhaus in Krieglach-Alpel. Insonderheit drei Spender sind es, die es ermöglichten, ein so stattliches Haus zu bauen und einzurichten: Gutsbesitzer Baron Seßler von Herzinger, der das Bauholz gab, der Berliner Großindustrielle Markiewicz, der den weitaus größten Teil der schönen Hauseinrichtung lieferte, und Baumeister Habersack in Krieglach, der mir bei diesem Werke mit Rat und Tat stets zur Seite stand und das Haus in uneigennützigster Weise herstellte.

Aber auch dankbar zu gedenken der Landesschulbehörde, die rasch diese Lehrerstelle fundierte und eine junge frische Lehrkraft beigestellt hat. Diesen und allen, die zu dem Werke liebreich beigetragen haben, im Namen der Gemeinde Alpel und in meinem eigenen, innigsten Dank!

Nach meinem Sinne wäre es gewesen, das Schulhaus ganz schmucklos zu bauen und ohne öffentliche Festlichkeit aufzumachen, doch um die Spender auch in der Ferne zu ehren, glaubten wir ein öffentliches Zeugnis unserer Dankbarkeit geben zu sollen.

Aber dieses Haus, wie es heute noch vor uns steht, ist ein Körper ohne Geist. In ein schönes Gefäß gehört ein guter Inhalt. Der steiermärkische Landesschulrat hat uns an Herrn Leopold Kramar allem Anscheine nach einen tüchtigen Lehrer geschickt. Ob der neue und junge Waldschulmeister es ahnt, welch eine ernste, bedeutsame Aufgabe hier seiner harrt? Die große Einsamkeit, die ihn umgeben wird, soll ausgefüllt werden mit einem großen Werke. Der Lehrer muß hier in der Weltabgeschiedenheit mehr als anderswo, nicht bloß Schulmeister, sondern auch Führer und Freund der Kinder und treuer Anwalt der ganzen Bevölkerung sein. Er muß die Leute nehmen, wie sie sind, er muß sie achten und lieben lernen und er muß ihre Achtung und Liebe gewinnen. —

Nun noch ein paar Worte an meine engsten Landsleute. Liebe Leute! Strebet nicht hinaus in die Welt. Bleibet daheim in Eurem Waldlande. Hier werdet Ihr nicht reich, aber auch nicht so arm, als Ihr in der Fremde werden könntet, nicht so arm und verlassen, wie mancher geworden, der von dieser Heimat fortgezogen ist. Ich selbst bin draußen gewesen und wieder heimgekehrt, weil's mir hier am besten gefällt. Lernet, so viel Euch möglich ist, zu lernen, richtet Eure Wirtschaften mehr nach den Zeitverhältnissen ein, arbeitet mutig, haltet fest zusammen und vertrauet herzhaft auf Gott, dann werden für Euch Bewohner von Alpel wieder bessere Zeiten kommen.

Nun, meine liebe Waldheimat, überreiche ich dir das Geschenk.

Ich bitte den Herrn Bürgermeister von Krieglach, diesen Schlüssel entgegen zu nehmen. Es ist der Schlüssel zum Schulhause. Das bedeutet, daß in diesem Augenblick das Schulhaus ins Eigentum der Gemeinde übergeht, und zwar auf Grund folgender Urkunde. Sie lautet:

Widmungs-Urkunde.

Endlich ist es gelungen, der armen Gemeinde Krieglach-Alpel eine Schule zu stiften. Bei diesem Werke haben viele Freunde

der Waldheimat und Gönner der Volksschule so ausgiebig geholfen, daß das neue Schulhaus jetzt eröffnet werden kann.

Da das Haus nun in allen seinen Teilen wohl mit Fleiß und Gediegenheit fertig gestellt ist, schenke ich dasselbe der Gemeinde Krieglach, und zwar unter den Bedingungen, daß sie es stets bestens verwalte, es beständig in gutem Zustande erhalte und es als Schulhaus für diese Waldgegend Alpel verwende. So lange es in Alpel schulbedürftige Kinder gibt, sei dieser Bau unter dem Namen Waldschulhaus ihrer Schule gewidmet, zu welcher die löbliche Schulbehörde stets eine tüchtige Lehrkraft, mit entsprechendem Gehalt versehen, beistellt. Sollte in Alpel die Schule aus irgendeinem Grunde einmal überflüssig werden, so ist dieses Haus in einer anderen würdigen Art nutzbar zu machen und der Ertrag für Lehr- und Bildungszwecke der Gemeinde Krieglach — und zu keinem anderen Zwecke — zu verwenden. Zum Zeugnisse dieser Widmung und ihrer Annahme die Unterschriften."

Dann eine rührende Szene. Die Alpel-Kinder kamen halb in Angst und halb in Freude heran, jedes in der kleinen Hand einen Strauß aus wilden Blumen. Diese hielten sie dem Menschen, ehe er sich noch ins Volk flüchten konnte, entgegen, und eines der Mädchen sprach die Worte: „Mir danken dir tausendmal schön für die Schule. Mir geben dir die Blumen, sonst hab'n mir nix. Mir danken dir tausendmal schön."

Damit war die Feier, die durch ihre stimmungsvolle Einfachheit auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, zu Ende.

Das Waldschulhaus mit Zugehör hat einen materiellen Wert von etwa 40000 Kronen. Sein moralischer Wert für die Gemeinde ist in Ziffern nicht zu fassen. Und als Draufgabe zog sofort auch häusliches Glück ein. Der junge Waldschulmeister mit seiner ihm ein paar

Tage vorher angetrauten jungen Frau, die in der Waldschule sechs Jahre lang geradezu musterhaft gewirkt haben.

Seither sind zehn Jahre vergangen. Die erste Generation von braven, gesitteten Kindern hat die Schule bereits verlassen, die zweite ist auf gutem Wege. Das Schulhaus hat sich vergrößert und eine Werkstatt bekommen für Tischlerei, Schlosserei, Korbflechterei; ebenso wird auch Gärtnerei, Bienenzucht usw. getrieben. Ferner haben wir ein Grundstück dazugekauft, um eine Pflanzenschule anzulegen. Das vollzog sich unter der energischen Tätigkeit des zweiten Lehrers, Herrn Franz Rottenmanner, nachdem der erste auf einen ehrenvollen Posten nach Südtirol berufen worden war. Beide dieser Schulmänner, jeder in seiner Art, für eine bessere Zeit der armen Leute sorgend, sind ein Segen geworden für die kleine Waldgemeinde, die durch der Zeiten Wendung mit einem geradezu furchtbaren Geschicke zu ringen hat. Die Schule hat ihr frischen Mut gebracht. Was weiter geschehen wird, steht in Gottes Hand.

Der große Waldbruch.

(Eine Unterbrechung.)

Wenige Wochen nach Eröffnung der Waldschule hat sich rings um sie herum ein Naturereignis zugetragen, das auch noch erzählt werden muß, weil es so eigenartig, so gewaltig war, ohne dem stattlichen neuen Hause auch nur ein Schindelchen zu verletzen. Man wird in unseren Alpen schwer jemanden finden, der früher eine ähnliche Katastrophe erlebt hat, als jene war in der ersten Dezemberwoche 1903.

Es war ein trüber, lauer Spätherbst gewesen. Die Nebel brauten regungslos über Berg und Tal und mit Beginn des Dezember kamen große Niederschläge. Sie waren verbreitet über Mitteleuropa und besonders in den Alpen entluden sie sich unter dem Wechsel von Wärme und Frost zwei Wochen lang. In den Niederungen war es Regen mit Schnee, auf den Höhen war es Schnee mit Regen. Von den Fenstern der Gehöfte sah man nicht bis zum nächsten Baum, so dicht fielen die großen Schneeflocken, langsam und lautlos sanken sie herab, ununterbrochen Tag und Nacht. Von den blätterlosen Laubbäumen fiel der Schnee anfangs ab, bald blieb er kleben und beschwerte manchen Ast so lange, bis er brach. Besonders alte Ahorne und Kirschbäume, die rauh berindet und mit Flechten bewachsen waren, mußten brechen, solche Bäume spalteten sich, so daß der eine Teil nach rechts, der andere nach links fiel. Manch alter Riese brach in drei und vier Teile auseinander. Die Gebüsche der Gemarkungen sahen nicht mehr aus wie Gebüsche, sondern wie Schneewälle, die von Tag zu Tag niedriger wurden, weil unterhalb der Wuchten die Sträucher sich zu Boden legten. Die Spatzen und Amerlinge fanden ihre Nester nicht mehr, oder konnten nicht dazu und flatterten ratlos über den Menschenwohnungen, Herberge heischend in ihrer Not. Aber das war nur ein Winter, wie es deren manche gibt. Es kam anders.

In den Nadelwäldern, von denen das weite Bergland bedeckt ist, legte der weiche Schnee sich ins Geäste und blieb daran kleben. Denn die Luft war ganz ruhig und kein Lüftchen strich, wochenlang. Sonst sind es die Stürme, die den Wald brechen, diesmal war es die

Windstille gewesen. Selbst ein mäßiger Wind, wie er im Gebirge fast immer zu streichen pflegt, hätte den Schnee von den Bäumen geschüttelt. Die reglose Luft brachte das Verderben. Der Schnee, der tagsüber feucht und weich vom Himmel fiel, fror in der Nacht an den Ästen und Wipfeln fest. Dann kam einmal Regen und Frost und verbackte die Lasten mit dem Reisig. Hernach begann es neuerdings zu schneien, auch dieser Neuschnee legte sich an die hängenden Wuchten und blieb kleben. Es kam Tauwetter und es kam Frost, so daß von den Schneewuchten an den Bäumen Eiszapfen und ganze Eisvorhänge niederhingen. Endlich kam wieder Schneefall und deckte die Bäume so gründlich zu, daß die einzelnen Aststufungen nicht mehr zu erkennen waren und die Gestalten dastanden wie Riesenzuckerhüte. In dichten Beständen klebten ganze Baumgruppen aneinander und wer vom Berggipfel niederschaute, dem schien es, als seien weite Waldflächen mit einem einzigen weißen Tuche überdeckt.

Eine Weile war das so gestanden in der Ruhe der Luft. Dann hat es allmählich begonnen. Hier ein Knistern, da ein Schnalzen, dort ein dumpfer Schlag. Bisweilen brach ein Wipfel nieder, dann brach ein Stamm, dann wankte der Zuckerhut und legte sich gelassen um, ohne daß die angefrorenen Schneelasten von ihm abfielen. Weil sonst alles in größter Ruhe war und keine Kraft sich regte, so war dieses Niederbrechen fast gespensterhaft zu sehen. Stellenweise brachen viele Stämme auf einmal, wie die Säulen eines Domes, die das gemeinsame Dach nicht mehr zu tragen vermögen. In den Schleiern des Nebels und des Schneiens haben es ja nur wenige Augen sehen können, wie es im einzelnen und im ganzen vor

sich ging. Aber der einsame Waldstraßenwanderer erlebte unvergeßliche Dinge.

Auf dem Tannbachweg glitt ein Kohlenfuhrwerk dahin im schönen Hochwald. Als der Fuhrmann den ersten Baum auf halber Höhe brechen und niederstürzen sah in den Schnee, verwunderte er sich, wie bei stiller Luft so die Stämme brechen können. Bald darauf begann ein zweiter Baum unter seiner Schneewucht sich zu neigen — anfangs langsam, dann rascher, und sausend fiel er unter dem Krachen seiner zerreißenden Wurzeln in weitem Bogen über die Straße. Das Pferd hatte einen Sprung getan, der Schlitten einen Stoß nach rückwärts, daß ein Kohlensack hinausgeschleudert wurde. Der Fuhrmann sah, er war heute am Ziele, denn der Weg nach vorwärts war verlegt, es ging nicht mehr weiter. Er faßte das erschreckte Pferd am Strang, in demselben Augenblicke krachte es wieder am Hang, und zwei Riesenstämme stürzten gleichzeitig zu Boden. Nun erst wurde ihm die Gefahr deutlich, in der er schwebte, da fiel auch hinter ihm ein Baum über den Weg, während andere Schäfte im Bogen sich neigten und so wie riesige Halbreifen über der Straße schweben blieben, bis einer und der andere entzweisprang. Das Fuhrwerk war gefangen, es konnte nicht nach vorwärts und nicht zurück. Der Mann hatte aber nicht Zeit, sich zu fürchten, er mußte das Roß zu bändigen suchen, das vor Schreck wild geworden war. Plötzlich flog ein Wipfel nieder und schlug die stäubende Kohlenfuhr tief in den Boden, daß Splitter, Kohle und Schnee ein wüstes Gemenge waren. Wieder brachen ein paar der großen Bogen, die sich über die Straße gereift hatten. Der Fuhrmann war mitten in der Verheerung, rings um ihn brachen Bäume, Stämme

spalteten sich, Wipfel stürzten nieder und eine wuchtige Tannenkrone traf das Pferd und erschlug es. Hoch auf flogen die Wolken des gepeitschten Schnees. Mitten im Splitterhagel und Schneestäuben war der Fuhrmann; halb betäubt kauerte er unter dem Geäste einer gebrochenen Fichte und schloß die Augen. Nach späterer Aussage hatte er kein eigentliches Angstgefühl, er dachte nur, was ist denn das, was soll denn das? Und jetzt ist ja mein Roß hin! — Als es in seiner Nähe ein wenig ruhiger geworden und nur weiterhin noch das Krachen und Schmettern war, wie in einer Schlacht, da sah er die großen Lücken, die in dem Walde entstanden waren. Vor ihm eine blendend lichte Öffnung, so daß man den gegenüberliegenden Berg sah, an dessen steilem Hange auch alles lebendig zu sein schien. Der Fuhrmann hatte unter seinem Baumschlupf warten wollen, bis dieser gespensterhafte Sturm vorüber war, aber es begann immer wieder, es krachte und stürzte immer und war nie vorüber. So sehr der Wald sich lichtete, war immer noch unendliches Gestämme, das dastand und jeder fallende Baum gab den Blick frei auf weitere Verwüstungen.

Endlich begann der Mann zu denken. Was ist das? Ist alles jählings morsch geworden? Hat der Wald doch immer die Winterslast getragen. Ist es ein Erdbeben, das die Grundfesten erschüttert und lockert? Ist es der Jüngste Tag, weil die riesigen Wurzelscheiben der Bäume aufstehen, als ob sie Gräber freilegen müßten! Die Wipfel lagen tief im Schnee und die Wurzeln ragten wie ungeheuere Klauen, die noch Erdreich und Gestein festhielten, in die Lüfte auf. So lebendig war es geworden auch in den Gründen, wo seit Menschengedenken

sich nichts bewegt hat, als kleines Getier und die Fächer der Germen. Raben und Krähen flatterten umher. Das Wiesel, der Marder und andere Tiere waren aufgeschreckt gleichsam aus dem Winterschlaf und schossen dahin; Eichhörnchen sprangen planlos über das Gewüste ihrer zusammengebrochenen Welt dahin und zwischen Gewurzel und Astwerk hervor ragte der hochgehobene Kopf des schreckigen Rehes, sah den Menschen und konnte nicht flüchten. Wo das Tier über gefallene Bäume sprang, da brach es zwischen durch in Reisig und Schnee, bis es erschöpft in eine Höhlung niedersank. — Der Fuhrmann schaute hin und kam kaum zum Bewußtsein, was er sah. Plötzlich schrak er auf. Es war dunkel geworden. Die Abenddämmerung war da. Wie sollte er entkommen, da es noch ringsum krachte im Walde! Er starrte hin auf sein totes Pferd. Auch ihn kann es so treffen, wenn er jetzt den Heimweg sucht. Es ist ja auch unmöglich, Weg und Steg, Wald und Hang sind zu schrecklich verbaut. Wer hätte je denken mögen, daß ein Mensch im Walde so gefangen werden könne! — Unter den dichten Ästen einer gestürzten Fichte suchte er sich eine Wohnung herzurichten für die Nacht. Dort glaubte er sicher zu sein. Aber Feuer zu machen mißlang, das Reisig war zu feucht, gloste und rauchte und verlosch. Sein Körper schütterte vor Frost und Angst. Da fiel ihm ein: Zünde die Kohlen an! Die halb zerschlagenen Bündel raffte er auf und zerrte sie unter die Asthütte; mit Fleiß berechnete er den Vorrat und so hatte er Feuer die ganze Nacht. In seiner Stirn war es wie Blei, aber einzuschlafen wagte er nicht. Das Feuer beschäftigte ihn, tröstete ihn; aus Holzkohlen springen so schöne blaue Flammen. — Die ganze Nacht hatte

es weithin in den Wäldern geschmettert und gekracht. Als es endlich Morgen wurde, lag grauer Nebel über allem, aus dem wieder Flocken zu fallen begannen; aber das Krachen und Brechen hatte aufgehört, nur zeitweise noch ein Donnern aus der Ferne; von den schlanken Lärchen, die unter ihrer Wipfellast sich aus der Höhe wie Reifen niedergebogen hatten, sprang noch manche ab und stürzte.

Der Fuhrmann wagte den Heimweg. Es war kein Gehen, es war ein Klettern und ein Kriechen stundenlang, bis er endlich auf die freien Flächen des Tales kam. Als er Leuten begegnete, zeigte er nur gegen den Bergwald hin: „Da oben, da hat's mich derwischt! Die Straßen sieht mich sobald nimmer!“ Sonst sagte er nicht viel. Erst nach Tagen konnte er erzählen.

So ähnlich mochte es manchem Waldwanderer ergangen sein in jenen Winterwochen, aber daß ein Mensch getötet worden sei, das hat man nicht gehört. Es ist ein wahres Wunder. Wer nicht hinaus mußte, der blieb freilich unter seinem Dache, sah nur den feuchten Nebel und das ewige Schneien und hatte keine Ahnung, wie draußen die Wälder zugrunde gingen. Als es tage- und tagelang so gedauert, wurde den Leuten in ihren Häusern bange, um so mehr, als ihr eigenes Dach bisweilen unter der Schneelast zu knistern begann. An vielen Gehöften ragen über den Dächern große alte Schirmbäume auf, solche wurden zur drohenden Gefahr. Da rief der Bauer seine Knechte, um mit ihnen sich an den Baumschäften emporzuarbeiten und mit langen Stangen die Schneelasten abzuschütteln, soweit es möglich. Trotzdem hat es hie und da wohl auch Gebäude zusammengeschlagen.

Als das Frühjahr kam zeigte es sich, daß die Zer-

störung eine ungeheure war. Der dieses schreibt, sieht aus den Fenstern des Waldhauses die Verwüstung. Es sind ja freilich auch Waldstrecken, denen wenig anzumerken ist, die vielleicht ein wohltätiger Luftzug erlöst hat von den Lasten. Auf den Berggraten ist es besser gewesen, da war der Schnee trockener und fiel ab; auch sind hier die Bäume abgehärteter und starrer, also den Lasten mehr gewachsen. In manchen Hochwäldern liegt's noch heute wie in den ersten Tagen. Unabsehbar hingebrochene Stämme, stellenweise ganze Waldpartien niedergelegt. Dasselbe laue Wetter, das den Schnee oben anklebte, weichte und lockerte unten den Boden auf, der sonst zur Winterszeit hart gefroren dem Stamme mit seinen zeitweiligen Schneelasten eine gute Stütze gibt. Wenn sonst bei Windbrüchen die Stämme zumeist in gleicher Richtung hin liegen, so gibt es hier ein unentwirrbares Durcheinander von Schäften, Wurzelballen, Astwerk, Wipfeln und Splittern. Vieles Gestämme schief aneinander lehnend, in einander verklemmt, hängend noch an Strünken hoch oben. Graue Geier schwirren darüber hin und betäubender Harzgeruch erfüllt die Luft. Im Jungwald sind die Stämme, besonders die zähen Lärchen, die nicht brechen konnten, krumm gedrückt wie Triumphbogen, und in manchem Wald nur wenige, die keinen geknickten Wipfel haben. —

Manches Bäuerlein war anfangs fast vergnügt gewesen, daß durch den Waldbruch das Kapital der Zukunft so plötzlich „fällig" geworden, bis es sich bald zeigte, daß dieses fällige Gut niemand vollgültig einlösen wollte. — Wie über das Schlachtfeld die Raben, so schwirren fremde Händler durch das Land, um den Leuten das Gefällholz gegen schlechten Preis abzudrücken.

Kenner des Waldes sagten auf diese Katastrophe eine besondere Fruchtbarkeit der Wälder voraus. Im Menschengeschlechte ist es so, nach Krieg und Seuchen folgt ein mächtigeres Werden. Und tatsächlich konnte man in dem darauffolgenden Frühjahre an den Bäumen größere und reichere Triebe sehen als sonst. Die schöpferische Natur läßt sich nicht unterkriegen.

Die Kathreiner Kirche.

Hochsommerfrieden! —

Ich saß in der kühlen Stube meines Sommerhauses im Schaukelstuhl und las Adalbert Stifters „Feldblumen", die lieblichste aller Jugendgeschichten. Manchmal sank die Hand mit dem Buche und die Augen träumten hin auf die dunklen Bücherkästen und schimmernden Wandbilder der Stube, über welchen ein grünlicher Widerschein ruhte. Denn vor den Fenstern standen die Birken und Lärchen in der goldenden Morgensonne. Und weiche taufeuchte Luft lag in den offenen Fenstern.

Zur Tür trat rasch mein Sohn herein, stand eine Weile da und sagte: „Vater! Gestern soll Sankt Kathrein am Hauenstein abgebrannt sein. Das große Einkehrhaus und die Kirche."

Ein Bote hatte die Nachricht nach Krieglach gebracht. Solche Boten sind oft recht wortkarg. Das Hauensteinerhaus abgebrannt. Die Kirche abgebrannt. Weiter nichts. — Wieso das geschehen? Man wisse es nicht.

Gewisse Geschehnisse scheinen einem, wenn sie plötzlich kommen, unmöglich. Man hat nie gedacht, daß sie eintreten könnten. Die liebe weiße Kirche auf dem Föhrenriegel, sie war mir seit Kindheit und Jugend ein un-

veräußerliches Gut. Die Feste des Jahres, seit ungezählten Jahren in der weiten Welt begangen, alle verlegte ich sie mich zurückerinnernd in und um die weiße Kirche auf dem Föhrenriegel. Ich schloß die Augen davor, wie in den Domen die Feste begangen wurden, ich beging sie heimlich in mir und sah die weiße Kirche im fernen Waldlande, und hörte ihre hellen Glocken, ihre hochgestimmte Orgel, ihre alten Gesänge und sah ihre lichten Altäre und ihre roten Fahnen. War mir weh um meine vergangene Kindheit, so durfte ich nur die Kirche auf dem Föhrenriegel vor mein geistiges Auge rücken — da war sie wieder, da war die Kindesfreude hinterlegt, konnte mir von ihr holen, so oft ich wollte. Und ich wollte oft. In schlaflosen Nächten sah ich diese Kirche im Sonnenschein; zu Zeiten der Krankheit schloß ich die Augen und sah die lichten Wände und vergoldeten Altäre und den kristallnen Kronleuchter, in dem alle Funken des Regenbogens brannten. Und im Sommer zu Krieglach, wenn ich mir einmal einen guten Tag antun wollte, wanderten meine Füße vier Stunden lang bis zur Kirche in St. Kathrein.

Aus Frömmigkeit? Hundertmal herrlichere bedeutsamere Kirchen hatte ich gesehen, die Dome zu Wien, zu Köln, zu Mailand, zu Rom, so lieblich schön war nichts, wie das Kirchlein auf dem Föhrenriegel. Ich guckte es eben immer noch mit den Kindesaugen an, obschon diese endlich in einem sechzigjährigen Schädel staken.

Und nun sollte diese Kirche auf einmal nicht mehr sein? Die Gemeinde war seit jenen Tagen ja schon einmal ausgestorben, um die Kirche herum war der Friedhof, da schlief sie. Doch daß auch die Kirche nachsterben

sollte und in die Asche niedersinken — das hatte meine sonst emsig spinnende Phantasie mir nie gesponnen. —

Bald stand ein Steirerwäglein vor der Tür. Ich fuhr mit meiner Frau davon, entlang der Alpsteigstraße. Dort, wo sie Alpel berührt und der Seitenweg abzweigt, saß auf dem Scheiterhaufen ein Holzknecht, am Rücken hatte er die Kraxe mit Werkzeug, ein Bündel Mehl, einem Topf Schmalz und einem Laib Brot. Er war auf dem Wege in den Holzschlag und brannte sich hier eine Pfeife Tabak an.

„O, der Peter!“ rief er mir als alter Kamerad zu, „wohin die Reis'?“

„Nach Sankt Kathrein.“

„Um einen Tag bist zu spat. Gestern häst solln enten sein, gestern ists lustig gwest — o Narri, vorgestern will ich sagen. Leut hats dir geben, daß man schier nit schliefen hat mögen. Kein Mauserl und kein Lauserl hätt mehr Platz ghabt in der Kirchen. Und das Musizieren! Eine Freud ists gewesen, ich sag dirs!“

„Vorgestern sagst, Maxl?“

„Dem Hausteiner Wirt habns sechs Faß Bier ausgsoffen. Is ja der Bischof dagwest. Firmung. Weißt eh.“

„In Kathrein? Vorgestern?“

„So ein lustigen Festtag wie vorgestern habn die Kathreiner noch nie ghabt.“

„Und einen so traurigen noch nie, wie gestern.“

„Warum?“ fragte der Holzknecht, „warum gestern trauri?“

So hat er mir den Bischof gegeben und ich ihm die Feuersbrunst und so sind wir auseinandergegangen. Bei mir habe ich dann gedacht: Es ist doch vielleicht nicht

wahr, weil er nichts davon gewußt hat. Niemand ist uns weiter begegnet den langen Weg. Endlich kam ein altes Weib mit ihrem Eierkorb heran, sie ging gegen das Mürztal, sie kam von Kathrein, sie wußte sicher alles. Und ich habe nicht den Mut gehabt zu fragen. Fünf Minuten später an der Straßenbiegung haben wir's ja schon gesehen. Über den Föhren und Fichtenwipfeln, wo sonst die Kuppel des Kirchturmes mit dem funkelnden Knauf geleuchtet hatte, ragte die achteckige dachlose Mauer des Turmes auf, glatt abgeschnitten oben, wo der Kuppelbau gestanden. Aus den Höhlen der Fenster zogen sich geschwärzte Streifen. Die Zifferblätter der Uhr glotzten wie erblindete Augen. Wenn ich in einer Nacht plötzlich den Mond hätte niederfallen sehen, der Eindruck wäre nicht größer und grauenhafter gewesen als der, von dieser Ruine des Kirchturmes von St. Kathrein. Wenn man seit Ewigkeit oder was das gleiche ist, seit seinem frühesten Erinnern eine Gestalt hoch in die Lüfte ragen sieht und auf einmal ist sie nicht mehr und die Lüfte streichen durch den körperlosen Raum, als ob in demselben nie etwas gewesen wäre, so sieht man schaudernd die lückenlose Welt, die auch nach uns kommen wird.

Und nun die müßigen Fragen: Wie ist es geschehen?

Als nach dem glanzvollen Bischofsfeste die beglückte Gemeinde wieder in ihren Alltag eingelenkt und das Einkehrhaus, das am Fuße des bewaldeten Bergleins liegt, seine Leute hinausgeschickt hatte auf Feld und Wiesen — es ist ein heißer Hochsommertag, der 14. Juli 1904 — da schlägt aus der Scheune plötzlich die Flamme auf und unter der Musik des pfeifenden Windes tanzt sie

hin über die zunderdürren Schindeldächer, von Gebäude zu Gebäude. In wenigen Minuten steht der weitläufige Hauensteinerhof in Feuer. Und während die Herbeigeeilten noch einige Habe zu retten suchen unter Lebensgefahr, züngeln die Flammen schon hinterwärts durch den Wald hinauf, wo sie Nahrung wissen. An das Dach der Kirchhofsmauer springen sie und eine zuckt wie ein hämisches Irrlicht hoch oben auf dem Firste des hölzernen Kirchendaches hin. Der Schullehrer ist mit einem Schaff Wasser herbeigeeilt, es hätte ausgereicht, das Flämmchen in den Schindeln war nicht größer wie ein Vogel. Aber keine Leiter. Leute eilen herbei, sie haben Ratschläge aber keine Leiter. Das rote Vöglein wächst zum Hahn, flattert dem Turme zu und hinauf, hinauf über den Helm bis zur Kuppel, zum Knauf, wo sich die Siegesfahne entfaltet weit in die Luft hin. In den Glocken singt noch der heiße Samum; auf den vier Zifferblättern tanzen, wie wahnsinnig geworden, die Zeiger; da stürzt der kupferne Knauf herab, auf dem Steinboden springt er auseinander und schleudert die Urkunde heraus, die hoch oben über hundert Jahr und Tag verborgen gewesen. Sie erzählt nicht von den uralten Zeiten, als die ersten Mauern dieser Kirche entstanden waren, erzählt auch nicht, wie im 18. Jahrhundert der vordere Zubau entstanden; sie sagt nur, daß dieser Turm erbaut worden in den Zeiten der Revolution und Napoleons, als die Welt aus Rand und Band war. — Doch, wer liest jetzt Urkunden, da das ganze weitläufige Kirchendach ein prasselnder Feuerherd ist und inwendig die Holzdecke mit den schönen Stuckarbeiten schon anfängt, niederzubrechen. Nach der ersten Verwirrung der zusammengelaufenen Leute hat sich

bald ein planmäßiges Retten und Bergen entwickelt. Neben dem Kirchentore an der äußeren Mauer hängt an Klammern ein hohes Kreuz mit dem überlebensgroßen Christus, ein von Kunstkennern bewundertes Holzschnitzwerk.

Die Wassereimer stehen bereit, dieses Wahrzeichen zu schützen, siehe, da steigt das Feuer vom Dache herab, nach dem Haupte, den ausgespannten Armen; aber noch bevor die Gestalt versehrt ist, lockert sich wie von selbst an der Mauer das Kreuz, langsam neigt es sich, sinkt und wird von mehr als ein Dutzend Händen aufgefangen. In der Kirche kracht das Feuer, durch die Orgelpfeifen brüllt der Glutstrom. „Alles, was Atem hat, lobe Gott!“ stand geschrieben auf dem Emporium des Musikchores, der nun nach diesem letzten Liede niederbrach. Auf die Kanzel fliegen die feurigen Zungen herab, so eindringlich haben sie noch nie gepredigt, als an diesem jüngsten Tage, aber ein alter Bauer gießt all seine Wasserkübeln an die Kanzel hin — just allein diese Stätte des Wortes Gottes will er retten. Nur teilweise verkohlt, so hing die Kanzel nachher monatelang am dachlosen Gemäuer. So kämpfen die Leute um ihr Heiligtum. Die Kirchenfahnen, der neue prachtvolle Baldachin, die wohl gestern noch über dem Haupte des Bischofs so feierlich ins Freie schwankten, jetzt werden sie fluchtartig zur Tür hinausgebracht, während manche Seidenfranse schon zu glosen beginnt. Die Bildnisse, an denen der Küster jeden Sonn- und Feiertag fromm die Weihkerzen angezündet, sie vergehen nun selbst in Opferglut und die weiße Bildgestalt der Jungfrau wird umzüngelt von einem Flammenkranz, der die Ankunft, die Gegenwart des Herrn offenbart. Drei Bauersfrauen schleppen Wasserkübel in den erstickenden

Raum und retten das Bild. Aber der vielarmige Luster fällt klirrend zu Boden und die ewige Ampel stürzt auf den Flies, da Gott sich nun selber ein Licht angezündet hat und die Kirche ein brennender Dornbusch geworden ist.

Vom Bache des Tales herauf waren die Eimer gelaufen von Hand zu Hand; stundenlang hatten die Leute, mit feuchten Lappen Gesicht und Hände umwunden, in Rauch und Qualm gegen die Gluten gekämpft, umsichtig und heldenhaft. Aber endlich waren sie erschöpft — — siehe, das Feuer war es auch. Mit Staunen sahen die Leute, was gerettet war. Dahin ist der Turm mit Glocken und Uhr, der Chor mit Orgel und allen Musikinstrumenten, der rückwärtige, ältere Teil der Kirche mit den Betstühlen und Bildnissen. Das alles vernichtet. Aus dem Schutt- und Aschenhaufen steigt ein träges Flackern und Rauchen auf. Der vordere Teil mit den drei Rundschiffen, dieser sorgfältig eingewölbte Zubau aus dem 18. Jahrhundert, war, scheinbar wenigstens, fast unversehrt. Es standen die drei Altäre, die Betstühle, die Bildnisse an der Wand; es stand das Taufbecken und der Beichtstuhl, als Prophezeiung gleichsam, daß in dieser Kirche noch künftige Generationen getauft und entsühnt werden sollen.

So haben wir's gefunden an diesem Tage.

Auf dem Kirchhofe waren die Gräber verwüstet, Kohlenbrände lagen auf den Hügeln und manches Holzkreuz war verbrannt, so daß nur der Stumpf aus der Erde hervorragte. Da standen Bauersleute herum und schauten schweigend auf die Ruine und schüttelten ihre Köpfe darüber, daß auch Kirchen abbrennen können . . . Die flachkuppelige Wölbung des vorderen Kirchenteiles,

von welchem das Schindeldach herabgebrannt war, schaute sich von außen an, wie eine Moscheewölbung. Wenige Tage vor dem Brande hatte die Kirche ein neues Dach bekommen, die kleine Gemeinde war noch in Sorgen, wie man das bezahlen würde, und nun sollte die Kirche neu erbaut werden! Seit vierundzwanzig Stunden kein Glockenklang mehr, das war nicht auszuhalten. Und wenn das jetzt ein Jahr so bleiben soll oder länger oder für immer? Denn wer kann in dieser armen Gegend eine solche Kirche bauen?

Bekümmert verließen wir die Brandstätte, stiegen die steinerne Treppe hinab, gingen an dem unversehrt gebliebenen Pfarrhofe vorüber den steinigen Weg hinab ins Tal, wo die andere Brandstätte war. Was von dem Hauensteinerhof aus Holz gewesen, das war reinlich zu feiner Asche verbrannt, in der noch die Eisenteile der Geräte herumlagen; im übrigen standen die rötlichen Mauern mit den Fensterlöchern lautlos da. Dort und da stieg noch dünner Rauch auf. Ein paar Leute standen herum, tatlos, ratlos vor der ungeheueren Arbeit, die bevorstand. Obwohl der Besitzer ganz gelassen hinsagte, aufbauen, das werde er nimmer. Er gehe auf und davon. Aber hörst du? Aus dem Gemäuer des Gasthofes schallt Gelächter. Mitten in der Ruine, teilweise schier unter Schutt begraben, war die Gaststube unberührt geblieben, von der überschütteten Stubendecke wohl beschützt. Die Fenster waren zersprungen, aber die Tische und Bänke, der Gläserkasten waren da, wie sie immer dagewesen, und der Keller tiefer unten war erst recht erhalten. So saßen in der Stube Fuhrleute, Beamte des Bezirkes und der Feuerassekuranz, tranken Bier, besprachen lebhaft das Ereignis

und knüpften mancherlei Anekdoten dran. Sie waren leidlich munter.

Unter ihnen saß auch der Herr Pfarrer. Der alte Herr bedauerte mein „speres“ Aussehen und auf das Anerbieten, mit meinen geringen Kräften zur Wiedererbauung der Kirche beizutragen, lehnte er gemütlich ab, es sei am besten, einstweilen gar nichts zu tun. — Vor dem Unglück tatlos dazustehen, das dünkt mich allerdings noch das Trostloseste zu sein. Betrübt kehrten wir zurück in das Mürztal.

Dort war mittlerweile ein Schreiben an mich eingelangt. Der Schulleiter von St. Kathrein bat im Namen mehrerer Ortsgenossen, eine öffentliche Sammlung einzuleiten. Und wenige Tage später, als sich noch von keiner Seite Hilfe gemeldet, kam der Gemeindevorsteher von St. Kathrein zu mir, ein Jugendkamerad, mit dem ich auf der Schulbank gesessen. Er bat mich, die Kathreiner jetzt nicht zu verlassen. Es kümmere sich kein Mensch um sie. Die Gemeinde habe gar keine Schätzung, ob das Aufbauen fünftausend oder hunderttausend Kronen kosten werde.

Noch an demselben Tage verfaßte ich einen Aufruf zu Beiträgen für die abgebrannte Kirche, der an Zeitungen katholischer Länder verschickt und anfangs August veröffentlicht wurde.

Der Aufruf lautete:

Für die abgebrannte Kirche in der Waldheimat.

Der sinnliche Mensch bedarf, um zu sich selbst zu kommen und Gott zu ahnen, gleichsam einer Burg, die von weltlichen Dingen ihn zeitweilig absondert und schützt. Also ist gerade unserem Landvolke seine Dorfkirche mit ihrem Kultus die einzige Pflegestätte idealen Lebens.

In diesem Sinne geschah es, als ich vor einigen Jahren mich an das evangelische Deutschland wandte mit der Bitte, den evangelischen Bewohnern des Mürztales eine Kirche bauen zu helfen. Diese Bitte ist reich gesegnet worden. Und nun tritt das zweitemal und noch ungestümer die Notwendigkeit heran, mich an die Mitmenschen, diesmal an die katholischen, zu wenden mit solchem Anliegen.

In meiner Waldheimat ist am 14. Juli d. J. die Pfarrkirche St. Kathrein am Hauenstein durch Brand größtenteils zerstört worden. Die Gemeinde, aus einigen dreißig Gebirgsbauern und Häuslern bestehend, ist arm, die Beiträge der Versicherungsgesellschaft und des Kirchenfonds reichen an die Größe des Schadens bei weitem nicht heran. Die Leute stehen ratlos vor der Ruine; es ist nicht die Klage um verlorenes irdisches Gut, es ist ein Weinen um die geliebte Stätte, wo sich die bedeutsamsten Vorgänge ihres Lebenslaufes abgespielt haben, wo sie stets Mut und Kraft geschöpft haben für ihr mühevolles Dasein und Arbeiten. Und mitten unter ihnen stehe auch ich, nicht anders wie vor dem versunkenen Himmel der Kindheit; denn in dieser hellen Kirche der dunklen Waldheimat ist es gewesen, wo zwischen Vater und Mutter die Gottesnähe mich glückselig gemacht hat.

Wild und furchtbar ist der Kampf unserer Zeit, allein das recht erfaßte Christentum einigt und versöhnt, in ihm suchen wir die guten Herzen. Und so komme ich nun vertrauend zu Freunden des Christentums und des Volkes, zu Freunden der stillen Waldheimat und, wenn ich sagen dürfte, zu Freunden jener meiner Schriften, die in der Waldheimat wurzeln und wovon manche ihr friedsames Licht von diesem Bergkirchlein empfangen haben. Ich komme zu bitten um Beiträge zur Wiederherstellung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein.

Wenn diese Bitte auch nur annähernd so gesegnet ist als jene dazumal für die Heilandskirche, so können nach Jahresfrist vom Turme des wiedererstandenen Gotteshauses die Glocken hinausklingen in die waldumkränzten Berge, mit der Botschaft, daß trotz Brand und Asche die Liebe noch lebt.

Krieglach, im Juli 1904.

Unter ein paar glänzenden Ausnahmen zeigte es sich, daß dem Klerus meine Mithilfe zu diesem Kirchenbau nicht erwünscht war. Einer behauptete sogar, ich hätte für eine Sammlung zu diesem Zwecke kein Mandat gehabt, ein solches könne nur der hochwürdige Herr Pfarrer von St. Kathrein erteilen, nicht aber die Gemeinde! Der Ortspfarrer schien nicht entzückt gewesen zu sein darüber, daß ich ohne seine ausdrückliche Bewilligung der Gemeinde was Gutes tun wollte. Ich vermute, der sonst kreuzbrave Mann trug mir die evangelische Kirche in Mürzzuschlag nach. Allerdings war meine Sammlung für die Heilandskirche weitaus erfolgreicher gewesen, als diese im katholischen Lande für eine katholische Kirche! Damals hatten manche Leute gesagt: „Warum sammelt er denn nicht lieber für katholische Kirchen?" Ich glaube, nicht einer von diesen, die sich damals so überflüssig ärgerten, hat jetzt, da ich für eine katholische Kirche sammelte, auch nur einen Heller gegeben. Hingegen kam ein sozialdemokratischer Arbeiter zu mir: „Ich halt' zwar nit viel auf Kirchen. Aber wer sie braucht, für den sind sie not. Da haben's auch von mir fünf Kronen."

Wenn man den Ertrag dreier Vorlesungen abrechnet, stammt der weitaus größte Teil der bei mir eingegangenen Summe von — Evangelischen. Wohl nicht gerade nur aus „Dankbarkeit", als vielmehr in Übereinstimmung mit meinem Standpunkte, sich einander die Kirchen zu gönnen und bei solch gegenseitigem Wohlwollen im Christentum eins zu sein.

Vor vielen Jahren bin ich von einem Gebirgspfarrer Südtirols gebeten worden, für die Pfarrkirche seiner armen deutschen Bauerngemeinde, die mitten im Stock-

italienischen liegt, ein paar Kirchenglocken schaffen zu helfen. Ich leitete eine Sammlung ein, natürlich nur unter Katholiken — das Resultat war ein Ertrag von dreizehn Gulden.

Hätte ich dann für mein Waldschulhaus nur in katholischen Kreisen gesammelt, so wäre es mir wahrscheinlich auch nicht viel besser ergangen. Bin ich doch, als es sich um ein Armenhaus in meiner Heimatsgegend handelte, gerade bei den Wohlgesessenen und Frommen des Ortes gründlich abgeblitzt.

Für die Kirche von St. Kathrein, die an 50000 Kronen gekostet hat, habe ich kaum viel mehr als den zehnten Teil direkt auftreiben können. (Das jenen Leuten, die es in die Welt tragen, die Kirche hätte ich erbaut, zur Korrektur.) Trotzdem wurde der Bau alsbald begonnen. Im folgenden Frühjahre war es schon so weit, daß die Glocken auf den Turm gezogen werden konnten. Es war am Tage der Himmelfahrt.

Da war die ganze Gemeinde ein einziges erhobenes Herz geworden. Aus allen Gräben und von allen Höhen waren sie herbeigekommen im Festgewand und mit leuchtenden Augen, die Männer wie die Weiber, die Greise wie die Kinder. Das Kircheninnere lag noch voller Schutt und der Kirchhof ringsum war verrammelt mit Gerüsten, Stein- und Bretterwerk. Aber auf hohem Turmgerüst wehte die Festfahne und den Leuten war, als wäre schon die ganze Kirche fertig. Die zwei kleineren Glocken waren bereits auf dem Turm, die große wurde auf bekränztem Wagen von einer großen Menschenmenge bei klingendem Spiel den Berg heraufbegleitet. Vom nahen Wäldchen her krachten die Pöller. Der Hügel vor dem Turm war ge-

füllt mit Menschen; keiner von ihnen hatte bisher das noch erlebt: Glocken auf den Turm ziehen! Man hörte nicht jenes vorwitzige Hin- und Herreden, welches sonst in solchen Volksmengen vorkommt; schweigend oder nur leise und ehrerbietig flüsternd sahen alle zu, wie nun vermittelst Flaschenzuges die Glocke durch die Öffnungen des Gerüstes langsam emporschwebte, während sechs junge Burschen in Steirertracht ohne Gepolter und Geschrei, ruhig und ernst, von einem Monteur unauffällig angeführt, den Aufzug durch das Gebälke leiteten. Viele der Zuschauer, so schien es, haben in diesen Augenblicken aufs Atmen vergessen.

Und als die Glocke endlich im Turmfenster verschwunden war, da erreichte die Spannung den höchsten Grad. Man wollte miteinander sprechen, aber getraute sich nicht recht, als müsse die ganze Stille und Feierlichkeit dieser Frühlingsnachmittagsstunde den metallenen Zungen vorbehalten bleiben. — — Plötzlich der erste klingende Schlag der kleinen Glocke. „Es ist schon gewonnen!" rief ein Bauer aus. „Sie bimmelt nicht, wie die alte." Sie läutete ein paar Minuten lang. Dann kam die zweite dran. „Die läutet schon so tief, wie früher unsere größte!" sagten einige. „Sollt' man nit beten, statt schwatzen?" bemerkte eine behäbige Bäuerin. Darauf ein vorlauter Bursche: „Nix schwatzen und nix beten — nur losen." — So begann nun in langsamen Schlägen feierlich die große Glocke zu läuten. Da machten die Leute weite Augen. Ein solcher Klang war in diesen Bergen noch nicht gehört worden. Nach ein paar Minuten schwieg auch sie. Dann setzte wieder die kleine ein und nun läuteten alle drei zusammen. Den Leuten wurde anders, weinen mußten sie.

Das alte Geläute, das vor einem Jahre verstummte, war vergessen, denn so hatten die hundertjährigen von damals nicht geklungen. Alle Bergwälder ringsum grüßten zurück und sagten die Leute zueinander: „Jetzt hören wir sie wieder!“ Und an diesem Tage ist es mir erst recht klar geworden, die Glocke, sie ist die Zunge der Gemeinde. Die Glocke hat eine soziale Bedeutung. Weit über den Bau der Kirche klingt sie hinaus in die Welt zu allen. Sie spricht Menschliches und Göttliches zu den Weltkindern der Städte, die nie eine Kirche besuchen, sowie zu den Landleuten, die in Feld und Wald und in den einsamen Höfen sind. An diesem Nachmittage war herbeigekommen, was Füße hatte, und die Jährlinge ließen sich tragen und die Achtzigjährigen kamen in Karren; doch immerhin waren auch Menschen zurückgeblieben in den einsamen Berghäusern, um den Hof zu hüten. Die standen vor der Haustür Stunde um Stunde und schauten und horchten gegen die Kirche hinab, die manchem von Wald oder Berg verdeckt war, und horchten und horchten sehnsüchtig nach der Stimme des Rufenden in der Wüste. Die Sonne sank tiefer und tiefer, es blieb still. Endlich, endlich! Das Glockengeläute kam weich und lieblich in den Lüften heran.

Seit die Gemeinde besteht wird selten ein solcher Freudentag gewesen sein als an diesem Himmelfahrtsfeste, so daß jemand die Bemerkung machte: „Wenn das Unglück nicht gewesen wäre, hätten wir heute keinen solchen Freudentag!“

Aber es kam auch die andere Stunde. Die Stunde, da nun für alle geläutet wurde, die während der glockenlosen Zeit ins Grab gesenkt worden waren. So als ob

die Toten des Jahres mit dem Einschlafen gewartet hätten, bis sie von den Glocken zur ewigen Ruhe gesungen würden.

Ein Jahr später, am 16. September 1906, hat das Dankfest für die vollendete Kirche stattfinden können. „Sie ist noch viel schöner, als die alte war," sagten die Leute. Aber ich gedenke der lieben Kirche meiner Jugendzeit. — Mittlerweile war auch das mitabgebrannte Einkehrgasthaus „Zum Hauensteiner" stattlich aufgebaut worden, das heute eine beliebte Sommerfrischstätte ist.

Ich bin zu ausführlich geworden. Verzeihe es, Leser, meinem alten Bauernherzen.

Die deutsche Schutzstiftung.

Im Jahre 1908 habe ich unter dem Eindruck einer gehobenen Friedensstimmung das folgende niedergeschrieben:

„Man kennt sie gar nicht auseinander! Die Leute verschiedener Nationalitäten, die in unserem Lande seit Jahrhunderten nebeneinander wohnen und altgesessenes Heimatsrecht haben — sie sind ja alle gleich. Nein, gleich nicht. Der Rang unterscheidet. Die Kaste unterscheidet. Die Bildungsunterschiede sind groß. Die Klassen unterscheiden weit mehr als die Rassen, die sich längst gemischt haben. Ein deutscher Bauer und sein Nachbar, der windische Bauer stehen sich näher, als ein deutscher Bauer und ein deutscher Großstädter. Was Lebenshaltung und Gesinnung anbelangt. Mancher Deutsche unterscheidet sich mehr von seinem leiblichen Bruder als vom Nachbar, der jenseits der Sprachgrenze wohnt. — Welch ein Unglück, dieser Nationalitätenkrieg, den wir erleben, der unser Leben so sehr verroht, verbittert, so würdelos macht. Nachdem wir längst darüber einig waren, daß die Menschen an sich gleich sind, daß bei den europäischen Bewohnern der Unterschied ganz wo anders liegt als in der Abstammung, ist jetzt die schreckliche Zeit gekommen. Jenes Jahrhundert der Humanität mit seinen großen Geistern und Lehren — ist es denn ganz für uns verloren gegangen?"

Ein paar Wochen später steht im Tagebuch:

„Jene Zeilen enthalten Wahrheit und Deutschheit. Sind aber nicht angebracht in einer wahnsinnigen Zeit, die den Menschenwert oder Unwert nur mehr nach seiner Abstammung und seiner Sprache mißt, in einer Zeit, da wir Deutsche in Österreich vom Slawentum zurückgedrängt werden, so brutal anmaßend, daß ein slawischer Führer sich öffentlich zu sagen getraute: Für Deutsche ist in diesem Lande nur auf dem Friedhof Platz! Es gab schon Tage wahrhaftiger Deutschenverfolgung in Prag, Laibach, Cilli usw. Die Landleute sind noch ruhig, aber die Städter und Märktler sind wild verhetzt. Selbst in kerndeutschen Provinzen wie in Niederösterreich steigerte sich tschechische Anmaßung bis zur Frechheit. Es ist so, daß man fürchten muß, ein Kampf mit dem Messer wird entscheiden.“

Da habe ich jäh furchtbar deutlich gesehen, um was es sich handelt, um Notwehr, um Schutz des Vätererbes! Da muß jeder voran, persönlich, jeder nach seiner Weise, nach seinem Können. Und da frägt man sich: Was kann der einzelne tun? Was kann ich tun? fragte ich mich in schlaflosen Nächten.

Da fiel mir mein Versuch ein, den ich etwa zehn Jahre früher gemacht. Damals hatte ich vorgeschlagen, daß jeder Deutsche in Österreich den zehnten Teil seines Vermögens für nationale Zwecke opfern solle. Probieren wir's, bevor es ans Schwert geht, mit Geld. Geld für deutsche Schulen. Ich tat, um den Anfang zu machen, schon mein bescheidenes Brieftaschel auf. Aber sie haben mich ausgelacht, meine deutschen Brüder. Den zehnten Teil des Vermögens! Wie dumm! — Nur eine einzige Tirolerzuschrift hat mir, falls mein Plan aufgegriffen würde, 3000 Kronen zugesagt. Die Zeitungen, auch die deutschnationalen, haben sich über meinen, allerdings herzlosen Vorschlag, mit Behagen ausgeschwiegen.

Und in einer der Sorgennächte nun fiel mir ein: Versuche es noch einmal, aber klüger. Verlange weniger, vielleicht trägt das mehr. Und gründe deinen Plan auf Gegenseitigkeit, auf eine gegenseitige Nötigung zur Opfertat. „Nur wenn du gibst, gebe ich auch.“ Etwa eine Schutzstiftung zur Gründung und Erhaltung deutscher Schulen an den Sprachgrenzen und sprachlich gefährdeten Gegenden. Sie soll mindestens betragen zwei Millionen, die durch gegenseitig bedingte Zeichnungen wohlhabender Deutscher zustande komme. Wenn sich tausend Personen finden, wovon jede 2000 Kronen spendet, so bin ich dabei. In diesem Sinne soll sich jeder verpflichten, dann haben wir zwei Millionen. Das könnte gehen. — Einige Vorbesprechungen mit nationalen Männern ermutigten mich zwar nicht. Das war feuchtes Stroh. Mit kleinen Aufsätzen im „Heimgarten“ und im weitverbreiteten „Neuen Wiener Tagblatt“ prüfte ich den Boden. Der zeigte sich nicht ungünstig, die meisten Leute, mit denen ich von meiner Idee sprach, wurden warm, mit Ausnahme der Reichen, die hatten Bedenken.

Der Deutsche Schulverein hatte meinen Gedanken aufgegriffen, er war entschlossen ihn auszuführen und warb die anderen Schutzvereine zur Mitwirkung.

Im Mai 1909 ist — zuerst im „Heimgarten“ und dann im „Neuen Wiener Tagblatt“ — folgender Aufruf veröffentlicht worden.

Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen!

Aufruf

zu einer großen, gegenseitigen Nationalspende für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen.

Die Ereignisse der letzten Zeit haben uns geweckt zu heißer Sorge um unsere Sprachgrenzen. Freilich wohl unser aller hohes

Endziel ist die Gemeinsamkeit der Menschen. Doch der mitten in Stürmen um seine geistige Existenz ringende, heißblütige Mensch gruppiert sich in Nationen, die fremden Gewalten gegenüber sein starker Leib sind. Unsere Erfahrungen des vorigen Jahres sind schwer zu vergessen, und doch soll es nicht zu Trutz und Feindseligkeit gegen unsere nationalen Gegner geschehen, was wir jetzt durchführen werden. Wir wollen nicht über die Grenzen greifen, wir wollen nur unserer Väter deutsches Erbe verteidigen und unseren Nachkommen bewahren. Wir wollen an unseren Sprachgrenzen deutsche Schulen stiften und erhalten, so wie es unsere Gegner an ihren Grenzen tun und wir glauben so sehr an die Kraft und den Segen einer guten Schule, daß wir von ihr nicht bloß unseren sprachlichen Schutz, sondern auch Gesittung und Verständigung für beide Lager erhoffen.

Aber das liebe Geld. Wir wissen wohl, daß Geld allein kein Volk vor dem Niedergang bewahren kann, aber notwendig ist es doch. Unsere deutschen Schutzvereine arbeiten ja unermüdlich, nur die Mittel reichen nicht, um an unseren Sprachgrenzen genügend deutsche Schulen zu gründen und für beständig zu erhalten. Hätten wir da zu dem gewöhnlichen Einkommen der Schutzvereine noch auf einmal ein paar Millionen Kronen, so könnte schon mit den Zinsen allein eine Generation z. B. an hundert Schulen gründen, beziehungsweise versorgen, und so würde das Kapital zu nationalen Zwecken fortwirken in unbegrenzte Zeiten. Natürlich nur, wenn deutscher Idealismus hohe sittliche Ziele vorsteckt; ohne solche schafft alles Geld der Erde nur Lumpereien.

Nun, so ist es mir eingefallen, wie man durch ein bestimmtes Verfahren auf anständige Art ein paar Millionen zusammenbringen könnte.

Jeder Deutsche in Österreich, und auch unsere treuen Brüder im Reiche, bangen um unser gefährdetes Volkstum. Man ist überzeugt von der Notwendigkeit einer großen Abwehr, und gottlob, viele sind auch bereit Opfer zu bringen. Wenn sich nun eintausend wohlhabende Deutsche fänden, von welchen sich jeder verpflichtete, jetzt für unsere nationale Sache zweitausend Kronen zuzusagen und wirklich zu spenden, sobald der tausendste sie gezeichnet hat! Für den Fall, als innerhalb einer gewissen Zeit

auf diese Art nicht zwei Millionen Kronen zusammenkommen sollten, wäre für keinen die Zusage bindend. Es gibt so viele vom Glück begünstigte Leute, es gibt so viel Geld auf der Welt, ich halte es für unwahrscheinlich, daß im ganzen deutschen Volke nicht tausend Deutsche zu finden sein sollten, wovon jeder gerne zweitausend Kronen auf den Tisch legt, wenn sie gleichsam zwei Millionen bedeuten. Denn man gibt ja nur, wenn zwei Millionen gezeichnet sind.

Mich leitet der Gedanke, daß der Einzelne selbst für den besten Zweck zweitausend Kronen schwer, ungern, ja gar nicht gibt, wenn dasselbe Opfer nicht auch so viele Andere bringen und wenn nicht damit was Bedeutendes geleistet ist; daß er aber freudig mittut bei einer Riesenspende, an der die Besten des Volkes sich beteiligen und die ein für jetzt und die Zukunft segensreiches Ergebnis verspricht.

So lautet nun meine Frage an jeden wohlhabenden Deutschen: Geben Sie für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen zweitausend Kronen, wenn zwei Millionen daraus werden?

Aber ich sehe eine Menge Leute die Köpfe schütteln — und das ist mir gerade recht. Je zweifelnder sie den Vorschlag ansehen, je munterer können sie zeichnen in der Hoffnung, daß es ohnehin nicht dazukommt. Tausend solcher Pessimisten brauche ich und die zwei Millionen sind gesichert. Doch im Ernste gesprochen: So empfindlich die Gabe für manchen Einzelnen sein mag, wenn der große Erfolg da ist, wird's doch keinen reuen und jeder wird durch seine Mitspende ein noch treuerer Deutscher geworden sein, denn für was man Opfer gebracht hat, das liebt man um so mehr. Der Edle freut sich nicht bloß an dem Erfolg, sondern auch an der Größe seines Opfers.

Der Deutsche Schulverein hat die Durchführung dieses Werkes übernommen. Er wird die Unterschriftensammlung betreiben und nach abgelaufener Werbefrist die Einziehung der gezeichneten Spenden, sowie die Verwaltung und Verwendung derselben im Sinne der Spender besorgen. Sind nach abgelaufener Werbefrist die zwei Millionen, auf denen die Spender bestehen werden, nicht gezeichnet, so verlieren alle Zeichnungen ihre Gültigkeit und die Geschichte ist aus. Ist die Summe vor der abgelaufenen Frist

gezeichnet, so werden die Gelder eben zu dieser Zeit eingehoben. Daß sich als juridische Personen auch Gemeinden, Vereine, Familien und andere Gruppen unterzeichnen können, versteht sich.

Und ich hoffe, so gelingt es. — Vertrauend auf die gute Erde streue ich das Samenkorn ins Vaterland und zeichne als erster zu den Millionen mein tausendstes Teil.

Graz, am 1. Mai 1909. Peter Rosegger.

Diesem Aufruf hat der Deutsche Schulverein einen auch von den übrigen Schutzvereinen Deutschösterreichs und mehreren deutschnationalen Persönlichkeiten unterzeichneten Appell beigeschlossen, folgenden Wortlautes:

An das deutsche Volk!

In den bald dreißig Jahren seines Bestandes hat der Deutsche Schulverein über K 2000000 für Schulbauten ausgegeben. Weit mehr aber wird noch gebraucht, wenn an allen national bedrohten Punkten, an denen es notwendig ist, Schulen und Kindergärten erbaut werden sollen. Deshalb muß jeder Deutsche den Vorschlag unseres Rosegger mit Freuden begrüßen und nach Kräften zu seiner Verwirklichung beitragen.

Der Deutsche Schulverein hat die Verwirklichung des Roseggerschen Vorschlages in die Hand genommen. Es ergeht nun an alle Volksgenossen die dringende Einladung, der Aufforderung Roseggers nachzukommen und dem Deutschen Schulverein für Schulbauzwecke eine Spende von K 2000 zuzusichern für den Fall, daß sich bis Ende 1910 tausend Volksgenossen bereit erklärt haben, eine solche Spende zu gewähren.

Volksgenossen! Bewahrt unser Volk vor der Schmach, daß das angestrebte Ziel nicht erreicht werde. Sorgt dafür, daß dem Deutschen Schulverein zur Feier seines dreißigjährigen Bestandes die erwünschte und notwendige Jubelgabe dargebracht werde, unserem Volkstum zum Schutze, unserem Dichter zur Ehre!

Spendet für die Rosegger-Sammlung!

Wien, im Mai 1909.

Der Deutsche Schulverein:

Der Obmann: Dr. Gustav Groß.

Das Ausschußmitglied: Dr. Konrad Twerdy.

Den Aufruf, von besonderen Werbebriefen begleitet, sandte der Deutsche Schulverein von Wien aus nun in alle Welt. Ich hatte im Laufe des Sommers an 20000 mit der Hand geschriebene Werbebriefe, die vom Schulverein allwöchentlich in Kisten nach Krieglach kamen, mit meiner Unterschrift zu versehen, bevor sie an die einzelnen Persönlichkeiten und Körperschaften abgeschickt wurden.

Nachdem diese Werbeaktion zur Aufbringung von tausend „Bausteinen" zu je 2000 Kronen in geregelter Tätigkeit war, konnte ich von Zeit zu Zeit Stimmungsberichte veröffentlichen, die — weil sie manche bezeichnende Einzelheiten enthalten, an dieser Stelle mitgeteilt seien, zur Erinnerung an die merkwürdigen Tage, da unsere Deutschen einmal nicht in kriegerischen Worten, sondern in friedlichem Werke nachdrücklich redeten. Daß ich jedoch in einer Beziehung nicht zufrieden sein konnte, wird wohl zu ersehen sein.

Das folgende aus meinen Tagebuchblättern jener Zeit:

I.

„Als mir das System einfiel, nach dem der Deutsche Schulverein jetzt so erfolgreich arbeitet, habe ich mir die Entwicklung ganz anders gedacht, als sie sich nun wirklich vollzieht. Ich habe gedacht, die Menschen, denen Gott die Güter gegeben hat, würden den Ruf zuerst wohl eine Weile überhören, allmählich aber doch anfangen heranzukommen, schön langsam, einer nach dem andern, und etwa in fünf Jahren würde die Sache beisammen sein. So dachte ich, und so kam es gerade nicht. Anstatt der einzelnen Spender waren es Gruppen. Das Ding demokratisierte sich. Einzelne der Reichen und Edlen sind allerdings bald gekommen, herrliche Vorbilder! Im ganzen aber rankt jetzt die Aktion im breiten Volke dahin, und jene, die immer da waren, wenn die Nation, das Vaterland rief, die kommen auch jetzt wieder. Sie

und immer wieder sie beschützen das Volkstum, durch welches manche, die jetzt noch vermißt werden, groß und reich geworden sind.

Was erlebte ich denn? Ein Studentenverein von kaum dreißig Mitgliedern, ein armer Verein, beschloß, daß jedes seiner Mitglieder ein Jahr lang täglich um ein Glas Bier weniger trinken wird, um das dadurch ersparte Geld der Schutzstiftung zuzuwenden. Es macht mehr als zweitausend Kronen! Ein Mann, der schon jahrelang auf eine Reise nach dem Norden gespart hatte, verzichtete auf die Reise und gab das Geld der Schutzstiftung. Ein Promovent gab statt eines Doktorumtrunkes das Geld für die Schutzstiftung. Fünf Geschwister, Gewerbsleute, die täglich um ihre wirtschaftliche Existenz arbeiten müssen, taten sich zusammen und zeichneten den für sie empfindlich hohen Betrag. (Im Tagebuch habe ich solcherlei mehr.) Manche arme Leute kommen mit einigen Kronen daher, eine Sache, die nicht ins System paßt und doch auch nicht wie ein gewöhnlicher Schulvereinsbeitrag behandelt werden kann. In fröhlichem Wettstreit kommen noch manche Studentenvereine, nationale Vereine, Fachvereine, Künstlervereine, Geselligkeitsvereine, Theater, es bilden sich Komitees, um sogenannte Bausteine zu je zweitausend Kronen aufzubringen. Aber auch Gemeinden zeichnen, und manche mehrere Bausteine.

Zur Zeit dieser Notizen sind ungefähr 800000 Kronen gezeichnet. Eine hohe Summe, gerade so hoch, um von ihr aus zu sehen, wie bänglich weit wir noch ans Ziel haben. Aber bange ist mir deshalb nicht. Denn bis die Not heiß wird, bis die Gefahr naht, daß wir das schon Gewonnene wieder fahren lassen müßten, dann kommen auch die andern. Dann kommen sie gewiß, auch die, die bisher vermißt wurden.

Mit dem gesteigerten Erfolg stellte sich williger auch die Presse ein, die Gelegenheit ergreifend, um ihr nationales Wort einmal gründlich zur nationalen Tat zu machen. Herzhafte Zeitungsfürsprachen sind gar gewichtige Bausteine. Ich habe mein Lebtag nicht um Zeitungshilfe gebeten. Für sich darf der Schriftsteller so was nicht, da muß er warten, bis es von selber kommt. Aber diesmal glaubte ich das Recht zu haben, von der deutschen Presse starken und beharrlichen Beistand zu verlangen, bis das

Werk gelungen ist. Meinen Namen aber soll sie dabei besser im Hintergrunde halten, denn meinetwegen ist die Sammlung nicht da, ich habe daran kein größeres Interesse als jeder andre Deutsche. Doch immer wieder aufgezeigt soll werden, wie groß und wichtig die Sache an sich ist.

Das dreiste Wort eines alten Universitätsprofessors muß ich verraten. Der sagte: „Man weiß nie recht, wie weit es das deutsche Volk wert ist, daß man mit Gut und Blut sich dafür einsetze. Daher kommt mir diese Zweimillionenstiftung gelegen. Die soll mir Prüfstein sein. Finden sich in diesem Volke tausend Persönlichkeiten, die in so kurzer Zeit gleich ein paar Millionen für deutsche Schulen zeichnen, dann bin ich überzeugt von dem Werte der Deutschen, überzeugt von ihrer nationalen Begeisterung und Abwehrbereitschaft, überzeugt von dem besonderen Kulturwert dieses Volkes. Finden sich die tausend Deutschen nicht, dann gedenke ich fürder unbekümmert um die nationale Sache meiner Wege zu gehen.“

Seit zwölf Wochen habe ich fast jeden Tag ein paar hundert Werbebriefe zu unterschreiben. Bei jedem Autograph, das ich hinschreibe, kann ich mir einbilden, es trage zweitausend Kronen. Nie habe ich fester vertraut als diesmal, nie sicherer gehofft auf den vollen Erfolg.

Nebst der Arbeitslast hat meine Anregung mir auch eine widerliche Folge gebracht. Die Anstrudelung mit nationalen Lobgedichten und andern Phrasen Tag für Tag. Da habe ich mir gedacht, wie es unserm Herrgott sein muß. Er hat gewiß viel weniger persönliche Eitelkeit als so ein dummer Menschenpoet und muß sich anloben, ansingen, anbeten lassen ohne Aufhören. Obschon er als Schöpfer einer so wunderschönen Welt und, wenn man recht berichtet ist, eines noch schöneren Himmels, das Lob durchaus verdient. Es muß kaum zu ertragen sein. Nur ein Unsterblicher kann so was aushalten. Besonders unleidlich, wenn sie bloß mit Worten loben, in ihren Werken aber das Gegenteil tun. Mir wenigstens wäre es schon lieber, sie kämen mit der Zeichnung von zweitausend Kronen, als mit deutschtümelnden Gedichten. Nun, jeder kann dies halt nicht; dichten aber kann jeder. Man muß nur nicht glauben, daß man damit das Vaterland rettet.

Von Zeit zu Zeit kriege ich einen anonymen Schimpfbrief. Solche Briefe sind immer anonym, weil man das, was man nicht verantworten kann, auch nicht unterschreiben mag. Einer meinte, bisher sei ich ganz nett gewesen, ziemlich friedfertig, und hätte auch Nächstenliebe gehabt. Und jetzt sei ich auf einmal deutschnational geworden. — Nun, das ist freilich arg. Kann mich zwar nicht erinnern, je einmal gegen ein fremdes Volk gehässig gewesen zu sein. Aber das Volk, das mir am nächsten ist, habe ich halt doch noch am meisten lieb. Wäre das nicht auch so ein bißchen Nächstenliebe?

Der Name „Roseggerstiftung", den die Zeitungen aufgebracht haben, hat auch sein Gutes. Er macht mich zum reichen Mann; aber leider auch zu einem Filzian. Bittende Briefe kommen heran aus allen Winden. Ein Mann, der Millionen zu verschenken hat, wird auch die geringen Schulden eines armen Teufels zahlen; wird auch das Geld vorstrecken zur Ausführung einer wirtschaftlich eminent wichtigen Erfindung, die Luft so in Stücke zu komprimieren, daß sie wie Scheiter als Brennholz verwendet werden kann; wird auch das Kapital vorstrecken, um in einer Provinzstadt ein Volksvarieté zu bauen. Was weiß ich, was sie alles jeden Tag von mir wollen. Und siehe, der Krösus gibt nichts!

Ich glaube gar nicht, daß er einer ist. Wir wollen anstatt „Roseggerstiftung" doch vielleicht lieber Deutsche Schutzstiftung sagen. Dieser Schutzname schützt mich und ist auch nicht ungerecht gegen die tausend Stifter.

Bloß tausend! Eine Adelsauslese des deutschen Volkes. Man meint, die Leute müßten sich drum reißen, mit dabei zu sein.

Lustig machte mich mein Nachbar, der Hammerherr. Schon seit Monaten merkte ich, daß er mir auswich. Und als wir gerade einmal ums scharfe Eck zusammengerieten, so daß er standhalten mußte, fing er gleich überlaut an zu reden vom Kometen, der demnächst kommt, und was er etwan wieder Schlechtes bedeuten werde, da die Zeiten ohnehin lausig genug seien. Ich aber ließ den Kometen ruhig auf seinen unergründlichen Straßen und sagte: „Was ist's Nachbar, zeichnest du?" Da gab's ihm einen Ruck. „Na, wie ich halt sag'!" kreischte er, „dir in d' Näh' kommen ist grad' so gut wie . . . Ein gemeinschädliches Indivi-

buum bist! Andre Leut' werden hopp genommen, wenn der Geldsack nit sicher geht vor ihnen!" Er lachte zwar dazu, so wie die Wirtin über den ranzigen Braten die Sauce tut, damit er genießbarer sein soll. Doch wie Bettlerherzen kein Erbarmen kennen, obschon sie's von andern verlangen, so sagte ich ruhig: „Mach' keine Geschichten. Zeichne!" Und legte ihm Notizbuch und Füllfeder recht bequem in die Hände. Gezeichnet hat er!...

Ich führe das zur Warnung an. Im heurigen Jahre kostet jeder Besuch bei mir zweitausend Kronen. So weit ist es gekommen. Einst, ach ja! Mit Kleinem fängt man an. Vor mehreren dreißig Jahren bin ich schier zufällig veranlaßt worden, zur Gründung einer Ortsfeuerwehr in Krieglach ein bißchen Geld zu sammeln, wie man eben mit dem Aufschreibbogen von Haus zu Haus geht, der Bäuerin die Schweinchen lobt und dem Bauern die Ochsen, und dann mit dem Bogen vorrückt. Es gelang, nun und seither treib' ich's. Das Ende ist eine beispiellos dreiste Millionenbettelei.

Ich habe eben meine Freude dran. Allerdings in stillen Stunden wird mir manchmal ein bißchen unheimlich. Wenn ich dieses Mal noch glücklich durchkomm', dann will ich's lassen sein. Denn ich sehe mit Schaudern, daß böse Beispiele gute Sitten verderben. Die Polen machen mir's bereits nach, und zwar, wie man hört, mit bewunderswerter Fertigkeit. Und die Italiener in Südtirol fangen auch schon an, für italienische Grenzschulhäuser zu sammeln.

Sei es drum. Ein Schulhäuserbau um die Wette! Schulhäuser gibt's nie zu viel. Wenn die Schulen danach sind, und sie *sollen* danach sein, dann werden die Nachkommen vielleicht einsehen, daß die gegenseitige Befeindung der Nationen eine abgrundtiefe Torheit ist. Ein besserer Grenzschutz als die Kriegsfestung ist die Schule: die Herzensbildung, die Gesittung. So meinen es wohl auch unsre Schutzvereine, der Deutsche Schulverein voran, durch dessen großartige Sammelkraft binnen Jahresfrist das Ziel erreicht sein wird."

II.

Gehen wir nur immer zu den Reichen! Aber die sind schwer anzutreffen, sie sind in Marienbad oder auf einer Automobil-

reise oder auf der Jagd. Aus dem Volk aber kommen sie ungesucht und ungeladen. Aus den Amtskanzleien, aus den Lehrsälen, von den Eisenbahnbureaus, aus den Sparkassen und Banken, aus den Fabriken kommen die Beamten und legen ihre Gaben zusammen auf einen Baustein. So haben die Universitäten mitgebaut. So haben die Mittelschulprofessoren Wiens allein reichlich sechs Bausteine aufgebracht, wieder ein Beweis, daß man von diesen Lehrern nicht bloß Griechisch und Latein lernen kann, sondern auch Opferwilligkeit für das deutsche Volkstum. Und wie die Lehrer, so sammeln unter sich auch Schüler. Kleine Dorfgemeinden stellen sich mit großen Stadtgemeinden auf den gleichen Vorderposten und geben ihren Baustein und setzen die Arbeit munter fort in ihren Steinbrüchen.

Und dann erst der biblische Groschen der Witwe! Ein armer Pfarrer vom Rhein schickte mir 5 Kronen 60 Heller zu, weil er 2000 Kronen nicht erschwingen könne. Ein kränkelnder Tagschreiber kam zu mir mit der verschämten Bitte, 2 Kronen von ihm anzunehmen, mehr hätte er nicht übrig. Von einem armen Schulknaben hörte ich, der seit Monaten für ein Paar Winterhandschuhe sparte und dann veranlaßt wurde, mit verfrorenen Fingerchen das Handschuhgeld als Beitrag für einen Baustein hinzugeben. — Und da mußte ich's wieder hinausschreien: „So ist es ja nicht gemeint. Lasset die Armen in Ruh'!" — Hätten wir aber all diese Sammelbausteine zurückgewiesen, so wäre heute unser Werk nicht gesichert. So will ich auch nicht mehr zanken, die Erfahrung ist ja troststreich: Wir haben die Majorität, denn wir haben die Unbemittelten. Und wir haben die Zukunft, denn wir haben die Jugend.

Aus Heidelberg schrieben Studenten: Wir tun auch mit. Wir rufen unsre Kollegen im Reiche und bringen Bausteine für deutsche Schulen an euern Sprachgrenzen! — Abgeblitzt sind wir daheim bei etlichen Teutonen, in deren Programm unsre deutschen Schulen an den Sprachgrenzen nicht stehen. Bei uns aber heißt es nicht, politisch deutsch zu werden, sondern national deutsch zu bleiben.

Aus dem Deutschen Reiche sind Stimmen gekommen: Gerne möchten wir zu eurer Millionensammlung mithelfen, aber uns

gefällt nicht, daß ihr so wenig auf euer schönes Österreich haltet und über eure altehrwürdige Dynastie hinweg zu uns herüberschielet. — Solchen habe ich leidig müssen antworten: „Wir schielen nicht, wir schauen zu euch hinüber, aber nicht über unsre treugeliebte Dynastie hinweg. Im Gegenteil, unsre Augen suchen die hilfewilligen Brüder, weil wir unter unserm deutschen Herrschergeschlechte deutsch bleiben wollen! — Nun laufen auch aus Deutschland immer mehr Bausteine ein, einer erst gestern, sein Spätkommen entschuldigend mit dem Merkwort: „Ihr bautet den Grund, wir krönen den Giebel!"

Wer öffentlich etwas Gemeinnütziges durchzuführen trachtet, dem regnet es, wie bemerkt, anonyme Briefe. So einer sagte mir vor kurzem „offen und freimütig" ins Gesicht: „Sie Herr, Sie! Das tun Sie ja gar nicht dem deutschen Volke zulieb, sondern nur, weil Sie alle Tag Ihren schönen Namen in der Zeitung lesen wollen."

. . . Ich bin entlarvt!

Also darum Räuber und Bettler! Es ist doch gar zu lustig, täglich mit der Sammelbüchse in der Öffentlichkeit herumklingeln zu können, so daß die Leute schon überall aufschreien: „Ah, der ist wieder da! Laßt's mich aus mit dem!" Es ist ein angenehmes Geschäft, Herr Anonymus!

Nein, da hat jener Prager Tscheche schon einen besseren Humor, der mich in einem so viel als anonymen Schreiben lustig auszankte, wie folgt: „Ihre feindselige, aber auch grundlose und ungerechte Enunziation gegen das tschechische Volk hat in demselben eine bittere Enttäuschung hervorgerufen, denn Sie galten bei den Tschechen bisher für einen Menschenfreund. Als Sie noch ‚Am Wanderstabe' standen und nicht unter ‚Allerhand Leut' kamen und ‚Als ich jung noch war' und Sie die ‚Feierabend- und Sonntagsruhe' heiligten, dazumal siedelte in Ihrem Herzen noch ‚Allerlei Menschliches' und wir waren, wenn gleich persönlich unbekannt, ‚Gute Kameraden'. Seitdem Sie aber die großen ‚Dorfsünden' mit Ihren gehässigen, antitschechischen ‚Bergpredig'en' begingen, seitdem Sie aufgehört haben, zu fühlen und zu handeln wie ‚Die Älpler' — die echten und biedern —, seit dieser Zeit halte ich Sie nicht mehr für ‚Martin, den Mann', sondern eher für den ‚Schelm

aus den Alpen', und Ihre Sache wird es sein, Ihre böse Tat gegen die Tschechen ,Am Tage des Gerichts' selbst zu verantworten. Möchten Sie doch ,Jakob der Letzte' sein, der gegen mein gutes und liebes Tschechenvolk die unschöne und menschenunwürdige Hetze treibt! Hochachtungsvoll Václav Řeřicha. Ve zlaté slovanské Praze, 6. zaři, 1909."

Es wundert mich nur, daß ein Mann, der meine Werke so gut kennt, mein Werk so arg verkennt! Habe ich denn die Tschechen etwa ein „Nixnutzig Volk" genannt, dem man „Das Sünderglöckel" läuten soll? Oder das mit „Weltgift" zu vernichten wäre? Eher könnten die Tschechen „Wildlinge" sein, denen man das „Höhenfeuer" der Kultur gönnt und den „Sonnenschein", auf daß in ihrem Lande „Erdsegen" sei. Mir sollen sie aber die deutsche „Waldheimat" lassen, denn sie ist „Mein Himmelreich"!...

Wenn irgendwo im Freien ein Feuer brennt, so kommen gern arme Leute, um daran ihr Süpplein zu kochen. Aus allen Winden eilen jetzt junge Poeten herbei, um zur Nationalsammlung beizutragen. Dem einen soll ich seinen Roman drucken lassen, das Honorar widme er als Baustein. Dem andern soll ich einen Verleger für seine Gedichte verschaffen. Der Ertrag ein Baustein. Dem Dritten soll ich ein Drama auf die Bühne bringen. Die Tantiemen ein Baustein. Noch unbekannte Sängerinnen wollen Konzerte geben, diese soll ich arrangieren. Die Einnahme ein Baustein. Junge Maler möchten mich in Öl zubereiten. Der Verkauf des Bildes ein Baustein. — Die armen Guten! Alle müssen sie heimgeschickt werden. Es ist ein wahres Kreuz! Andre tragen sich an, für die Sammlung agitieren zu wollen, ersuchen aber um einen Vorschuß zur Deckung der „Betriebskosten".

Wenn es mir vor vierzig Wochen klar gewesen wäre, welche Änderung für mich dieses Jahr durch den Plan der Zweimillionensammlung nehmen würde, ich hätte ihn siebenmal beschlafen, ehe ich ihn ausschrie. Und dann hätte ich's erst recht getan. Trotz einzelner Spießigkeiten kann es ja doch nicht leicht eine frohere Zeit für mich geben als dieses fruchtbare Jahr, das im hundertjährigen Kalender gar nicht verzeichnet steht. Und so habe auch ich sie kennen gelernt, die Jagd nach Millionen. Frieden ist keiner in diesem Zeichen. Selbst der harmloseste Weg zu ihnen

ist voller Unfried. Ich werde froh sein, sie fern von mir in einer guten Statt geborgen zu wissen. Nun, so Gott will, bald ist das Ziel erreicht."

Vier Jahre später. — Das Ziel, zwei Millionen Kronen für die deutsche Schutzstiftung in Österreich, war damals nach einer Sammelzeit von neun Monaten erreicht worden. Die Volksstimmung ist so gewesen, daß die Sammlung weiter geführt wurde. Und heute sind rund drei Millionen gezeichnet.

An den Sprachgrenzen ist mit dieser Geldkraft bebereits Großes geschehen, nach den Ausweisen, die der Deutsche Schulverein in Wien, der Verwalter dieser Stiftung, von Zeit zu Zeit veröffentlicht. Ungefähr ein Dritteil der Summe wurde sofort ausgegeben für neue Schulhäuser, Kindergärten und Gründung mancherlei wirtschaftlicher Lehranstalten. In Böhmen, Mähren und Galizien, in Steiermark, Krain und dem Küstenlande, sowie neuerlich in Kärnten und Tirol ist auf gefährdetem Boden kraftvolle, mutfrische Wehr entstanden — nicht den Nachbarn zu Trutz, sondern uns zu Schutz. Und das soll so weiter geführt werden Jahr für Jahr, bis die Stellungen wieder erstarkt sind und das deutsche Volk an den Grenzen wieder zu seinem ruhigen Bestand gekommen ist.

— In bewegter Zeit sind diese friedlichen Blätter geschrieben worden. In der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft für die Nachkommen sei das Buch beschlossen.

Inhalt.

Von **Peter Rosegger** erschien im gleichen Verlage:

Mein Lied

Gedichte

Einband von A. Felger

232 Seiten. Gebunden M. 1.30

„Eine herrliche Gedichtsammlung! Erfreuend, erhebend, tröstend, stärkend in jeder Zeile. Hier ist nichts Ausgetifteltes, sondern edle kräftige Volksnahrung. Von Roseggers goldenem Gemüt geht ein reinigender Hauch aus, und wenn man das Werklein zum so und so vielten Male weglegt, weiß man mit stets erneuter Dankbarkeit nur eines zu sagen: Laß uns dich innig lieben, du guter, großer Mensch!" Berner Schulblatt.

„Da rauscht ein Klang von unerhörter Lieblichkeit und Weise."
Hamburger Correspondent.

„Welch ein Sänger stellt sich vor in diesem „Mein Lied" überschriebenen Büchlein! Das ist das Lied des Peter Rosegger, ganz so, wie er selbst ist. Innig und munter, gefühlsstark und schelmisch und immer echt, echt, echt!" Neues Wiener Abendblatt.

„Ein Mensch stellt sich vor, dem nichts Menschliches fernliegt, ein Vollmensch seiner Zeit, ein Freund und Kenner seines Volkes, ein tiefschauender, tiefschürfender Weltweiser. Welche Fülle von Stimmungen, Gefühlen, Gedanken! Eine geistige Wegzehrung bester Art!" Der Tag.

„Dieser Band ist eine dankenswerte Zugabe zu seinem reichen sonstigen Lebenswerke. Wer Rosegger liebt, erwerbe sich auch dieses Bändchen. Es steckt viel Gehalt in ihm."
Wörishofener Rundschau.

„. . So recht ein liebes Lesebuch für mußevolle viertel oder halbe Stündchen . . . . Fast jede Seite dieses Roseggerschen Tagebuches enthält einen Absatz oder doch einen Satz, aus dem ein hochgesinnter, feiner, echter Geistesmensch zu uns spricht . ."

Arena.

„. . Auch in diesen Blättern wird man keiner Zeile begegnen, die nicht irgend einen kleinen persönlichen Reiz trüge . . . . Es finden sich hier Anekdoten, kleine Erzählungen von vollendeter Meisterschaft der Wiedergabe . . ."

Die Zeit, Wien.

„Welch ein reiches, lustiges, nachdenksames, wehmütiges und doch lichtes Buch! Eine reife, heitere, kluge Persönlichkeit spricht aus ihm, und plaudert von dem und jenem, vom Guten und Schlimmen."

Deutsche Alpenzeitung.

„Ein Spiegel unserer Zeit."

Tagespost Linz.

„Ein echter Rosegger — unverkennbar in seinem Humor und seiner Schlichtheit."

Die Gartenlaube.

„Ein prachtvolles Buch ist dieses Tagebuch, das eine unerschöpfliche Fülle von allerlei Klugem und Gemütvollem bildet . . . Markige Zornesworte findet er wider alles Faule und Laue. So spricht aus diesen Blättern eine Weltanschauung, die weder rechts noch links nach Beifall fragt und die darum so herzerfrischend und natürlich wirkt."

Reclams Universum.

„Ein Buch wie geschaffen für unsere das kurze und gute liebende Zeit: Ansichten, Erfahrungen, kleine Erlebnisse, Einfälle, Stimmungen."

Nationalzeitung Basel.

„Eine so gesunde und frische Lebensanschauung mit soviel Humor und Gradsinn vorgetragen, daß man das meiste als Perlen echter Volksschriftstellerei bezeichnen kann."

Das Hochland.

„Ihr Roseggerfreunde greift dankbar nach dieser Gabe! Sicherlich wird sie Euch köstliche Stunden bereiten!"

Preußische Schulzeitung.



